

275 Jahre von Frommann bis Holzboog

© 2017 frommann-holzboog e.K.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



Wissenschaftsgeschichte
zum Anfassen

Von Frommann bis Holzboog

Herausgegeben von
Günther Bien · Eckhart Holzboog
Tina Koch

frommann-holzboog

© 2017 frommann-holzboog e.K.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Wissenschaftsgeschichte zum Anfassen:

Von Frommann bis Holzboog / Hrsg.: Günther Bien ... –

Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog, 2002

ISBN 3-7728-1727-0

© Friedrich Frommann Verlag · Günther Holzboog

Stuttgart-Bad Cannstatt 2002

Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

Einband: Heinrich Koch, Tübingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Festgabe für Günther Holzboog
zum 75. Geburtstag

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	11
Die Verlagsgeschichte. Ein chronologischer Abriß	17

Von Frommann ...

Horst Schröpfer

Die philosophischen und wissenschaftlichen Wurzeln des Frommann-Verlages	27
---	----

Manfred Fuhrmann

Friedrich Jacobs – ein Universalist der Klassischen Philologie	89
--	----

Wulf D. von Lucius

Der Autor und sein Drucker. Goethe und das Haus Frommann während der Herstellung des ›West-oestlichen Divan‹	103
---	-----

... bis Holzboog

Norbert Hinske

Das neue Gesicht des Frommann-Verlages. Beobachtungen eines Augenzeugen	137
--	-----

Michael Trauth

Von der Unentbehrlichkeit der Bücher in der Welt des großen summenden Gottes	145
---	-----

Inhalt

Hans-Gert Roloff

Editor als Beruf 161

Takeshi Nakazawa

Zum Sinn von Sinnlichkeit. Vom Nutzen EDV-erzeugter Indices
für die Begriffsgeschichte 173

Einblicke in die Werkstatt

Thomas A. Szlezák

Der Philosoph, der Tyrann und das Buch. Über Platons Bedenken
gegen die unbeschränkte Öffentlichkeit der Philosophie 193

Roberto Busa S.J.

Transcriptions of an Autograph Text of Thomas Aquinas
from 1260–65 to the Present Day 199

Margot Schmidt

Gertruds von Helfta »Exercitia spiritualia« 207

Matthias Dal'Asa

»Jüdische Brahmanen« 215

Jobanna Loebr / Heinz Scheible

Weltliteratur und Dorfprobleme. Die Spannweite von
Melanchthons Briefwechsel 223

Horst Pfefferl

Das Fragment einer lateinisch-deutschen Passionsharmonie
von der Hand Valentin Weigels 233

Friedrich Seck

Wer hat Sidneys »Arcadia« ins Deutsche übersetzt? 239

Wilhelm Schmidt-Biggemann

Das Geheimnis des göttlichen Namens.
Robert Fludds kabbalistisches Weltschema 245

<i>Friedrich A. Ueblein</i>	
Gestochene Kritik	251
<i>Eva J. Engel</i>	
Denkwürdigkeiten	261
<i>Erich Fuchs</i>	
Zur Geschichte der J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften	267
<i>Michael Brüggem</i>	
Stoisches und Spinozaisches im Denken Jacobis. Zu einem Brief Thomas Wizenmanns (1759–1787) nach Stuttgart	271
<i>Jan Berg</i>	
Aus einem unveröffentlichten Manuskript Bolzanos	281
<i>Jörg Jantzen</i>	
»Das räthselhafte Aristotelische σωτηρία«. Bemerkungen zu einem Billet von Schellings Hand	285
<i>Friedrich-Wilhelm Eickhoff</i>	
Versuch über die Lüge aus psychoanalytischer Sicht	293
<i>Claudia Frank</i>	
»Versuch einer Analyse: Frau Klein«. Anmerkungen zu einem Ambulanzblatt der Berliner Psychoanalytischen Poliklinik von 1921	317
Verzeichnis der Editionen und Reihen des Verlags	327
Verzeichnis der Autoren	347
Personenregister	355
Verzeichnis der Abbildungen	363

Vorwort

Wenn sich so viele Autoren zu einem Thema und Anlaß zusammenfinden, dann gibt es zumeist etwas zu feiern. Unser Anlaß ist ein doppelter, ein zweifaches Jubiläum: Unter dem Titel *Wissenschaftsgeschichte zum Anfassen* gratulieren wir – zusammen mit Autoren, Herausgebern und Freunden des Verlagshauses frommann-holzboog – dem Verlag zu seinem 275jährigen Bestehen und zugleich dem Verleger, Günther Holzboog, zu seinem 75. Geburtstag.

Der Titel *Wissenschaftsgeschichte zum Anfassen* ist in mehrfachem Sinne zu verstehen: Zum einen kann er als Motto des Verlags von seinen Anfängen bis heute gelten: stets stand die Vermittlung von Wissenschaft im Vordergrund; Gedanken wurden in Form von Büchern greifbar und damit allererst be-greifbar gemacht. Zum anderen versammelt der Titel in dieser Jubiläumsschrift Beiträge, die andeuten, inwiefern der Verlag Wissenschaftsgeschichte mitgeschrieben hat.

Vorweggestellt ist ein kurzer Abriß, der die wichtigsten Daten und Personen der 275jährigen Geschichte des Verlags vor Augen führt. Darauf folgen drei Abteilungen:

Unter dem Titel »Von Frommann ...« wird der Blick auf die »ältere« Vergangenheit des Unternehmens gelenkt. Gewiß, ein Verlag von solch stattlichem Alter hat viel erlebt. Daher mußte für diese Jubiläumsschrift ausgewählt werden. Fast von selbst ergab sich eine Konzentration auf die Jenaer Blütezeit, in der sich viele Wurzeln des heutigen Verlagsprogramms finden: Horst Schröpfers Beitrag entdeckt das philosophische Engagement Carl Friedrich Frommanns, welches bislang unterschätzt oder gar verkannt wurde. Manfred Fuhrmann wiederum stellt einen damaligen Bestseller-Autor vor: Friedrich Jacobs, dessen griechische und lateinische Elementarbücher bis zu 22 Auflagen erlebten. Wulf D. von

Lucius' Nachzeichnung der Drucklegung des *West-östlichen Divans* läßt den Leser einerseits über das bisher wenig untersuchte Verhältnis zwischen dem Autor Goethe und dem Drucker Frommann staunen, und zeigt andererseits, wie nachhaltig das Anliegen, auch das Auge ansprechende Bücher herzustellen, in der Tradition des Hauses verankert ist.

Von den Wurzeln in die Gegenwart führen uns die Beiträge unter dem Titel »... bis Holzboog«: Norbert Hinske blickt auf die »jüngere« Vergangenheit des Verlags, auf die Wahrung der Tradition, aber auch auf die neuen Akzentsetzungen. Die nachfolgenden Beiträge widmen sich einigen aktuellen Fragestellungen rund ums wissenschaftliche Buch, mit denen sich ein Verlag heute konfrontiert sieht: in die Diskussion um die neuen Medien bringt Michael Trauth zwei neue Argumente ein; die Frage nach dem Sinn und Zweck wissenschaftlicher Langzeitunternehmen wie Editionen oder Indizes, einem wichtigen Standbein des Verlags, beantworten – auf ganz unterschiedliche Weise – Hans-Gert Roloff und Takeshi Nakazawa.

Durch die dritte Abteilung »Einblicke in die Werkstatt« schließlich kommt dem Titel des Bandes noch eine weitere Facette zu: Es werden konkrete Einblicke in die Entstehung der »Produkte« des Verlags gewährt, welche zum Teil bereits Wissenschaftsgeschichte geschrieben haben, zum Teil hoffentlich noch schreiben werden: die Editionen. Diese Einblicke sind von ganz unterschiedlicher Art, stets begleitet von sachkundigen Erläuterungen der Herausgeber: mal werden bislang unveröffentlichte Texte präsentiert – beispielsweise von Schellings Hand –, Autographen transkribiert und übersetzt – etwa die kaum entzifferbaren Schriftzüge des Thomas von Aquin oder Bolzanos –, mal wird die Geschichte einer Gesamtausgabe nachgezeichnet, in der ein Hühnerstall eine entscheidende Rolle spielt, mal werden gar falsche Zuweisungen von Autorschaft aufgedeckt, oder es wird berichtet, wie ein Autor noch in letzter Minute Details eines Titelpupfers ändern ließ, um »gestochener« Kritik zu entgehen.

Die Vielfalt der Werkstattberichte spiegelt die Bandbreite des Verlagsprogramms wider – eines Programms, dessen Grundpfeiler Editionen sind. Darüber spannt sich ein weiter Horizont von Monographie-Reihen, Nachschlagewerken, Bibliographien, Indizes und Zeitschriften. Ein Programm, welches sich

hauptsächlich um die Schwerpunkte Philosophie, Psychoanalyse und Theologie gruppiert und zur Zeit mehr als eintausend lieferbare Titel umfaßt.¹

Der Grundstein dazu wurde im Jahre 1727 gelegt, als der Verlag in Züllichau (heute Sulechów, Polen) – zunächst als Waisenhausbuchhandlung mitsamt Druckerei – von Sigmund Steinbart gegründet und von Gottlob Benjamin Frommann geleitet wurde.² Bis 1886 blieb das Unternehmen in den Händen der Familie Frommann. Das Programm, zu Beginn vorwiegend auf pietistische Literatur ausgerichtet, wurde in der zweiten Generation um die aufkommende rationalistische Theologie erweitert; selbst der *Kirchen- und Ketzer Almanach* von Karl Friedrich Bahrdt, dem berüchtigten *Enfant terrible* der deutschen Aufklärungstheologie, wurde bei Frommann verlegt. Neben theologischen wurden zusätzlich auch philologische Werke in das Angebot integriert.

In der dritten Generation entwickelte sich der Verlag darüber hinaus zu einem bedeutenden Schul- und Sprachwörterbuchverlag. Das Frommannsche Haus, mittlerweile in Jena, wurde unter Carl Friedrich Ernst Frommann zum »Vereinigungspunkt vieler Gelehrter und Künstler und sonst angesehener Personen« (Goethe zu Eckermann). Zu den zahlreichen berühmten Freunden des Hauses zählten neben Goethe auch Jean Paul, Ludwig Tieck, die Gebrüder Schlegel, Herder, Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer, Wilhelm und Alexander von Humboldt sowie die Gebrüder Grimm.

Friedrich Johannes Frommann, der Sohn Carl Friedrich Ernsts, widmete sich weniger dem Verlag als öffentlichen Tätigkeiten: er war Burschenschaftler, Teilnehmer und Chronist des Wartburgfestes, Vorsteher und Historiograph des Börsenvereins sowie Mitbegründer des deutschen Urheberrechts.

Nach Stuttgart kam der Verlag 1886 durch Emil Hauff. Er konzentrierte das Programm auf philosophische und pädagogische Literatur. Paul Natorp, Friedrich Paulsen, Aloys Riehl und Johannes Volkert, aber auch Arthur Gobineau, gehörten zu seinen Autoren. Mutig verlegte Hauff die Werke Ludwig Feuerbachs.

1 Im Anhang dieses Bandes findet sich ein ausgewähltes Verzeichnis der Editionen und Reihen des Verlags.

2 Vgl. den »Chronologischen Abriß der Verlagsgeschichte« in diesem Band, S. 17–23.

Im Jahre 1920 übernahm Hermann Kurtz den Verlag, gab die erste Auflage der Hegel-Jubiläumsausgabe von Hermann Glockner heraus und verlegte Schriften von Erich Adickes, Jonas Cohn, Hermann Hefele, Rudolf Metz, Josef Nadler, Ferdinand Tönnies, Richard Wilhelm, Max Wundt und anderen. Sein Nachfolger Wilhelm Kohlstädt baute den philosophischen Schwerpunkt des Hauses weiter aus, bis das Verlagshaus und das Stuttgarter Verlagsarchiv 1943 durch einen Luftangriff völlig zerstört wurden.

Der Verlag wurde jedoch weitergeführt und wechselte im Jahre 1955 abermals den Besitzer: Günther Holzboog hatte seine Dissertation über Cusanus, die er bei Wilhelm Weischedel in Berlin schrieb, fast abgeschlossen, seine Frau, Eva Holzboog, war an der Musikhochschule zum Violin-Studium angemeldet, da kam vom früheren Lehrer und Freund Otto Engel ein Brief nach Berlin, daß der Friedrich Frommann Verlag zum Verkauf stehe. Mit deftigen Worten schrieb Otto Engel, Günther Holzboog wäre ein Kapitaleesel, wenn er diese Gelegenheit nicht beim Schopf packen würde. Die Holzboogs fuhren daraufhin bei schlechtem Wetter mit dem Motorrad nach Stuttgart, und wenig später war der Kaufvertrag unterschrieben. Mit Wilhelm Kohlstädt hatten sie sich geeinigt, noch einige Zeit gemeinsam im Verlag zu arbeiten, doch dann verstarb dieser unmittelbar darauf völlig unerwartet. Da der Kaufpreis mit einer Leibrente verbunden war, rief dies die Stuttgarter Kriminalpolizei auf den Plan. Unter Mordverdacht, der jedoch rasch ausgeräumt werden konnte, und mit einem minimalen Jahresumsatz von etwa 16000 DM, begann für die Holzboogs ein neuer Lebensabschnitt. Sie führten den Verlag zu neuer Blüte und betrauten Ihren Sohn, Eckhart Holzboog, 1999 mit der Geschäftsführung.

Günther Holzboog machte sich – mit steter Unterstützung seiner Frau – als zielstrebig und wagemutiger Verleger mit langem Atem um die Wissenschaft verdient. Zielstrebig, weil er von Anfang an wußte, was er wollte: einen soliden wissenschaftlichen Fachverlag, der hohen Standards der Buchproduktion genügt. Wagemutig war er nicht nur bei der Übernahme des Verlags, der in Trümmern lag; Wagemut bewies er ebenfalls bei der Förderung damals nicht abschätzbarer »Großprojekte« wie der Gesamtausgabe der Werke J.G. Fichtes oder Bernard Bolzanos sowie der Fortführung der Moses-Mendelssohn-Jubiläumsausgabe. Mit langem Atem hat er die Tradition des Verlags fortgeführt – man

könnte sagen ganz im Sinne der Feststellung Gustav Mahlers »Tradition ist die Weitergabe des Feuers und nicht die Anbetung der Asche«; mit langem Atem hat er das Spektrum der Publikationen immer reicher und bunter werden lassen – auch wenn unter den »Kindern« manches Sorgenkind war, dessen Erfolg einige Zeit auf sich warten ließ. Der Weitblick und das Gespür für Qualität des ausgezeichneten Erzählers Günther Holzboog, der stets anekdotenreich durch die Verlagsvergangenheit zu führen weiß, ist Ansporn und Ziel zugleich.

Mit allen guten Wünschen an den Jubilar verbinden wir unseren herzlichen Dank an die Autoren des Bandes und Mitarbeiter des Verlags, die an dieser Festschrift so tatkräftig mitgewirkt haben. Norbert Hinske danken wir insbesondere für die Hilfe bei der Titelfindung. Unser Dank gebührt ferner Peter und Jürgen Keidel und ihren Mitarbeitern, die den zweiten Teil des Titels wortwörtlich umgesetzt haben: Wissenschaftsgeschichte *zum Anfassen*.

Die Herausgeber, im März 2002

Die Verlagsgeschichte

1727

Sigmund Steinbart (1677–1739) erhält am 9. 11. 1726 die Genehmigung, eine Buchdruckerei und einen »Buchladen« zur Unterstützung des von ihm in Züllichau (heute: Sulechów in Polen) gegründeten Waisenhauses zu betreiben; die Leitung übernimmt *Gottlob Benjamin Frommann* (1702[1704]–1741). Gottlob Benjamin Frommann heiratet Steinbarts Tochter, *Dorothea Elisabeth*.

1735

Vom preußischen König wird ein General-Privilegium für alle Verlagsbücher erteilt, um die in der Waisenhausbuchhandlung gedruckten und verlegten Bücher vor unerlaubten Nachdrucken zu schützen. Firmierung: Züllichau. In Verlegung des Waisenhauses bey, Gottlob Benjamin Frommann.

1741

Nach dem Tod von Gottlob Benjamin Frommann bleibt die Stelle des Buchhandlungsleiters ein Jahr lang vakant; die Oberaufsicht übernimmt *Johann Christian Steinbart* (1702–1767), der Sohn Sigmund Steinbarts.

1742

Johann Jacob Dendeler (gest. 1757), der die Witwe Gottlob Benjamin Frommanns heiratet, übernimmt die Buchhandlung.

1757

Nach seiner Ausbildung als Buchhandelsgehilfe in der Großischen Buchhandlung von *Johann Georg Beyer* in Leipzig übernimmt *Nathanael Sigismund Frommann* (1736–1786), der Sohn Gottlob Benjamins, die Buchhandlung; das Verlagsprogramm ist zunächst von pietistischer Erbauungsliteratur geprägt.

1759

Nathanael Sigismund Frommann kauft den Verlag der Großischen Buchhandlung; dadurch erweitert sich das Sortiment u. a. um philologische Werke von Theodor Arnold; Steinbart überläßt Nathanael Sigismund

Frommann ein Drittel der Handlung. Firmierung: Waysenhaus und Frommannsche Buchhandlung.

1756–1763

Während des Siebenjährigen Krieges liegt die Verlagsproduktion weitgehend brach.

1776

Das Privileg zur Errichtung einer Buchhandlung in Freystadt (heute: Koźuchów in Polen) wird erteilt; die Leitung übernimmt Frommanns Bruder, *Johann Carl Frommann* (1740–1797).

Das Verlagsprogramm öffnet sich freimaurerisch-aufklärerischen Schriften; moralphilosophische Schriften von Vertretern mit neologischer Prägung (Johann Gottlieb Töllner) und eudämonistischer Orientierung (Gotthilf Samuel Steinbart) werden verlegt.

1785

Nathanael Sigismund Frommann betreibt die Waisenhausbuchhandlung als alleiniger Besitzer.

1786

Nach dem Tod Nathanael Sigismund Frommanns übernimmt sein Sohn *Carl Friedrich Ernst Frommann* (1765–1837), der seine buchhändlerische Ausbildung bei August Mylius in Berlin erhielt, zunächst als »Führer der Handlung«, ab 1794 auf eigene Rechnung die Leitung des Verlags. Firmierung: Nathanael Sigismund Frommanns Erben, später: Züllichau bei Friedrich Frommann.

Das Verlagsprogramm wird konsequent im Bereich Theologie und Philosophie ausgebaut sowie durch Schul- und Sprachwörterbücher (z. B. Johann Gottlob Schneider-Saxo, *Kritisches Griechisch-Deutsches Handwörterbuch* 1797) erweitert.

1798

Übersiedlung nach Jena. Aufgrund von Carl Friedrich Ernst Frommanns Mitgliedschaft im Evergetenbund, einem freimaurerischen Geheimbund, droht die Verfolgung durch die preußischen Behörden; außerdem bietet das Umfeld von Weimar und Jena als geistiges Zentrum günstigere Bedingungen für Buchhandel und Buchdruck als Züllichau; das Sortiment wurde bereits 1796 an Carl Darnmann verkauft.

Über die Ausrichtung der Verlagsproduktion schreibt Goethe an Herzog Carl August (1798): »Die Richtung der Frommannischen Speculation geht nach einer anderen Seite, Predigtbücher, Lexika und dergleichen größere, langsam, aber gewiß sich verkaufende Werke machen eigentlich seinen Verlag aus.« Das Frommannsche Haus entwickelt sich in den folgenden Jahren zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt in Jena.

1799

Carl Friedrich Ernst Frommann erhält das Privileg zur Eröffnung einer Druckerei zusammen mit seinem Schwager Johann Carl Wesselhöft.

1825

Carl Friedrich Ernst Frommann nimmt seinen Sohn Friedrich Johannes (1797–1886), der u. a. bei Friedrich Perthes in Hamburg gelernt hat, in die Verlagsgeschäfte auf.

Friedrich Frommann macht sich um das buchhändlerische Vereinsleben in Deutschland verdient; durch seine langjährige Tätigkeit im Börsenverein (in den Jahren 1841–43, 1847–49, 1862–64 war er erster Vorsitzender im Vorstand des Börsenvereins) hat er entscheidenden Anteil an der Entwicklung des Zensur- und Urheberrechts (Denkschriften über *Die literarischen Rechtsverhältnisse in Deutschland 1841*, *Zensur- und Pressfreiheit in Deutschland 1842*).

1830

Friedrich Johannes Frommann übernimmt Verlag, Druckerei und Sortiment in alleiniger Regie.

Verlagsgeschichte

1878

Das Sortiment wird an Paul Mattaei abgegeben; in den folgenden Jahren wechselt es mehrfach den Besitzer.

1886

Da nach dem Tod Friedrich Johannes Frommanns keiner seiner Söhne das Verlagsgeschäft übernehmen will, wird der Verlag an *Emil Hauff* (1849–1927) verkauft, der den Geschäftssitz nach Stuttgart verlegt. Firmierung: Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

1920

Hermann Kurtz (1883–1964) übernimmt den Verlag. Firmierung: Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz).

1934

Der Verlag geht in den Besitz des langjährigen Prokuristen *Wilhelm Kohlstädt* (1887–1955) über.

1943

Die Geschäftsräume sowie das Fertiglager des Stuttgarter Verlags werden bei einem Luftangriff völlig zerstört.

1955

Günther Holzboog (geb. 1927) übernimmt den Verlag von Wilhelm Kohlstädt und baut zusammen mit seiner Frau, Eva Holzboog, in den folgenden Jahren den traditionsreichen Wissenschaftsverlag wieder auf; der Verlagsort ist seitdem Stuttgart-Bad Cannstatt; als neue Schwerpunkte kommen historisch-kritische Gesamtausgaben, lexikographische Hilfsmittel und Bibliographien unterschiedlichster Art hinzu.

Firmierung: Friedrich Frommann Verlag · Günther Holzboog.

1998

Günther Holzboog erhält aufgrund seiner herausragenden verlegerischen Leistungen im Bereich geisteswissenschaftlicher Publikationen das Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland.

1999

Sein Sohn, *Eckhart Holzboog* (geb. 1961), der seit 1995 im Verlag mitwirkt, wird mit der Geschäftsführung betraut.

Von Frommann ...

Die philosophischen und wissenschaftlichen Wurzeln des Frommann-Verlages

Horst Schröpfer

Der Rückblick auf die 275jährige Geschichte des Verlagshauses *Friedrich Frommann Verlag · Günther Holzboog*¹ läßt zum einen seine vielfältige Wirksamkeit in den verschiedenen Kulturepochen Deutschlands seit der Frühaufklärung deutlich werden. Zum anderen zeigt die Retrospektive, daß, neben theologischen, historischen, literarischen Schriften und anderen Titeln, die philosophische Literatur im Verlagsgeschehen einen besonderen Platz eingenommen hat. In bedeutsamen Phasen der kulturellen Entwicklung Deutschlands wurden wichtige Beiträge eingebracht. Dieses Bestreben erreichte mit der Übernahme des Verlages durch Günther Holzboog im Jahre 1955 seine größte Entfaltung. Er begründete ein neuartiges Profil, indem er sukzessive grundlegende Bereiche der philosophischen Weltliteratur in das Verlagsprofil aufnahm, in soliden Editionen

¹ Vgl. zur Verlagsgeschichte: Friedrich Johannes Frommann, *Das Frommannsche Haus und seine Freunde 1792–1837*, Jena 1870 (²1872, ³1889 Stuttgart); Artikel *Frommann, Carl Friedrich Ernst*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 8, Leipzig 1878, S. 140–143; Artikel *Frommann, (Carl) Friedrich (Ernst)*, in: *Deutsche Biographische Enzyklopädie*, Bd. 3, München 1996, S. 510; Klaus Richter, *Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann*, Weimar 1988; Günther H. Wahnes, *Freundliches Begegnen. Goethe, Minchen Herzlieb und das Frommannsche Haus*. 5. Aufl., Stuttgart/Jena 1927; Uta Kühn, *Tradition und Bedeutung des Frommannschen Waisenhaus-Verlages zu Züllichau und die gesellschaftlichen Hintergründe für Carl Friedrich Ernst Frommanns Übersiedlung nach Jena im Jahre 1798*, Diss. Jena 1991; Uta Kühn-Stillmark, *Die Übersiedlung des Frommannschen Verlages 1798 nach Jena – Hintergründe und Folgen*, in: Jürgen John (Hrsg.), *Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert*, Weimar/Köln/Wien 1994, S. 273–292; Günther Schmidt, *Zwischen Comptoir und Salon. Zweihundert Jahre Frommann in Jena*, in: *Palmbaum* 1998, H. 3, S. 61–75; Frank Wogawa, »Zu sehr Bürger ...«? *Die Jenaer Verleger- und Buchhändlerfamilie Frommann im 19. Jahrhundert*, in: Hans-Werner Hahn, Werner Greiling und Klaus Ries (Hrsg.), *Bürgertum in Thüringen, Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert*, Rudolstadt und Jena 2001, S. 81–107. Der Nachlaß der Familie Frommann im Goethe-Schiller-Archiv Weimar.

vorstellte und bisher wenig beachtete Gebiete erschloß. Die neuesten Forschungen zu diesen Themen bezog er ein und gab ihnen zunehmend größeren Raum.

Das so entstandene und sich ständig erweiternde Programm des Verlages ist von dem Anliegen getragen, die humanistische Tradition der europäischen und der deutschen Kulturgeschichte, wie sie vor allem in ihrer philosophischen Konkretion in Erscheinung trat, der Öffentlichkeit in Ausgaben vorzulegen, die sich durch herausragendes Niveau und gediegene Gestaltung auszeichnen. Mit dieser Idee, humanistisches Denken in seiner Elementarität und Universalität, d. h. in seinen vielfältigen Grundlegungen darzubieten, reiht sich Günther Holzboog in die Gemeinschaft der Verleger ein, die der Jenaer Verleger Eugen Diederichs (1867–1930) in seiner Lebensbeschreibung (1927) als *Kulturverleger* bezeichnete.

Kulturverleger sein heißt nicht dieses und jenes wichtige und schöne Buch verlegen, sondern unbeirrt von augenblicklichem Erfolg und dementsprechend unbekümmert um Tagesmode verlegen und an den Sieg der Idee glauben.²

Die Bereitstellung dessen, was die besten Köpfe ihrer Zeit zu den Lebensfragen der Menschheit gedacht, diskutiert und erkannt haben, ist ein Verdienst des Verlages, das kaum überschätzt werden kann. Denn durch seine Editionen speist er gleichsam die schwer errungene Erfahrung der Besten der Menschheit in die heutige und künftige Diskussion über die Perspektive der menschlichen Gattung ein. Es ist eine kulturelle Leistung, die umso höher zu bewerten ist, da der Verleger als Unternehmer letztlich gezwungen ist, sein Erzeugnis und dessen ideellen Wert nicht losgelöst von seiner Verkäuflichkeit zu betrachten.

² Eugen Diederichs, *Aus meinem Leben*, Jena ²1938 (¹1927), S. 26. Diederichs ergänzte: »Als Verleger ist man ein ewiger Dilettant, und das ist die eigentliche Tragik seines Lebens; wenn man irgendwo in einer eigenen schöpferischen, literarischen oder wissenschaftlichen Tätigkeit wurzeln würde, taugt man nicht zum Verleger. Ich meine, die erste Eigenschaft eines Verlegers muß Einfühlungsfähigkeit gepaart mit Instinktsicherheit sein, die zweite eine gewisse Kombinationsgabe, um verschiedene geistige Bezirke miteinander zu verbinden und zu selbständigen Analogieschlüssen zu kommen, die dritte Eigenschaft ist aber Wagemut, und diese ist sein eigentliches Schicksal, denn es

1. Gottlob Benjamin Frommann – Der »Buchhändlerverleger«

Als der Handlungsgehilfe Gottlob Benjamin Frommann im Jahre 1726 in die ostbrandenburgische Stadt Züllichau kam und sich anschickte, im Buchhandel sein Glück zu versuchen, geschah dies am Beginn einer neuen Entwicklungsphase dieses Bereiches der Kommunikation und der unternehmerischen Betätigung. Seit der Erfindung des Buchdrucks (1455) bis zum Ende des 17. Jahrhunderts dominierte der *Druckerverleger*. Er wählte die Manuskripte aus, stellte die Bücher auf eigene Kosten her und bot sie dem Handel an. Um 1700 erfolgte eine allmähliche Trennung der buchhändlerischen und verlegerischen Tätigkeit vom Druckgewerbe. Zunehmend arbeitete der Buchhändler und Verleger als lagerhaltender Einzelhändler (Sortimenter). Die verlegerische Aktivität und die Vermarktung der Produkte verbanden sich in einer Person und das auf längere Zeit.

Diesen Vorgang registrierten die Zeitgenossen. So wurde 1733 in *Zedlers Universal-Lexicon* unter dem Stichwort *Buchhändler* bemerkt:

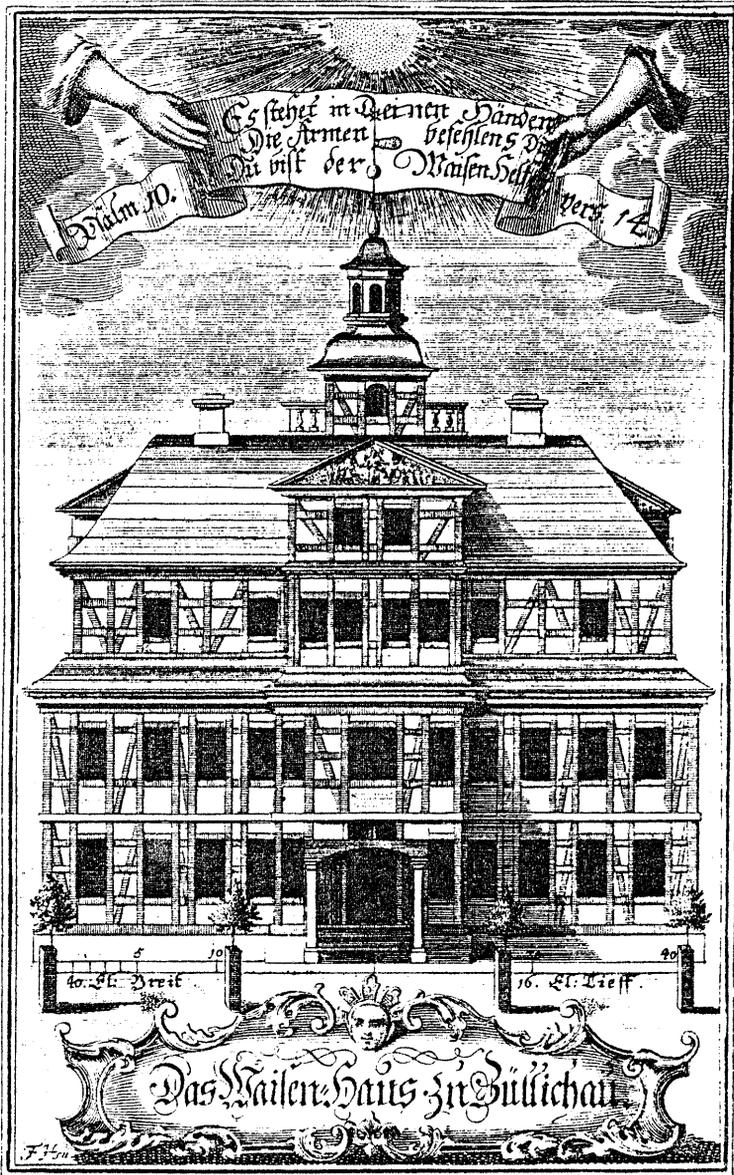
*Buchhändler, Buchführer, Bibliopola, Libraire, Marchand libraire, so wird derjenige genennet, welcher gedruckte Bücher zum Verkauf hat, und dieselben entweder selbst verlegt, oder von andern sich handelt.*³

Wenig später wird im gleichen Werk das Verlegen von Büchern als eigenständiger Tätigkeitsbereich in seiner grundsätzlichen Bestimmung hervorgehoben. Es heißt dort: »[...] im Buchhandel aber heisst ein *Verleger* derjenige, der ein Buch auf seine Kosten zum Druck befördert, und dem Verfasser gemeinlich eine Entgeltung entrichtet.«⁴

heißt auf die richtige Karte setzen. Das bedeutet nicht immer, augenblicklichen Erfolg zu haben. Ich möchte sogar so weit gehen und sagen, der augenblickliche Erfolg ist gar nicht so entscheidend im verlegerischen Leben, das Entscheidende ist Ausdauer und Konsequenz.« (Ebd. S. 102 f.)

³ Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 4, Halle u. Leipzig 1733 (Neudruck: Graz 1961), Artikel: *Buchhändler*, Sp. 1766.

⁴ Ebd., Bd. 47, Leipzig u. Halle 1746 (Neudruck: Graz 1962), Sp. 1100.



Der erste Verlagssitz in Züllichau

Es wird auf den Sachverhalt hingewiesen, daß Buchhandel und Verlag in der Regel in *einem* Unternehmen und in Personalunion betrieben werden. Bemerkenswert ist, daß der sich profilierende Erwerbszweig und Berufsstand des *Buchhändlerverlegers* sowohl in seiner Eigenständigkeit als auch in seiner gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutung gewürdigt wurde. Im gleichen Werk wird erklärt:

Nachdem aber die Buchdruckereyen erfunden, mithin dadurch die Anschaffung derer Bücher, leichter gemacht worden, so hat sich nicht so wohl die Anzahl derer Buchhändler, als auch aller *Auctorum* in allen Wissenschaften und Sprachen vermehret, dergestalt, daß man auch aus entfernten Landen die besten Bücher, vor einen leidlichen Preis haben kan; Und es ist nicht zu läugnen, daß heut zu Tage geschickte Buchhändler sind, die dasjenige, was zu Beförderung guter Wissenschaften und Künste dienet, wohlverstehen, und nützliche Schrifften aufzubringen sich bemühen, dahero ausser allen Zweifel gesetzt ist, daß diese Leute im gemeinen Wesen nicht allein höchst nützlich sind, sondern, daß sie auch an dem Flor der *Litteratur* grossen Theil haben.⁵

Der Buchhändler und Verleger ist ein entscheidender Vermittler im nationalen und internationalen Kommunikationsprozeß geworden. Nicht zuletzt in Deutschland bildete er ein wesentliches und treibendes Element der Aufklärungsbewegung im 18. Jahrhundert. Zu den Akteuren, die diesen geistigen Wandel mitgestalteten, gehörten die seit dem dritten Jahrzehnt in Züllichau ansässigen Frommanns.

Gottlob Benjamin Frommann (1702 [1704]–1741) kam 1726 in diese Stadt, um eine Existenzgründung zu wagen. Er stammte aus der Familie des Goldschmieds Johann Carl Frommann, die in Wolkenstein im Erzgebirge ansässig war. In seinem Elternhaus bestimmte pietistisches Ideengut die Lebenshaltung des Einzelnen und den Alltag der Gemeinschaft. Nach der Ausbildung zum Handlungs-

⁵ Ebd., Bd. 4, Halle u. Leipzig 1733, Sp. 1766.

gehilfen und einer dreijährigen Tätigkeit – er verbrachte diesen Zeitraum (1716–1726) im Ledergeschäft eines Verwandten in Stolpe (Hinterpommern) – nahm er 1726 das Angebot eines Lederhändlers in Züllichau an. Er fand sogleich Zugang zu Kreisen und Familien, die die im Elternhaus vermittelten pietistischen Vorstellungen teilten.

In gleicher Weise kamen die lokalen Verhältnisse seinen Bestrebungen entgegen. Die Stadt *Züllichau* (heute polnisch: Sulechów) gehörte damals zum ostbrandenburgischen Landesteil von Preußen. Von der Universitätsstadt Frankfurt/Oder ist sie in südöstlicher Richtung auf einer Wegstrecke von etwa 80 km zu erreichen. Die nächstgelegene größere Stadt ist Grünberg (heute: Zielona Góra). Sie liegt etwa 30 km südlich von Züllichau. Der Oderstrom fließt wenige Kilometer südlich an Züllichau vorbei. Der Fluß schlägt auf seinem Weg nach Norden in dieser Gegend eine fast westliche Richtung ein. An den Hängen des Nordufers haben die Bürger von Züllichau ihre Weinberge angelegt, unter ihnen die Frommanns.

Vor der Eroberung Schlesiens durch Preußen (1742) gehörte die Stadt zu dessen südlichem Grenzgebiet. Nach Süden schloß sich das Herzogtum Glogau an. Der bescheidene, aber solide Wohlstand gründete sich auf die Tuchherstellung. Die Einwohner waren evangelischer Konfession. In der Stadt bestand eine reformierte Gemeinde mit eigener Kirche, die sich regen Zuspruchs aus den glogauischen Gebieten erfreute. Sie begünstigte die Aufnahme pietistischer Ideen. In den siebziger Jahren war Georg Samuel Albert Mellin, der später als Anhänger der Philosophie Kants bekannt wurde, Prediger dieser Gemeinde.

Seine konkrete berufliche Chance verdankte Gottlob Benjamin Frommann dem Nadlermeister und Bürger von Züllichau *Sigmund Steinbart* (1677–1739). Er hatte sich, durch die von der pietistischen Bewegung ausgehenden Bestrebungen zur praktischen Frömmigkeit angeregt, schon längere Zeit der Betreuung elternloser Kinder gewidmet. Als er 1719 seinen Sohn in der Lateinschule des Franckeschen Waisenhauses in Halle besuchte, war er vom philanthropischen Wirken der Anstalt so beeindruckt, daß er bei der preußischen Regierung um die Erlaubnis nachsuchte, in Züllichau eine ähnliche Einrichtung gründen zu dürfen. Am 9. November 1726 erhielt er vom preußischen König die *Concession*, ein Waisenhaus in Züllichau zu eröffnen.

Sigmund Steinbart, nunmehr Direktor des Waisenhauses, wurde – neben der elementaren Unterstützung zur Selbsterhaltung der Einrichtung – die Genehmigung erteilt, eine Buchdruckerei und einen *Buchladen* zu betreiben. Im königlichen Reskript vom 9. November 1726 heißt es dazu:

Weil auch in der Stadt Züllichow bisher weder eine Buchdruckerey, noch Buchhändler gewesen, solches aber wegen der angrenzenden Polnischen und Schlesischen Grentzen, der Stadt nicht nur zum Aufnehmen, sondern auch dem Waysen-Hause nebst Stadt und Land besonders zum Besten ge- reichen kan; so privilegiren, concédiren und gestatten wir hiermit gedach- ten Waysen-Hause, daß selbiges eine Druckerey und Buchhandel auf eige- ne Kosten halten möge, wie denn auch das zur Druckerey erforderte Pappier dem Waysen-Hause zu gute Accise und Zoll frey paßiret werden soll, jedoch daß alle zu druckende Bücher, welche nicht schon vorhin in un- seren Ländern censiret und approbiret worden, vorher der Censur des Neumärkischen Consistorii unterworffen seyn müssen.⁶

Gottlob Benjamin Frommann übernahm die Stelle des Verwalters der Waisen- hausbuchhandlung. Sie war ihm von Sigmund Steinbart angeboten worden. Im März 1727 wurde der *Buchladen*, so wurde das Unternehmen bezeichnet, eröffnet. Die Verbindung zwischen beiden Partnern wurde noch enger, da Frommann am 22. Juli 1727 die Tochter Steinbarts, Dorothea Elisabeth, heiratete.

An dieser Stelle sei auf die grundsätzliche Bedeutung der pietistischen Vor- stellungen und ihrer Maximen zur praktischen Lebensgestaltung für die Verlags- gründung und -entwicklung hingewiesen. Denn es war vor allem der geistige Grundkonsens dieser Gemeinschaft in schwieriger Zeit, der neben politischen Einflüssen, geographischen Gegebenheiten und ökonomischen Bedingungen die Gründung des Verlages ermöglichte und seine Entwicklung prägte. Der Pie- tismus gewann als christliche Erneuerungsbewegung auch im brandenburgi- schen, sächsischen und schlesischen Raum, inspiriert von Philipp Jakob Spener

⁶ Ebd., Bd. 63, Leipzig u. Halle 1750 (Neudruck: Graz 1962), Artikel: *Züllichauer Waysen-Haus*, Sp. 1290.

(1635–1705), in den Jahren 1690 bis 1730 bedeutenden Einfluß. Er setzte der Verweltlichung der Landeskirche, dem äußerlichen Gewohnheitsglauben und der dogmatischen Erstarrung der theologischen Lehren das Streben nach einer lebendigen verinnerlichten Religiosität des Individuums entgegen. Wesentlich war, daß in dieser Glaubensgemeinschaft die Maxime galt, die Frömmigkeit auf der Grundlage einer bescheidenen Lebensführung in tätiger Nächstenliebe unter Beweis zu stellen. Hierdurch ergab sich zum einen ein fester Zusammenhalt in der Gemeinschaft. Zum anderen bildete das Wirken des Einzelnen in diesem sozialen Gefüge die Fähigkeit heraus, individuelles Tun und Handeln nach moralischen Grundsätzen eigenständig zu gestalten und zu verantworten. Diese Weltsicht und Lebenshaltung hatte noch nichts mit der Einengung der pietistischen Bestrebungen im 19. Jahrhundert zu tun, die in Konventikeln einer weltabgewandten Frömmerei nachgingen. Im Gegenteil, hier wirkte pietistische Denkhaltung und Lebensführung in ihrer ursprünglichen Gestaltung als Mittel, sich in einer Zeit, die durch die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges und durch aktuelle Auseinandersetzungen beschwert war, für die menschenwürdige Selbsterhaltung des Einzelnen und der Gemeinschaft einzusetzen.

Es war die humane Bestimmung der pietistischen Moralvorstellung, die den Verlagsgründer und seine Nachfolger befähigten, ein stabiles Unternehmen im Bereich der Kommunikation zu entwickeln. Dieser Grundzug ihrer Arbeits- und Lebenshaltung hat die zweite und dritte Generation der Frommanns motiviert, sich um die Mitte des Jahrhunderts dem vernunftgeprägten und anthropologisch begründeten Zeitgeist, d. h. den Ideen der deutschen Aufklärung und den Vorstellungen Immanuel Kants, zu öffnen und in ihrer verlegerischen Arbeit Raum zu geben. Sie bewahrten dieses Anliegen gegen religiöses Eiferertum und administrative Zwänge auch im nächsten Jahrhundert. Unter diesem Vorzeichen wurde die philosophische Literatur eine wichtige Komponente des Verlagsprogramms. Wenngleich ihr Anteil am Gesamtvolumen erst allmählich wuchs und im Fortgang des Unternehmens schwankte, so ist sie ein prägender Zug der Gesamtentwicklung des Verlages.

Entsprechend der Zielstellung der Einrichtung umfaßte das Verlagsprogramm in erster Linie religiös-erzieherische Schriften in pietistischer Orientierung, die sich in die sogenannte Erbauungsliteratur einordnen lassen. Das Ge-

schäft entwickelte sich erfolgreich. Das war nicht nur der staatlichen Förderung zuzuschreiben, sondern ist auch aus der Tatsache zu erklären, daß »den benachbarten Ausländern durch erbauliche Schriften eine erwünschte Handreichung«⁷ gegeben wurde. Die Letztgenannten waren evangelische Gläubige aus dem südlich angrenzenden Fürstentum Glogau.

Zu den ersten Titeln gehörten Traktate von *Johann Christian Steinbart* sowie Schriften von *Johann Jacob Rambach* und *Georg Conrad Rieger*. Ein besonderer Verkaufserfolg wurde der durch den preußischen König 1734 privilegierte Nachdruck der Werke von *Johann Arndt* (1555–1621). Es waren die Schriften *Vier Bücher vom Wahren Christentum* (1605/09) und *Paradies-Gärtlein* (1612). In zwei Jahrzehnten wurden 13 500 Exemplare gedruckt und davon 13 310 abgesetzt.

Die preußische Regierung war an der ständigen Stabilisierung dieses speziellen Unternehmens des Waisenhauses interessiert. Der preußische König bekräftigte diesen Standpunkt, indem er am 14. Dezember 1735 ein *General-Privilegium* für den *Bücher-Verlag* des Waisenhauses bewilligte. Es sollte die vom Buchladen des Züllichauer Waisenhauses verlegten und gedruckten Bücher vor nicht erlaubten Nachdrucken schützen. Der Kernsatz der Anordnung lautet:

Wir *Friedrich Wilhelm* von Gottes Gnaden, König in Preussen, Markgraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Ertz-Cämmerer und Churfürst etc. Tun kund und fügen hiermit zu wissen, daß, nachdem bey uns der Waisen-Vater zu Züllichau, *Siegmund Steinbart*, um dergleichen General-Privilegium, wie vormahls dem Waisen-Hause zu Halle unterm 23 May 1699 ertheilet worden, daß nemlich diejenigen Schriffthen und Bücher, so das Züllichauische Waisen-Haus mit Bewilligung des Auctoris in Verlag genommen, wie auch diejenigen andern Bücher, wovon wenig oder gar keine Exemplare mehr vorhanden, und welche sonst noch von niemanden unter die Presse von neuem genommen, jedoch aber zum gemeinen Besten wieder aufzulegen nöthig wären, durch Verlag des vorerwehnten Züllichauischen Waisen-Hauses gedruckt würden, in allen unsern Landen öffentlich

⁷ Ebd., Sp. 1322.



Erstanden vom 15jährigen Günther Holzboog

oder heimlich nachzudrucken, oder wenn solches ausser unsern Landen geschehe, selbige einzuführen und in unsern Landen heimlich oder öffentlich zu verkaufen und zu distrahiren, bey Confiscation der Exemplare und nachdrücklicher Geld-Strafe verboten, dagegen alle auf des Züllichauischen Waisen-Hauses Unkosten gedruckten Büchern allein aus dessen Buchladen, sowohl an Buchhändler als andere zu verhandeln, zu distrahiren, oder gegen nützliche und zum Besten des Züllichauischen Waisen-Hauses Buchladen dienliche Sortimenten zu verwechseln verstattet und zugelassen seyn solle.⁸

Daß der Buchverlag und -handel in Züllichau zur Mitte des Jahrhunderts florirte, ist aus der 1750 getroffenen Feststellung im Bericht über die Personalstruktur des Waisenhauses zu entnehmen. In der Hierarchie der Angestellten wird der Buchhändler nach dem Direktor, dem Prediger und den Informatores an vierter Stelle angeführt: »Der *Buchbändler* bey dem Buchladen, nebst dem Laden-Diener und dem Lehr-Jungen, wobey noch jetzt ein Helfer gebraucht wird.«⁹

Schon Gottlob Benjamin Frommann war bestrebt, das Verlagsprogramm durch die Aufnahme historischer und pädagogischer Titel zu erweitern. Zu diesem Zweck suchte er, Gelehrte der nahegelegenen Universität Frankfurt/Oder als Autoren an den Verlag zu binden. Eine besondere Kooperation verband ihn mit *Johann Jacob Moser* (1701–1785), der aus Stuttgart stammte und im pietistischen Denken verwurzelt war. Er galt als der berühmteste deutsche Rechtsgelehrte seiner Zeit (*Teutsches Staatsrecht*, 1737–1753, 53 Bde.). Bekannt geworden ist er als unbeugsamer Vorkämpfer für die Verteidigung der Rechte der Landstände in Württemberg sowie des verfassungsmäßigen Rechtsstaates. Diese Haltung bewahrte er während und nach seiner Inhaftierung auf dem Hohentwiel 1759 bis 1764. Vorher jedoch war er von 1736 bis 1739 als hochangesehener Rechtsgelehrter an der Universität Frankfurt/Oder tätig, insbesondere als Ordinarius des Spruchkollegiums, dem höchsten Richterkollegium in Brandenburg.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd., Sp. 1324.

LEXICON

Derer jetztlebenden

Rechts-Gelehrten

in Deutschland,

welche die Rechte öffentlich lehren,
oder sich sonst durch Schriften
bekannt gemacht
haben,

So viel ihrer dormalen zu erkundigen
gewesen seyn.

Mit einer Vorrede

von
nützlichen und brauchbaren Rechts-Gelehrten

Johann Jacob Mosers,

Königlich Preussischen Geheimen Raths, der Universität
zu Franckfurt an der Oder Directoris und Professoris
Juris primarii.

Züllichau,

In Verlegung des Wapfenhauses;

ben Gottlob Benjamin Frommann.

1 7 3 8.

Vermutlich war es die pietistische Orientierung des Züllichauer Verlages, die Moser, dessen Denken und Handeln unter dem Einfluß des württembergischen Pietismus stand, veranlaßte, 1738 sein *Lexicon derer jeztlebenden Rechts-Gelehrten, in und um Teutschland* in der von Frommann geleiteten Buchhandlung zu veröffentlichen. Wie der Text des Impressums auf dem Titelblatt zeigt, agierte der Leiter dieser Einrichtung schon in dieser Zeit eigenständig und selbstbewußt; denn es heißt dort: »Züllichau. In Verlegung des Waysenhauses bey; Gottlob Benjamin Frommann 1738.«

Es zeugt vom Vertrauen Mosers in die Arbeit des Verlegers, wenn er in der Vorrede zum Lexikon darum bat, alle ergänzenden und verbessernden Zuschriften für eine weitere Auflage des Kompendiums nur an den Verleger zu senden.¹⁰ Die zweite Auflage erschien 1739. In gleicher Weise und unter gleicher Firmierung wurde 1740/41 Mosers Schrift *Beytrag zu einem Lexico der jeztlebenden Lutherisch- und Reformirten Theologen in und um Teutschland, welche entweder die Theologie öffentlich lehren, oder sich durch theologische Schriften bekannt gemacht haben* veröffentlicht.

Gottlob Benjamin Frommann konnte den mit Tatkraft und Zielstrebigkeit begonnenen Aufbau der Buchhandlung und des Verlages nicht fortführen. Er starb am 7. Juli 1741 mit 37 Jahren. Sein Verdienst ist es, dem Unternehmen ein tragfähiges Fundament gegeben zu haben, auf dem die Nachfolger fortbauen konnten.

2. Nathanael Sigmund Frommann – der Förderer der Aufklärung

Vorübergehend übernahm *Johann Christian Steinbart* (1702–1767), der Sohn von Sigmund Steinbart und Prediger des Waisenhauses, die Oberaufsicht über die

¹⁰ Vgl. Johann Jacob Moser, *Lexicon derer jeztlebenden Rechts-Gelehrten in und um Teutschland, welche die Rechte lehren, oder sich sonst durch Schriften bekannt gemacht haben, Züllichau. In Verlegung des Waysenhauses, bey Gottlob Benjamin Frommann 1738*. Vorrede o. S. Moser schrieb: »Wie man dann, wann jemand etwas zur Fortsetzung, Vermehrung oder Verbesserung beytragen will, es mit allem Dank annehmen wird, und dörffen dergleichen Sachen nur an den Herrn Frommann, Buchhändler des Züllichauischen Waysenhauses überschrieben und *Ordre* gestellet werden, daß man ihme oder seinen Commissarien in einer derer Leipziger Messen, zustelle; nur daß es *franco* geschehen möge: ich aber bitte mir alle Correspondenz in diser Sache gänzlich ab.«

Buchhandlung. Als seinen Nachfolger führte er *Johann Jacob Dendeler* in die Geschäfte ein, so daß dieser 1742 die Leitung der Buchhandlung übernehmen konnte. Danach heiratete Dendeler die Witwe Gottlob Benjamin Frommanns. Als sie 1743 nach der Geburt einer Tochter starb, nahmen sich Dendeler und Steinbart der Erziehung und Ausbildung der Söhne Frommanns, Nathanael Sigismund (1736–1786) und Johann Carl (1740–1797) an.

Vorerst konzentrierte sich Dendeler auf die Verlegung religiöser Schriften. So erschien 1740/41 die schon vorher von ihm betreute sogenannte Originalbibel von *Johann Muthmann* (1685–1747). Bemerkenswert ist der Vorstoß Dendelers in das naturwissenschaftliche Terrain. Er verlegte die Schrift des Apothekers und Chemikers *Caspar Neumann* (1683–1737) *Chymia medica Dogmatica experimentalis*, die von 1750 bis 1755 zehn Auflagen erlebte. Dieser Titel setzte ein Zeichen für die allmähliche Öffnung des Verlagsprogramms. Am 19. April 1757 starb Johann Jacob Dendeler.

Sein Nachfolger wurde *Nathanael Sigismund Frommann*. Er hatte 1752, vermittelt durch Dendeler, die Ausbildung als Buchhandlungsgehilfe in der Großischen Handlung bei Johann Georg Beyer in Leipzig begonnen. Da er sich als talentiert und lernbegierig erwies, wurde er bald mit anspruchsvollen Arbeiten betraut, die er zur Zufriedenheit seines Lehrherrn erledigen konnte. Daraufhin bot ihm Beyer, mit dessen Gesundheit es nicht zum besten stand, seinen Verlag zu einem erschwinglichen Preis an. Da aber Dendeler 1757 starb, sah sich der junge Frommann veranlaßt, nach Züllichau zurückzukehren und die Geschäfte der Waisenhausbuchhandlung zu übernehmen. Dennoch kaufte er 1759 den Beyerschen Verlag. Damit erweiterte er das Sortiment u. a. um die philologischen Titel, die der Leipziger Sprachmeister Theodor Arnold verfaßte und bearbeitete. Es handelte sich um eine englische Grammatik, ein englisches Wörterbuch und um Baillys Dictionary, die allesamt bis in das 19. Jahrhundert zum Grundbestand des Verlages gehörten.

Einen ersten Schritt zur Selbständigkeit erreichte Nathanael Frommann in dem am 23. Mai 1759 mit Steinbart geschlossenen Vertrag. Er sicherte Frommann den dritten Teil am Geschäftsergebnis zu. Die Schriften erschienen von da an unter der Firmenangabe *Waysenhaus und Frommannsche Buchhandlung*. Vorerst wurden alle weiteren Unternehmungen des Verlegers durch den Siebenjährigen

Krieg (1756–1763) gehindert. 1759 war Züllichau durch nahe Schlachten, Einquartierungen und Notlagen betroffen. Die Familie Frommann hatte zu dieser Zeit Bedrängnisse und kritische Situationen zu überstehen. Am 2. Dezember 1762 heiratete Nathanael Frommann *Dorothea Sophia Lachmann* (1740–1809), die Tochter eines Geistlichen. Erst der Abschluß des Friedens von Hubertusburg (1763) eröffnete dem Buchhandel und Verlagswesen neue Möglichkeiten.

Da in den sechziger Jahren die Bewegung der Aufklärung in Deutschland eine überragende Bedeutung gewann, öffnete auch Nathanael Frommann das Verlagsprogramm diesen Bestrebungen. Angeregt durch seinen Vetter Gotthilf Samuel Steinbart begann er, Schriften von *Johann Gottlieb Töllner* (1724–1774) zu verlegen. Töllner war von 1756 bis zu seinem Tode Professor für Theologie und Philosophie an der Universität Frankfurt/Oder. Er gehörte zu den sogenannten Neologen, einer Richtung in der deutschen protestantischen Theologie, die um eine Anpassung bzw. einen Ausgleich ihrer Vorstellungen mit den Ideen der Aufklärung bemüht war. Beeinflußt durch die rationalistische Theologie seines Hallenser Lehrers Sigmund Jakob Baumgarten, tendierte Töllner in seinem Bestreben, die christliche Offenbarungslehre und die Einsichten der menschlichen Vernunft zu harmonisieren, zu vernunftreligiösen Vorstellungen. Dafür mußte er manche Kritik und Anfeindung hinnehmen.

Seine selbständige Tätigkeit als Verleger begann Nathanael Frommann 1764 mit Töllners Schrift *Wahre Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenscheinlichen Beweisen versehen hat*. Mit dieser Schrift leitete er den Übergang zu einem neuen Verlagsprofil ein. Des weiteren wurden, neben populären religiösen Schriften, naturkundliche und geographische Titel herausgebracht. Hier sei auf die von *Anton Friedrich Büsching* (1724–1793) herausgegebene *Neue Erdbeschreibung* (1767–1771, 5 Bde.) verwiesen, die Frommann von 1768–1771 in französischer Sprache veröffentlichte. Büsching hat als vielseitiger Gelehrter die politische Geographie begründet. Er galt als bedeutender Schulreformer und war Direktor des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster.

Eine unternehmerische Erweiterung brachte die Errichtung einer Buchhandlung in Freystadt (heute: Kozuchów) in der Nähe von Grünberg. Sie wurde durch ein Privileg der preußischen Regierung vom 8. November 1776 ermöglicht. Die Leitung übernahm der Bruder Frommanns, Johann Carl. Die gute Zusammen-

arbeit zwischen den Brüdern äußerte sich u. a. darin, daß verschiedene Titel unter dem Erscheinungsort *Züllichau und Freystadt* angegeben wurden.

Den entscheidenden Impuls zur Wandlung des Profils des Verlages gab der 1778 erfolgte Eintritt Nathanael Frommanns in den Bund der Freimaurer. Die dort propagierten religiösen und moralischen Anschauungen regten ihn an, sich in seiner verlegerischen Tätigkeit den grundlegenden Ideen der Aufklärung zuzuwenden. Es war vor allem *Gustav Graf von Schlabrendorf* (1750–1824), der ihn zur freisinnigen und kritischen Betrachtung der gesellschaftlichen und geistigen Verhältnisse der Zeit anregte. Obgleich er zeitweilig Schriften von *Carl Friedrich Bahrdt* (1741–1792), dem *Enfant terrible* der deutschen Aufklärung der siebziger und achtziger Jahre, anonym und mit zwiespältiger Resonanz verlegte, gelang ihm mit der Edition der Schriften Steinbarts ein langfristiger Verkaufserfolg.

Gotthilf Samuel Steinbart (1738–1809), der Enkel des Begründers des Waisenhauses und Verwandte der Frommanns, hatte nach einer pietistisch orientierten Erziehung im Kloster Bergen in Halle bei Siegmund Jakob Baumgarten sowie in Frankfurt/Oder bei Johann Gottlieb Töllner und Wilhelm Abraham Teller (1734–1804) studiert. 1774 wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Frankfurt/Oder berufen. Späterhin lehrte er als Extraordinarius an der theologischen Fakultät. Gleichzeitig leitete er das Waisenhaus Züllichau mit dem dort angeschlossenen Lehrerseminar. Als Anhänger der Aufklärungstheologie erzielte er mit seiner Schrift *System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums* (1778) eine breite und nachhaltige Wirkung. Er hatte die Schrift dem seit 1771 amtierenden Minister für geistliche Angelegenheiten *Karl Abraham von Zedlitz* (1731–1793) gewidmet.

Steinbart kritisierte vom neologischen Standpunkt aus die Gottesvorstellungen des Alten Testaments, indem er eine grundsätzliche Harmonie von christlicher Offenbarung und menschlicher Vernunftbestimmung zu erklären suchte. Er orientierte die Erziehung des Menschen auf die moralischen Grundsätze, die Jesus Christus als Stifter des Christentums vertreten hat. In der Zielvorstellung dessen, was Glückseligkeit beinhaltet, folgte er der eudämonistischen Tendenz seiner Zeit, wenn er meinte: »Die Seligkeit ist kein äußerer, sondern innerer

Zustand der Seele. Sie ist der Zustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseyns unsres Gemüths.«¹¹

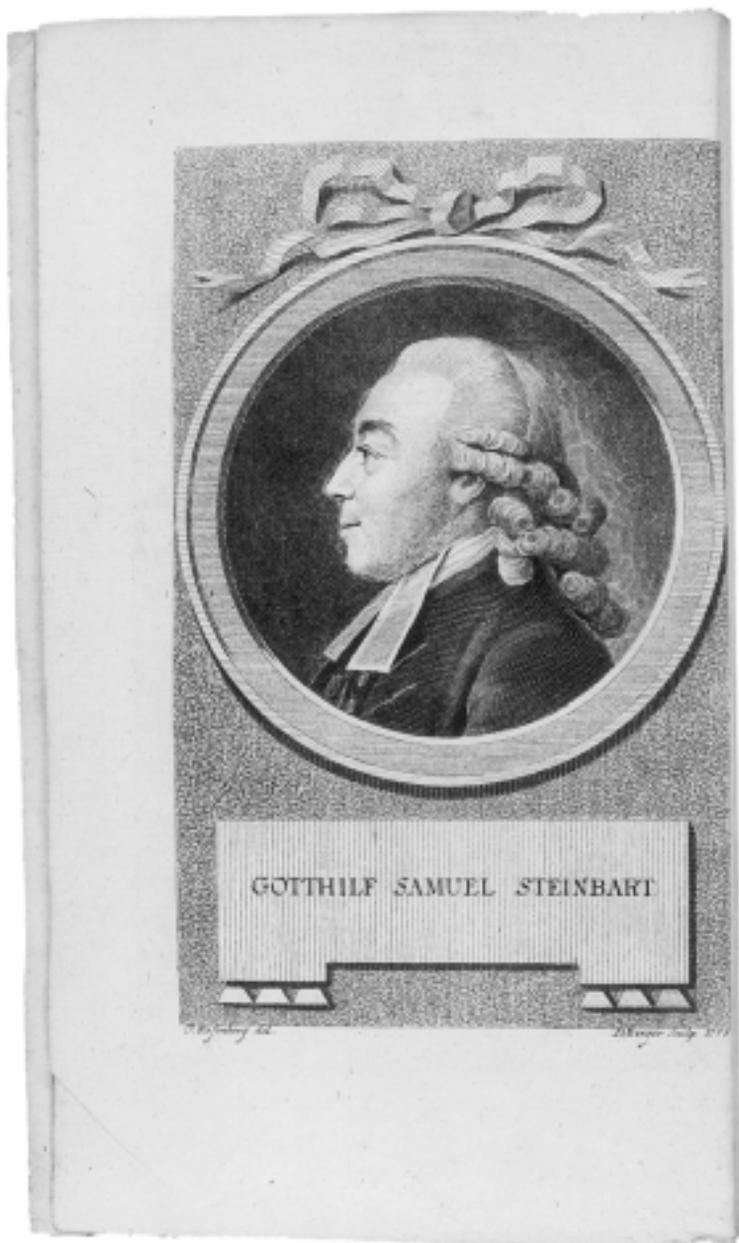
Steinbarts Schrift war wiederholt heftigen Angriffen ausgesetzt, dennoch er lebte sie von 1778 bis 1794 vier Auflagen. Die grundsätzliche Kritik Immanuel Kants an der eudämonistischen Moralvorstellung in den achtziger Jahren, die er als egoistisch charakterisierte, da sie nicht in der Pflichtvorstellung den obersten Bestimmungsgrund des Willens sah, ließ die Resonanz an Steinbarts Moralbe-gründung sinken. Carl Friedrich Ernst Frommann, der Sohn von Nathanael Frommann und Neffe von Gotthilf Samuel Steinbart, skizzierte 1837 in seinem Rückblick auf die Entwicklung des Verlages den Wandel in den philosophischen Anschauungen und ihre unternehmerische Auswirkung geradezu exemplarisch:

1778. Steinbarts System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre, ein Buch welches zu jener Zeit Epoche machte und von der Gegen-Parthey gewaltig verkezert ward, jezt aber sich ganz überlebt hat, wie alle Schrif-ten dieses Verfassers. Die erste Auflage 1250. Die 2te 1779, 2000. Die 3te 1786, 2000. die sich auch in 8 Jahren bis 1794, wo die 4te und letzte auch mit 2000. Auflage folgte, vergriffen hatte. Aber indes hatte die Kantische Philosophie immer mehr Terrain gewonnen und stand so dieser conse-quentesten Praeconisation des Eudämonismus am feindlichsten entgegen. Daher mußte der im Buchhandel nicht seltne Fall eintreten, daß an späte-ren Auflagen ein Theil des aus den früheren Auflagen gezogenen Vortheils wieder verloren geht.¹²

Eine zweite bedeutende Schrift Steinbarts, die 1780/81 bei Frommann erschien, erlitt ein ähnliches Schicksal. Sie trägt den Titel *Gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen Selbstdenken*. Steinbart unternahm den zeitgemäßen Ver-such, auf der Grundlage des Studiums der Ideen von John Locke – sie standen

¹¹ Gotthilf Samuel Steinbart, *System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums, für die Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landsleute und anderer die nach Weisheit fragen eingerichtet, Züllichau, in der Waysenbaus und Frommannischen Buchbandlung 1778*, S. 9.

¹² Goethe-Schiller-Archiv Weimar (GSA), 21, 16, 1, S. 14.



Gotthilf Samuel Steinbarts

Königl. Preussl. Konsistorialraths und öffentlichen Lehrers
der Gottesgelehrsamkeit und Vernunftfreisheit bey der
Universität zu Halle an der Saale

S y s t e m

der reinen

Philosophie oder Glückseligkeitslehre

des

Christenthums



für die

Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landesleute

und anderer

die nach Weisheit fragen

eingesetzt.

Dritte rechnermäßige und verbesserte Auflage.

Halle,

bei Nathanael Sigmund Frommanns sel. Erben.

1786.



59 I 75

ihm in der Übersetzung von Johann David Kypke (1692–1758) unter dem Titel *Johann Lockens Anleitung des menschlichen Verstandes zur Erkenntniß der Wahrheit* (Königsberg bei Hartung, 1755) zur Verfügung – eine praktische und leicht verständliche Anweisung für den »regelmäßigen Gebrauch der Vernunft« bzw. für »eine allgemeine Fertigkeit im regelmäßigen Selbstdenken« zu vermitteln.¹³

Als Zielgruppe seiner Logik sah er *Geschäftsgelehrte* und *Schullehrer* an. Sie sollten vor zu ausführlicher Einführung in philosophische Systeme und insbesondere vor den »transcendenten Grübeleien der tiefstinnigsten Köpfe über die Dialektik« bewahrt werden. »Für Geschäftsgelehrte ist nur allein die Vernunftlehre des *sensus communis* brauchbar.«¹⁴ Hinsichtlich der sogenannten höheren Logik reiche es für diesen Personenkreis, durch historische und kosmologische Darlegungen zu zeigen,

wie wenig reelles und gewißes von uns erkannt werden kann, so bald wir uns mit der Spekulation von den Erfahrungswahrheiten des Gemeinsinns zu weit entfernen und über den Gesichtskreis unsrer Vernunft hinüber schauen oder die unsinnlichen ersten Bestandtheile der Dinge bey dem Mangel eines Vernunftmikroskops noch beaugen wollen.¹⁵

An dieser Stelle äußerte sich Steinbart das einzige Mal in der Schrift zu *Kants* kritischer Philosophie. Es setzte fort:

Ich hoffe auch, daß des würdigen Kants Kritik der Vernunft nicht wenig dazu mitwirken werde, die Unfruchtbarkeit und Unsicherheit der transcendenten Speculationen ihren bisherigen Verehrern einleuchtend und die gesündere und practische Philosophie des Gemeinsinns allgemeiner beliebt zu machen.¹⁶

¹³ Gotthilf Samuel Steinbart, *Gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen Selbstdenken, zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, Züllichau, bey N. S. Frommanns Erben 1787, (1780/81), Vorrede, o. S.*

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd.

Wenn Steinbart in Kants System eine Fortsetzung seiner Bemühungen erhoffte, so unterlag er, wie die philosophische Entwicklung sehr bald zeigte, einem Irrtum. Vielleicht hat er gehant, daß die historische Aufgabe der Philosophie des common sense erfüllt war und eine tiefere und umfassendere philosophische Begründung der Existenz des Menschen als Subjekt seiner Verhältnisse auf der Tagesordnung stand. Auf jeden Fall zeigt die Edition der Steinbartschen Schriften beispielhaft, daß sich der Verlag unter der Leitung von Nathanael Frommann zum einen dem grundsätzlichen Denken der Aufklärung geöffnet hat. Zum anderen implizierte diese Öffnung, wie die Bemerkung von Steinbart zu Kant zeigt, das mehr oder weniger rasche Mitgehen in der Diskussion um die Probleme der Zeit. Zumindest hat hier die kritische Philosophie Kants an die Pforte des Verlages geklopft. Kurze Zeit später hat sie Einlaß in das Verlagsgeschehen gefunden.

Zu den Bemühungen von Nathanael Frommann, den Anschluß an die Wandlungen des allgemeinen Bewußtseins zu halten, gehörte es, vielfältige Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten der Aufklärungsbewegung, wie Friedrich Gedike, Johann Karl Philipp Spener, Christoph Friedrich Nicolai und Christian Fürchtegott Gellert, zu pflegen. Sein ausgeprägtes soziales Empfinden äußerte sich besonders in Projekten zur Förderung selbständiger Erwerbstätigkeit, die er mit finanzieller Unterstützung des schlesischen Grafen von Schlabrendorf verwirklichte.

Das Streben Nathanael Frommanns nach Selbständigkeit fand am 30. November 1785 seinen Höhepunkt. An diesem Tag hat er mit seinem Vetter Gottlieb Samuel Steinbart vertraglich vereinbart, daß er nunmehr die Waisenhausbuchhandlung in Züllichau als alleiniger Besitzer betreiben konnte. Es war ihm aber nicht vergönnt, diesen unternehmerischen Erfolg als Ausgangspunkt für den weiteren Ausbau des Verlages zu nehmen. Am 5. März 1786 starb Nathanael Sigismund Frommann.

Sein Verdienst ist es, daß der Verlag, ohne seine Tradition aufzugeben, durch die zeitgemäße Aktualisierung und Erweiterung des Profils endgültig überregionale Bedeutung erlangt hat. Dies war ihm insbesondere durch die Aufnahme moralphilosophischer Titel in das Verlagsprogramm gelungen. Er schuf die materiellen und ideellen Voraussetzungen, die seinem Nachfolger die Chance boten,

durch eigenständige Beiträge in den geistigen Auseinandersetzungen im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert mitzuwirken.

3. Carl Friedrich Ernst Frommann – Der »Kulturverleger«

Das väterliche Erbe zu bewahren und weiterzuführen, übernahm *Carl Friedrich Ernst Frommann*, der älteste Sohn von Nathanael Sigismund Frommann, mit Zielstrebigkeit und Tatkraft. Er wurde am 14. September 1765 in Züllichau geboren. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr erhielt er Privatunterricht. Nur einige Zeit besuchte er das königliche Pädagogium des Waisenhauses. Da sein Vater die dort praktizierten Lehrmethoden für die zügige und gediegene Ausbildung seines Sohnes als ungeeignet ansah, suchte er dessen Begabung und Lerneifer durch die Anstellung eines Privatlehrers zu fördern. Er bewies eine glückliche Hand; denn er gewann *Georg Samuel Albert Mellin* (1755–1825), der in dieser Zeit in Züllichau tätig war und in dem Ruf stand, außergewöhnliche pädagogische Fähigkeiten zu besitzen. Mellin bereitete den etwa vierzehnjährigen Frommann auf das Gymnasium vor.

Rückblickend beschrieb Carl Friedrich Frommann diese Phase seiner Ausbildung in der von ihm 1836 verfaßten Familiengeschichte. Den ersten Unterricht, so berichtete er, habe er durch seine Eltern und eine Privatlehrerin erhalten.

Später trat ich ein in die Anstalt des dem Waysenhouse verbundenen Pædagogii, verließ aber auch dies nach ein paar Jahren, weil der Vater nicht ganz zufrieden war mit der Methode der damaligen Lehrer. Er übergab mich nun dem damals in Züllichau lebenden 2ten reformierten Prediger, nachmaligen *ConsistorialRath in Magdeburg, Mellin*, seinem nähern Freunde, einem wahrhaft gelehrten Manne mit entschiedenem Lehrer-Talent. Er war auch der erste, von dem ich wirklichen gründlichen Unterricht erhielt und der meine Selbstthätigkeit weckte, ordnete [und] belebte.¹⁷

¹⁷ GSA Weimar, 21, 16, 2.



Porträt von Carl Friedrich Ernst Frommann

Frommann hob schon früher den Einfluß hervor, den Mellin auf ihn und einen Mitschüler hinsichtlich der Entfaltung ihres selbständigen Denkens und Arbeitens ausgeübt hatte. Diese Meinung äußerte er 1793 in dem sogenannten *Selbstgeständnis*, welches er im Rahmen seiner Mitwirkung im Evergetenbund verfaßte. In dem Text wurde der Name des Predigers Mellin chiffriert angegeben. Es heißt dort:

Wir hatten nur 4 Stunden bey ihm, er wußte aber unsern Privatgeist so gut zu ordnen und soviel Nahrung zu geben, daß wir wenig Zeit zum nichts Thun übrig behielten [...] Das Jahr war zur Erweiterung meiner Kenntnisse und zur Bildung meiner Moralität sehr wichtig für mich.¹⁸

¹⁸ Ebd.

Es sei hier hinzugefügt, daß die freundschaftliche Vertrautheit, die die Familie Nathanael Frommanns und Mellin verband, durch zwei Briefe, die letzterer in den Jahren 1780 und 1783 aus Brandenburg schrieb, bezeugt wird.¹⁹

Vermutlich hat Mellin, der in den siebziger Jahren an der Universität Halle studierte, den jungen Frommann mit Vorstellungen der dort zur Blüte gelangten philosophischen und wissenschaftlichen Aufklärung vertraut gemacht. Vielleicht hat er, direkt oder indirekt, die Ideen des vorkritischen Kant in das Gespräch gebracht. Denn in den siebziger Jahren galt Kant in den Kreisen junger Gelehrter an der Universität Halle, die sich um Ludwig Martin Träger und Christian Gottfried Schütz scharten, als der aufstrebende innovative Denker.²⁰

Vorerst begleitete er 1780 seinen Vater zur Buchmesse nach Leipzig. Das vielfältige geschäftliche und kulturelle Leben dieser Stadt, insbesondere das Kennenlernen bedeutender Persönlichkeiten des Buchhandels und des Verlagswesens, wie Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf, Christoph Friedrich Nicolai, Johann Friedrich Hartknoch, August Mylius u. a., hinterließ bei dem jungen Frommann prägende Eindrücke. Hier erblickte er anlässlich eines Konzerts den berühmten Goethe, der sich in Gesellschaft der Herzöge Carl August von Weimar und Ernst II. von Gotha befand.

Für die weitere Ausbildung seines Sohnes hatte Nathanael Frommann das philanthropisch orientierte Gymnasium von Neuruppin gewählt. Dort begann für den jungen Frommann nach dem Aufenthalt in Leipzig eine fruchtbare Zeit des Lernens und der Selbstfindung. Vor allem die Lehrer Philipp Julius Lieberkühn und Johann Stuve haben den Lerneifer ihres Eleven gefördert. Fand seine Strebsamkeit den Beifall der Lehrer und Eltern, so entfremdete sie ihn gleichzeitig von weniger fleißigen Mitschülern. Schon in dieser Zeit arbeitete er daran, Konflikte mit der Außenwelt selbstkritisch und in verträglicher Weise zu lösen.

¹⁹ Ebd., 21, 8, 5 und 6, 3.

²⁰ Vgl. Horst Schröpfer, *Ludwig Martin Träger – ein früher Anhänger der philosophischen Ideen und Bestrebungen Immanuel Kants*, in: *Vernunftkritik und Aufklärung. Studien zur Philosophie Kants und seines Jahrhunderts* (Festschrift zum 70. Geburtstag von Norbert Hinske), hrsg. von Michael Oberhausen unter Mitwirkung von Heinrich P. Delfosse und Riccardo Pozzo, Stuttgart-Bad Cannstatt 2001, S. 295–315.

Es waren die in Neuruppin gelehrten und praktizierten Grundsätze der Lebensführung²¹ und das Vorbild des Vaters, die ihn bestimmten, den beruflichen Weg des Verlegers und Buchhändlers einzuschlagen. Ein Universitätsstudium aufzunehmen, wie ihm die Lehrer und Eltern rieten, lehnte er mit der Begründung ab, daß ihn der Erwerb von gelehrtem Halbwissen, wie er es vielfach in seiner Umgebung erlebt habe, nicht befriedigen kann.

Im Oktober 1782 reiste Carl Friedrich Frommann nach Berlin und trat die Lehre im Verlag von *August Mylius* (1732–1784) an. Anfangs fiel es ihm schwer, die strenge Ordnung und die Pedanterie seines Lehrherrn zu akzeptieren. Späterhin schätzte er die von Mylius praktizierte Unternehmensführung; denn der Erfolg gab ihm Recht. Viele bedeutende Persönlichkeiten Berlins und auswärtige Besucher verkehrten in seinem Haus und ließen ihre Schriften in seinem Verlag veröffentlichen. Zu ihnen gehörten Johann Joachim Spalding, Johann Salomo Semler, Johann Erich Biester, Johann Jacob Engel, Johann Friedrich Reichardt und die Brüder Humboldt. 1783 erkrankte Mylius unheilbar und starb im darauf folgenden Jahr. Die Geschäfte hatte er schon zu Lebzeiten seinem Mitarbeiter *Friedrich Vieweg* (1761–1835) übertragen. Vieweg übernahm nach dem Tod von Mylius die Leitung des Verlages. Mit ihm blieb Carl Friedrich Frommann zeitlebens freundschaftlich verbunden.

Das Jahr 1786 bedeutete einen folgenreichen Einschnitt im Ausbildungsgang des jungen Frommann. Er befand sich inmitten der Vorbereitung auf die Reise zur Ostermesse nach Leipzig, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters erreichte. Damit wurde er unausweichlich vor die Aufgabe gestellt, als ältester

²¹ GSA Weimar, 21, 16, 1, S. 17. Im Rückblick maß Carl Friedrich Frommann seinem Aufenthalt am Gymnasium Neuruppin (1780–82) für die Ausprägung seiner Lebensvorstellung eine erhebliche Bedeutung bei. Er schrieb: »Hätte ich auch auf anderen Gymnasien in manchen wissenschaftlichen Fächern vielleicht bedeutendere Fortschritte gemacht, so wurde dies aber auf andere Art weit überwogen, da ich im Ganzen auch so nicht zurückblieb. Der Sinn für Sitten und Sittlichkeit, reger Enthusiasmus für Wahrheit und Recht, Strenge gegen sich selbst und frommes Wohlwollen gegen Andere wurde geweckt und belebt, auch das innere Auge fürs Leben geschärft. Dabey wurde uns Achtung für den eigenen Körper, Mäßigkeit in jeder Art (ich trank bis in die 20er Jahre keinen Wein, Bier, Kaffee oder Thee, nur Milch und Wasser) zur bleibenden Gewohnheit. Das, verbunden mit fleißigem Baden und Gehen festigte meine körperliche Constitution so, dass ich nie wieder bettlägerig war.«

Nachkomme die Verantwortung für die Familie und das Züllichauer Verlags- und Buchhandelsgeschäft zu übernehmen.

Die Last der Verantwortung ließ den erst Zwanzigjährigen anfangs zögern, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Doch als er sich, bestärkt durch den Rat seiner Berliner Freunde, dazu entschlossen hatte, übernahm er die Geschäfte mit allen persönlichen Konsequenzen. Das Andenken seines Vaters ehrte er, indem er die Schriften des Verlages unter der Firmierung *Nathanael Sigismund Frommanns Erben* veröffentlichte. Er führte zum einen die Tradition des Verlages fort, indem er in den theologischen Bereich Schriften aufnahm, die in die Diskussion über neuartige Sichtweisen religiöser Vorstellungen eingriffen. Zum anderen war er bemüht, die Erweiterung des Verlagsprofils am sich rasch entwickelnden Bildungsstreben der Zeit zu orientieren. Er verlegte Lehrbücher für Schulen und Universitäten, Wörterbücher der alten und neuen Sprachen sowie pädagogische Schriften. In den neunziger Jahren wurde Literatur über die Freimaurerei ein wichtiger Bereich des Verlages. Besonders hervorzuheben ist, daß Frommann mit Beginn der neunziger Jahre Schriften zur Interpretation der Philosophie Immanuel Kants und Beiträge, die philosophische und einzelwissenschaftliche Probleme vom Standpunkt der kritischen Philosophie erörterten, verlegte.

Im theologischen Verlagsprogramm blieb die langjährige Zusammenarbeit des Verlagshauses mit dem Semler-Schüler *Josias Friedrich Christian Löffler* (1752–1816), einem führenden Neologen, der seit 1787 als Oberkonsistorialrat im Dienst des Herzogs Ernst II. stand, eine feste Säule. Löffler trat für religiöse Toleranz und praktische Humanität ein. – Weiterhin begann Frommann, pädagogische Schriften zu verlegen. Für deren Herausgabe hatte er *Ludwig Friedrich Gottlob Ernst Gedike* (1760–1838), Professor am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, gewonnen. Den Kern des Lehrbuchbereichs bildeten Wörterbücher der alten und neuen Sprachen. Einigen Titeln war ein außerordentlicher verlegerischer Erfolg beschieden.²²

²² Vgl. diesen Band, S. 89–101.

Dies galt insbesondere für das von *Johann Gottlob Schneider-Saxo* (1750–1822), Professor an der Universität Frankfurt/Oder, erarbeitete zweibändige *Kritische Griechisch-Deutsche Handwörterbuch*. Dessen herausragende Qualität wurde von *Christian Gottfried Schütz* (1747–1832), dem Professor für Dichtkunst und Beredsamkeit an der Universität Jena, ersten Redakteur der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* und dem Wegbereiter der Philosophie Kants, am 25. Januar 1797 im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* vorgestellt.

Die *Ankündigung* leitete er mit den Worten ein:

Ein gutes *griechisch-deutsches Handlexicon* war schon lange ein sehr lebhaft gefühltes Bedürfniß aller, die die griechische Sprache studieren. Es ist ein wahrer Umweg, und mit vielem Zeitverlust verbunden, wenn man Griechisch lernt, sich die Wörter erst lateinisch interpretieren zu lassen, nicht zu gedenken, daß auf diese Art die Bedeutungen sehr schief und schwankend aufgefaßt werden; [...] Ich mache daher alle Liebhaber der griechischen Sprache, besonders alle ihre jungen Freunde auf Gymnasien und Universitäten, auf Hn. *Prof. Schneider's* zu Frankfurt an der Oder *griechisch-deutsches Handwörterbuch* aufmerksam, wovon der erste Theil in nächster Ostermesse in der *Frommannschen Buchhandlung zu Züllichau* erscheint, und dann der zweyte und letzte zuverlässig ein halb Jahr darauf, oder spätestens in der Neujahrsmesse 1798 folgen wird.²³

Die weitere Erklärung zum Wörterbuch läßt vermuten, daß Carl Friedrich Frommann um das Urteil des ausgewiesenen Philologen – Schütz hatte anerkannte Übersetzungen von Aristophanes, Euripides, Aischylos und Cicero vorgelegt – nachgesucht und um seine Mithilfe bei dessen Propagierung gebeten hat. Denn Schütz fuhr fort:

Da ich von diesem Wörterbuch den ganzen Buchstaben *Alpha* auf 254 Seiten in med. 8. bereits abgedruckt in Händen habe, so kann ich, ohne

²³ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1797, Nr. 10, S. 73.

künftigen Beurtheilern des ganzen Werks im mindesten vorgreifen zu wollen, behaupten, daß es bey einer sehr gut ins Auge fallenden typographischen Einrichtung den Forderungen, die man an ein solches Lexicon zum Gebrauch der Studirenden machen kann, völlig entspricht. Es ist nicht etwa aus anderen Lexicis compilirt, oder ausgezogen, sondern wie der Augenschein gibt, ganz von frischem ausgearbeitet, ist reicher an Wörtern, als das bisher am meisten gebräuchliche Hederich-Ernestische; aber vornemlich übertrifft es dasselbe in der Anordnung und Sichtung der Bedeutungen; dadurch, daß es nicht nur bloß einzelne Wörter, sondern auch viele complexe Redensarten erklärt; und in der sorgfältigen Benutzung einer Menge von Sprachbemerkungen, die neuerer Zeit von den Philologen gemacht worden sind. Ich hoffe demnach, daß mir jeder, der sich zeither nach einem guten Werke dieser Art geseht hat, für diese vorläufige Anzeige danken, und bey der Erscheinung des ganzen Werks, das Urtheil der Kenner mir nicht widersprechen werde. Jena den 16. Januar 1797. *Chr. Gottfr. Schütz*.²⁴

a) Frommann und die Philosophie Kants

Die überregionale Anerkennung seiner Verlagsbuchhandlung konnte Carl Friedrich Frommann erweitern, da er mit Beginn der neunziger Jahre Schriften zur Philosophie Kants in das Programm aufnahm. Er reagierte damit auf die rasch zunehmende Verbreitung des Kantischen Kritizismus seit der Mitte der achtziger Jahre. Den entscheidenden Anstoß zu diesem Schritt erhielt er wahrscheinlich als Mitglied des Evergetenbundes, einer freimaurerischen Vereinigung, die 1791 gegründet wurde. Der Mitbegründer des Bundes, *Ignatius Aurelius Feßler* (1756–1839), ein katholischer Priester, der gegen Mißstände der Kirche in Österreich protestierte und nach Schlesien geflohen war, übte einen intensiven und nachhaltigen Einfluß auf Frommann aus. Sie hatten sich 1793 kennenge-

²⁴ Ebd., S. 73 f.

lernt. Feßler wiederum sah in dem Jüngeren einen geistig regsamen und praktisch zielstrebigem Partner, der ständig an der Ausbildung seiner Fähigkeiten arbeitete und ihn in seinen Überlegungen anregte und bestärkte.

Feßler wurde 1793 von den Mitgliedern des Bundes mit der Ausarbeitung des Programms beauftragt. Seinen konzeptionellen Vorstellungen legte er die moralphilosophischen Ideen Kants zugrunde. In seiner *Constitution*, die er als Anleitung für das Selbststudium der Mitglieder des Bundes verstand, fügte er ganze Passagen aus den Schriften von Autoren ein, die sich an der Universität Jena als Anhänger Kants um die Verbreitung der kritischen Philosophie verdient gemacht haben.²⁵

Rückblickend berichtete Feßler über sein Vorgehen:

Der mir angewiesene Theil war eine Art von Constitution. Zum Zwecke der Gesellschaft setzte ich alles das fest, was in

Schmidt's Versuch einer Moralphilosophie, (Jena, 1792. in 8.) Seite 595.

S. 623. § 493. – S. 643. § 505. – S. 648. §§ 510, 511. – S. 659, §§ 519.522 –

524. – S. 675. §§ 532, 533. – S. 735. § 585. – S. 751. § 597 – 600. b.

gedruckt steht, welches ich alles beynahe wörtlich abschrieb, und wobey ich mit Vorsatz sogar die trockene und abstracte Schulsprache beybehielt, um dadurch unsere Freunde zum Arbeiten anzuhalten. Dieser Zweckbestimmung fügte ich einige Maßregeln über die Geschäftsführergeschäfte und Aufnahmen neuer Mitglieder der Gesellschaft bey; darauf folgten einige Gesetze, größtentheils moralische Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen den Staat; sodann brachte ich aus

Reinhold's Briefen über die Kantische Philosophie,

(Leipzig, 1792, 2 Bände, Gr. 8.)

²⁵ Vgl. Norbert Hinske, Erhard Lange, Horst Schröpfer (Hrsg.), *Der Aufbruch in den Kantianismus. Der Frühkantianismus an der Universität Jena von 1785–1800 und seine Vorgeschichte*, in: *Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung* (FMDA), Abt. II, Bd. 6, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995. Siehe Beiträge zu: Christian Gottfried Schütz, Carl Christian Erhard Schmid, Karl Leonhard Reinhold.

den 5ten, 6ten und 7ten Brief des zweyten Bandes in einen gewöhnlichen Auszug, und stellte ihn als ein Ideal der Lehre, an dem sich die Mitglieder der Gesellschaft im Denken üben sollten, auf.²⁶

Feßlers Ideen fielen bei Carl Friedrich Frommann auf fruchtbaren Boden, da er sich ständig bemühte, seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu erweitern. In seinem *Selbstgeständnis* (1793), welches er als Mitglied des Evergetenbundes niederschrieb, stellte er fest:

Gründlich machte ich keine Wissenschaft. Aber von Mathematik, Geographie, Statistik und Geschichte doch so viel, daß ich in keiner Idiot bin und gerade genug um in Gesellschaft darüber mitsprechen zu können.²⁷

Er sei immer bemüht gewesen, die Übersicht über die Literatur als Ganze zu erlangen und insbesondere, und dies sei sein *Hauptstudium* gewesen, die Fortschritte des menschlichen Verstandes zu verfolgen. Er präzisierete: »Vorzüglich wichtig war mir von jeher, und ist es noch, alle wahre Aufklärung in Religions-Erkenntniß und praktischer Philosophie.«²⁸ Er habe sich immer aufs Neue bemüht, richtige Begriffe über die Gottheit zu erreichen, um zu ihr in ein wahres Verhältnis zu gelangen.

Das philosophisch gegründete und vielseitige Spektrum des geistigen Interesses sowie der unbedingte Wille zur praktischen Wirksamkeit befähigten Carl Friedrich Frommann, das nunmehr schon traditionsreiche Unternehmen in den praktischen und geistigen Wandlungen, wie sie zum Ende des 18. Jahrhunderts einsetzten, erfolgreich zu leiten.

Für die Verbreitung und Anerkennung Kantischer Ideen erwies es sich als bedeutsam, daß er mit *Georg Gustav Fülleborn* (1769–1803) und *Georg Samuel Albert Mellin* (1755–1825) – seinem ehemaligen Lehrer – zwei Autoren gewin-

²⁶ Ignatius Aurelius Fessler, *Actenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten in Schlesien*, Freyberg 1804, S. 85 f.

²⁷ GSA Weimar, 21, 16, 2.

²⁸ Ebd.

nen konnte, die die Diskussion um inhaltliche Probleme des neuesten philosophischen Denkens förderten bzw. zur sachlichen Interpretation der Philosophie Kants fundamentale Beiträge leisteten. Mit diesen verlegerischen Aktivitäten griff Carl Friedrich Frommann unmittelbar in die aktuelle Debatte um die Neubestimmung der philosophischen Vorstellungen über das Menschsein und seine Perspektive ein, wie sie die wissenschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Umbrüche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa auf die Tagesordnung setzten.

Georg Gustav Fülleborn hatte sich während seines Studiums an der Universität Halle (1786 – 1789) mit philosophischen Problemen im allgemeinen und mit Kants Philosophie im besonderen beschäftigt. Seit 1791 war er Professor für klassische Sprachen am Elisabeth-Gymnasium in Breslau. Carl Friedrich Frommann nutzte die geistige Gemeinsamkeit und die regionale Nähe zu diesem jungen Autor, indem er nicht nur dessen philologische Schriften veröffentlichte, sondern ihm die Chance gab, in seinem Verlag die *Beyträge zur Geschichte der Philosophie* (12 St., 1791 – 1799; Neudruck: Brüssel 1968) herauszugeben. Das allgemeine Interesse an den Beiträgen der ersten beiden Stücke, in denen die philosophiehistorische Betrachtung schlechthin auf Kantische Prinzipien zu gründen versucht wurde, erforderte 1796 deren Nachdruck.

Am 29. Februar 1792 stellte Carl Friedrich Frommann anlässlich des Erscheinens des ersten Stücks der *Beyträge*, den Herausgeber und Autor der *Beyträge* im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* vor:

Hr. Fülleborn, izt an Hrn. Gedikens Stelle Professor am Elisabetheanum in Breslau erfüllt durch diese Beyträge die Erwartungen, die er durch seine akademische Streitschrift (Halae. 1789) erregte. Es sind dieselben in jeder Absicht für den Liebhaber der philosophischen Geschichte wichtig, wie eine kurze Inhalts Anzeige schon beweisen wird. Dies Stück enthält 5 Aufsätze.²⁹

²⁹ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1792, Nr. 30, S. 235.

Der erste Aufsatz mit dem Titel *Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie*, den Karl Leonhard Reinhold verfaßt hatte, wurde vielfach gewürdigt. Mit diesem Beitrag beteiligte sich Reinhold an der in Deutschland intensiv geführten Diskussion um den Gegenstand der Geschichte der Philosophie. Er war bestrebt, diesen Bereich der Philosophie, ausgehend vom Kantischen System, als wissenschaftliche Disziplin zu begründen. Es ist der Ansatz erkennbar, den aktuellen Stand des Philosophierens als historisch Gewordenes zu erfassen. Die weiteren Beiträge des ersten Stücks hat Fülleborn geschrieben, die, wie Frommann meinte, »scharfsinnige Bemerkungen« über die verschiedenen »Verirrungen der Vernunft« enthalten.

In der *Ankündigung* zum fünften Aufsatz *Ueber das bisherige Schicksal der Theorie des Vorstellungsvermögens* von Friedrich Karl Forberg (1770–1848), in dem dieser zu Reinholds Versuch, das Kantsche System zu vertiefen, zustimmend Stellung nahm, hat sich Carl Friedrich Frommann selbst als Anhänger der Philosophie Kants geäußert. So bemerkte er, daß Fülleborn zum Forbergschen Aufsatz einen *Anhang* hinzugefügt habe,

worinn er eine kurze Vergleichung der Kritik der reinen Vernunft und der Theorie des Vorstellungsvermögens nach ihren Hauptmomenten anstellt. Lichtvoller und mit mehr Präcision ist das Wesentliche der Kantischen Kritik der reinen Vernunft wohl nicht dargestellt worden als hier, und jeder der Kant studiren will, sollte diesen Aufsatz lesen, um sich viele Mühe und im Anfange unvermeidliche Verirrungen zu ersparen. Durch Werke der Art wird die Kantische Philosophie am besten populär gemacht werden.³⁰

Wie dieses Beispiel einer Ankündigung durch Carl Friedrich Frommann zeigt, nahm er nicht lediglich eine nüchterne Titelangabe vor. Vielmehr erweiterte er sie um prägnante Darlegungen zum Inhalt. Diese wiederum waren so formuliert, daß seine Anteilnahme am Thema und seiner Darstellungsweise immer deutlich erkennbar war. Hier hat er, zumindest was die Ankündigungen in der *Allgemeinen*

³⁰ Ebd., S. 236.

Literatur-Zeitung betrifft, mehr getan als andere Verleger. Er selbst äußerte sich, wie nachfolgend gezeigt wird, zu diesem Vorgehen. Frommann war sich offenkundig der Tatsache bewußt, daß das Bekanntwerden der Verlagsprodukte mit Hilfe der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* von großem Vorteil für deren Absatz war. Denn zu dieser Zeit war diese Zeitschrift längst das angesehenste Rezensionjournal in Deutschland, das zudem europaweit bekannt war. Vermutlich war die Existenz eines solchen Publikationsorgans in Jena für Frommann einer der Gründe, seinen Verlagssitz nicht nach Gotha, wo wichtige Stammautoren seines Verlages, wie z.B. Josias Friedrich Christian Löffler, Christian Friedrich Jacobs u. a., tätig waren, sondern nach Jena zu verlegen.

Besonders fruchtbar sollte sich für Carl Friedrich Frommann die Zusammenarbeit mit Georg Samuel Albert Mellin gestalten. Er wurde in Halle geboren (1755) und erhielt dort seine gymnasiale und universitäre Ausbildung. Wie schon dargestellt, finden wir ihn Ende der achtziger Jahre als Erzieher in der Familie Frommann in Züllichau. Da er sich mit Beginn der neunziger Jahre in den Dienst der Interpretation und der Verbreitung der Philosophie Kants stellte, lag es nahe, daß er für die Veröffentlichung seiner Schriften den Verlag wählte, mit dessen Besitzern ihn seit langem die gleiche Gesinnung verband. Aus der persönlichen Beziehung entwickelte sich eine ergebnisreiche Zusammenarbeit von Autor und Verleger.

1794/95 gab Carl Friedrich Frommann die von Mellin verfaßten *Marginalien und Register zu Kants Kritik der Erkenntnißvermögen* (2Tle.)³¹ unter der Firmierung *Züllichau bei Friedrich Frommann* heraus. Daß er dies mit fundiertem Selbstbewußtsein tat, zeigt die Vorstellung der Mellinschen Schrift in der von ihm verfaßten *Uebersicht der Verlagsbücher von Friedrich Frommann in Züllichau im Jahre 1794*. Sie erschien am 22. April 1795 im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*.

In diesem Zusammenhang äußerte er sich eingangs zu der besonderen Art und Weise seiner Ankündigungen, auf die hier vorab eingegangen wird. Carl Friedrich Frommann verteidigte die sachliche und ausgewogene Ankündigung

³¹ Neu hrsg. von Ludwig Goldschmidt, Gotha 1900/1902. Neudruck: Brüssel 1968.

der Verleger, die sie über ihre Produkte veröffentlichten, gegen den Vorwurf des Selbstlobes.

Anmerk. Ich fahre fort ein raisonnirendes Verzeichnis meiner jährlichen Verlagsbücher zu liefern, dem ohnerachtet was man seit einiger Zeit in spottenden und ernsthaften Ton gegen die sogenannten Selbstrecensionen der Buchhändler erinnert. So gern ich auch zugebe, daß die pomphaften Lobpreisungen mancher Verleger mit dem nicht bedeutenden Gehalt der Bücher oft gar seltsam und lächerlich contrastiren, so scheint man mir doch im gerechten Unwillen etwas zu weit gegangen zu seyn. Bey dem ungeheuern Anwachs und der ganzen Lage unsrer Literatur, wo so manches *gute* Buch (können wir *viele Meisterwerke* verlangen?) unter dem Schwall minder bedeutender vergraben, und oft in keinem unserer kritischen Journalen, oder doch nur sehr spät angezeigt wird, wird es Pflicht, des Verlegers, gegen den Schriftsteller und sich selbst, auch das Seinige zur *Bekanntmachung seiner Verlagsbücher* beyzutragen. Als *Ankündigung* schon erschienener Bücher bitte ich also diese Uebersicht anzunehmen, mit den Büchern selbst zu *vergleichen* und zu *prüfen*; ist zu viel gesagt worden, so wird man künftig nicht mehr darauf achten, und ich werde durch eigne Schuld, meinen Zweck unerreicht sehen.³²

Die nun folgende originelle und konzise Vorstellung des Gesamtprogramms wurde von dem Anliegen bestimmt, zum einen gediegene Lehrbücher, die solide Wissenserweiterung garantieren, vorzustellen. Zum anderen wurde beabsichtigt, durch die Ankündigung von theologischen und philosophischen Schriften insbesondere »dem itzt in allen Ständen sich erweiternden Selbstdenken über die ganze Religionssache«³³ Rechnung zu tragen. In diesem Sinne verteidigte Frommann seine Autoren, wie zum Beispiel den Gothaer Theologen Josias Friedrich Christian Löffler. Dessen neologisch orientierte Anschauungen sah er als sittlich gerechtfertigt an.

³² *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1797, Nr. 53, S. 442 f.

³³ *Ebd.*, S. 349.

In der Reihe der Ankündigungen verdeutlicht die Vorstellung der ersten Schrift Mellins in besonderer Weise die verlegerische Kompetenz Carl Friedrich Frommanns in den geistigen Auseinandersetzungen seiner Zeit. Zu Mellins *Marginalien und Register zu Kants Kritik der Erkenntnißvermögen* (2 Tle., 1794) erklärte er:

Der Zweck dieses Werks ist, wie Titel und Vorrede bestimmt sagen, das Studium der critischen Philosophie zu erleichtern und zu befördern – bey dem ersten Studio, bey der Wiederholung und als *Leitfaden zu Vorlesungen* – und schwerlich wird ihm ein Denker den Vorzug der Zweckmässigkeit absprechen. Dem Gedächtniß kommt das Register zu Hülfe, worin man jedes Kunstwort finden, und so nicht nur die Erklärung in der Critik selbst nachschlagen, sondern auch die vornehmsten Lehrsätze aufsuchen, unter einander vergleichen, den Sinn des Vf. bey schweren Stellen aus Parallelstellen finden und so die Critik aus sich selbst erklären kann. – Mit diesem Werke in der Hand und Kants Critik an der Seite, kann nun der entschlossene Wahrheitsforscher, sicher und ohne Gefahr irre geführt zu werden, den kürzesten aber auch mühsamsten Weg zum Ziel gehen, das ist: die critische Philosophie in Kants Schriften selbst studieren. Er braucht nun nichts mehr als männlichen Muth und aufrichtige Achtung für seine vernünftige Bestimmung.³⁴

Der letzte Zusatz zu dieser Ankündigung unterstreicht das Bestreben Frommanns, den philosophischen Teil seiner Editionen auszubauen.

Von Löwens aus Breslau Verlage habe ich an mich gekauft: F. H. Jacobi über die Lehren des Spinoza. In Briefen an Hn. Moses Mendelssohn [...] Der Werth dieses Buches für die Geschichte der Philosophie ist entschieden.³⁵

³⁴ Ebd., 1795, Nr. 44, S. 350 f.

³⁵ Ebd., S. 352. Die zweite Auflage der genannten Schrift erschien 1789 in Breslau.

Seine Zuneigung zur Philosophie Kants bekundete Carl Friedrich Frommann nicht nur durch die kontinuierliche Verlegung der Arbeitsergebnisse von Fülleborn und Mellin, sondern auch durch die Gewinnung weiterer Autoren.³⁶ Sie verbreiteten auf verschiedene Weise die Ideen Kants bzw. bearbeiteten ihre Wissensgebiete auf deren Grundlage.

Die Bemühungen Carl Friedrich Frommanns zur Profilierung des philosophischen Bereichs des Verlages erreichten mit der Veröffentlichung des Nachschlagewerks von Georg Samuel Albert Mellin *Encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie* (6 Tle., 11 Bde., Züllichau (später Jena) und Leipzig 1797–1804)³⁷ ihren Höhepunkt.

Er war sich der ideellen Bedeutung des Werkes und der Verantwortung, die er als Verleger auf sich nahm, bewußt. Deshalb stellte er der Öffentlichkeit, d. h. den potentiellen Lesern des Wörterbuchs, dessen Zielsetzung, inhaltliche Struktur und formale Ordnung in einer übersichtlichen und eindeutig informierenden Ankündigung am 26. April 1797 im genannten Intelligenzblatt vor. Er verarbeitete die Intentionen des Verfassers zu seiner wohl längsten Ankündigung, die er je geschrieben hat. Sie ist ein Musterbeispiel für die verantwortungsvolle Öffentlichkeitsarbeit eines Verlegers:

Dieses Wörterbuch, das aus vier Bänden, jeder Band aus zwey Abtheilungen, und jede Abtheilung aus einem Alphabet und einigen Bogen bestehen, und wovon jede Messe eine Abtheilung heraus kommen wird, soll nach der Absicht des Verfassers, ein vollständiges und faßliches Repertorium der kritischen Philosophie seyn. Der Zweck bey der Ausarbeitung dieses Werks, ist unter jedem Artikel, alles was Kant, über den Gegenstand

³⁶ Frommann verlegte: Ludwig Heinrich Jakob, *Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Pflicht. Eine Preisschrift. Züllichau, in der Frommannischen Buchbandlung, 1794*. Vgl. *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1797, Nr. 53, S. 441 f. Frommann kündigte an: »Greiling, J(ohann) Ch(ristoph) populäre Abhandlungen, aus dem Gebiete der practischen Philosophie. Zur Beförderung einer vorläufigen Bekanntschaft mit Kantischen Ideen. Gr. 8. – Den Geist der Kantischen Philosophie in's Leben einführen zu helfen, ist der Hauptzweck dieser Abhandl., deren Verfasser sich vorzüglich durch seine philosophischen Briefe über religiöse Erziehung, rühmlichst bekannt gemacht hat.«

³⁷ Neudruck: Brüssel 1968.

desselben gesagt hat, und in verschiedenen Stellen, seinen kritisch dogmatischen Schriften, zerstreut zu finden ist, zu sammeln, zusammen zu stellen, zu vergleichen, durch einander zu erläutern, und ins Licht zu setzen, und es so faßlich und verständlich, als es nur möglich war, vorzutragen. Man wird also jede dunkle Definition zerlegt, ihren Sinn erörtert, und mit Beyspielen erläutert, jeden Lehrsatz deutlich angegeben, und die Beweise des Urhebers der kritischen Philosophie, für die Wahrheit desselben, in ihrer ganzen beweisenden Kraft, dargestellt finden. Die Artikel enthalten alles, was Kant in der Kritik der reinen und practischen Vernunft, der Kritik der Urtheilskraft, und Metaphysik der Natur, der Sitten, der Religion und des Rechts vorgetragen hat, stets mit Anführung der Stellen, wo es in den Kantischen Schriften zu finden ist. Da die Unbekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie, und den Behauptungen älterer Philosophen, viel dazu beyträgt, daß man Kants Vortrag dunkel, und manche seiner Untersuchungen minder interessant findet, so ist unter dem Namen der Philosophen, auf die Kant Rücksicht nimmt, eine kurze historische Nachricht von ihnen und ihren Lehrsätzen gegeben, und diese mit den Lehrsätzen der kritischen Philosophie verglichen worden. In den philosophischen Artikeln selbst, werden öfters die Meinungen früherer Philosophen angeführt, darauf aufmerksam gemacht, wenn sie sich der Wahrheit näherten, und die Stellen aus ihren Schriften angeführt, die Kant im Auge gehabt hat. Endlich werden diejenigen Kenntnisse in jedem Artikel supplirt, die Kant vorausgesetzt hat: so werden in solchen wo Mathematik erfordert wird, z.B. in den rein ästhetischen, rein physischen, auch manchen transcendenten, die erforderlichen mathematischen Kenntnisse, für diejenigen welche nicht Mathematiker sind, deutlich vorgetragen, und so soll dieses Wörterbuch 3 Classen von Lesern nützlich werden.

1. Den *Anfängern*, denen es mit Hülfe eines angehängten Registers, zu einem fortlaufenden Commentar der Kantischen Schriften dienen wird. Mit Hülfe der Marginalien des Verf. und dieses Wörterbuchs, wird ihnen hoffentlich nicht leicht eine Stelle in Kants Schriften dunkel bleiben.
2. *Kennern, geübten Freunden, und Selbstlehrern* der kritischen Philosophie, welchen es Bequemlichkeit verschafft, alles, was über einen Gegenstand in

ENCYCLOPÄDISCHES
W Ö R T E R B U C H

DER
KRITISCHEN PHILOSOPHIE

ODER

VERSUCH EINER FASSLICHEN UND VOLLSTÄNDIGEN ER-
KLÄRUNG DER IN KANTS KRITISCHEN UND DOGMATI-
SCHEN SCHRIFTEN ENTHALTENEN BEGRIFFE UND
SÄTZE;

MIT

NACHRICHTEN, ERLÄUTERUNGEN UND VERGLEICHUNGEN AUS
DER GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE BEGLEITET, UND
ALPHABETISCH GEORDNET

VON

G. S. A. M E L L I N,

ZWEITEN PREDIGER DER DEUTSCH-REFORMIRTEN GEMEINE
ZU MAGDEBURG.

ERSTER BAND.

ZÜLLICHAU UND LEIPZIG,

BEI FRIEDRICH FROMMANN.

1 7 9 7.

Kants Schriften, durch mancherley Stellen zerstreut steht, sogleich an einem Ort zusammengestellt zu finden, bey der Hand zu haben, und übersehen zu können. 3. Denen, welche weder Kenner der kritischen Philosophie sind, noch sie studiren mögen, aber doch zuweilen nachsehen, und gleich verstehen wollen, was diese Philosophie über einen einzelnen Gegenstand lehrt.³⁸

Mellin hat, wie aus seinen Briefen an Kant zu entnehmen ist, zumindest die ersten Bände des Wörterbuchs an Kant gesandt. Am 6. September 1797 schrieb er:

Verehrungswürdiger Herr Professor, ich bin so frei Ihnen beikommendes Exemplar meines *Encyclopädischen Wörterbuchs der kritischen Philosophie* zu übersenden, und bitte Sie dasselbe mit Güte und Nachsicht anzunehmen. Durch dieses Werk denke ich die Anzahl der Verehrer einer Philosophie zu vergrößern, die es so sehr verdient, von denkenden Köpfen gekannt, verstanden und geschätzt zu werden, und die das Glück meines Lebens ist.³⁹

Eine direkte Reaktion Kants auf Mellins Wörterbuch ist nicht bekannt. Es bestand jedoch bis 1800 über dritte Personen, z. B. durch Mellins Sohn, eine Verbindung zwischen Königsberg und Magdeburg.

Carl Friedrich Frommann förderte auch die eigenständigen philosophischen Überlegungen Mellins, indem er dessen Schrift *Grundlegung zur Metaphysik der Rechte oder der positiven Gesetzgebung. Ein Versuch über die ersten Gründe des Naturrechts* (Züllichau 1796) veröffentlichte.⁴⁰

³⁸ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1797, Nr. 53, S. 422 f.

³⁹ *Kant's gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften und Nachfolgern, Berlin ²1910 ff. (¹1900 ff.), Bd. 12, S. 195 f.

⁴⁰ Vgl. *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1797, Nr. 49, S. 414 f. Am 15. April 1797 kündigte Frommann die Schrift an: »Der Hr. Verf. dieser Schrift – dessen Marginalien zu Kants Kritik der Erkenntnißvermögen (2 Theile. 1 rthl. 12 gr.) fast allgemein als eines der vorzüglichsten Hilfsmittel bey dem Studio der krit. Philosophie anerkannt werden – giebt in dieser Schrift eine neue Erklärung des Rechts und liefert demnach den Grundriß zu einem ganz neuen Gebäude des Naturrechts [...] Eine Vergleichung dieser Schrift mit Kants neuesten metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre, kann nicht anders als zu höchst interessanten Resultaten führen!« (Neudruck: Brüssel 1969.)

Obwohl Carl Friedrich Frommann seit 1794 der alleinige Besitzer des Verlages, des elterlichen Hauses und des Weinbergs war und zudem sein Unternehmen florierende, siedelte er 1798 mit seiner Familie nach Jena über. Den Hauptgrund sieht Kühn-Stillmark in der Konfliktsituation, in die er als Mitglied des Evergetenbundes geraten war.⁴¹ Dem freimaurerischen Geheimbund wurden verschwörerische Umtriebe gegen das bestehende Staatswesen vorgeworfen. Da führende Mitglieder des Bundes Repressalien ausgesetzt waren, suchte Frommann sich diesem Wirkungskreis zu entziehen. Hinzu kam, daß ihn die freisinnige und geistig schöpferische Atmosphäre der Universitätsstadt Jena, die er 1796 bei seinem Besuch in Thüringen kennengelernt hatte, bewog, seinen Wohnsitz und sein Buchhandlungs- und Verlagsunternehmen dorthin zu verlegen.

Frommann hatte erkannt, daß sich Jena nicht nur zu einer Hochburg des philosophischen Denkens, des wissenschaftlichen Forschens und des literarischen Schaffens entwickelt hatte, sondern auch zu einem Zentrum der Kommunikation von internationaler Bedeutung aufgestiegen war. Den Kern des Letzteren bildete die *Allgemeine Literatur-Zeitung* mit ihren verschiedenen Formen der Publikation. Zu diesem Unternehmen hat Frommann in den neunziger Jahren stabile Beziehungen aufgebaut. Er nutzte sie in der neuen Situation, um der Öffentlichkeit persönlich-geschäftliche und verlegerisch-wissenschaftliche Informationen bekanntzugeben. So ließ er am 3. August 1799 folgende Notiz in das *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* einrücken, in der er dem Lesepublikum seine aktuelle Lage als Unternehmer und Verleger kund tat:

Zur Berichtigung sonderbarer Mißverständnisse und Gerüchte, diene folgende Bekanntmachung: Im Januar 1798 verkaufte ich an Hrn. *Darnmann* meine Sortiments-Buchhandlung und Geschäfte in Züllichau und Freystadt, nebst einigen wenigen, von ihm bekannt gemachten Verlags-Artikeln. Also allein für *seine* Rechnung setzt er diese Geschäfte fort und

⁴¹ Vgl. Uta Kühn, *Tradition und Bedeutung des Frommannschen Waisenbaus-Verlages zu Züllichau und die gesellschaftlichen Hintergründe für Carl Friedrich Frommanns Übersiedlung nach Jena im Jahr 1798*, a. a. O., S. 90 – 116. Uta Kühn-Stillmark, *Die Übersiedlung des Frommannschen Verlages 1798 nach Jena – Hintergründe und Folgen*, a. a. O., S. 284 ff.

verbindet damit eigene Verlags-Unternehmungen! Hingegen ist mein alter Verlag, mit Ausnahme einiger weniger Artikel, allein bei mir zu haben, und setze ich die Verlags-Geschäfte nur für meine Rechnung, unter meiner Firma hier in Jena fort. Dabey habe ich mich diesen Sommer noch mit meinem Schwager, dem bis itzt seit 10 Jahren in Chemnitz etablirt gewesen, rühmlichst bekannten Buchdrucker Johann Carl Wesselhöft, zum Etablissement einer neuen Buchdruckerey hierselbst verbunden, deren Geschäfte unter der Firma: Frommann und Wesselhöft von uns beiden gemeinschaftlich geführt werden. Jena im Julius 1799.

Friedrich Frommann, Buchdrucker und Buchhändler.⁴²

Insgesamt haben sich die Erwartungen, die Frommann mit seinem Neubeginn in Jena erhofft hatte, erfüllt. Denn anlässlich seines fünfzigjährigen Direktionsjubiläums (1836) konnte er feststellen: Er habe »den Entschluß der Uebersiedlung aus meiner Vaterstadt nach Jena nie bereut, fand ich hier vom ersten Augenblick an die wohlwollendste Aufnahme«⁴³.

Nach der Leipziger Ostermesse 1798 reiste Carl Friedrich Frommann mit seiner Familie, einschließlich der Pflgetochter Minna, der Tochter des verstorbenen Freundes Christian Friedrich Herzlieb, nach Jena. Selbst in dieser Zeit der Einschnitte in seine Lebensumstände sorgte er sich um die kontinuierliche Herausgabe des Mellinschen Wörterbuchs. Zu dessen weiterer Propagierung suchte er sich einen sachkundigen Verbündeten. Dazu mag ihn die spannungsreiche Auseinandersetzung bewogen haben, die gerade in dieser Zeit durch die Herausbildung der idealistischen Philosophie durch Fichte und Schelling in Jena entstanden war. Die prinzipielle Bedeutung der Philosophie Kants und deren allgemeine Anerkennung seit der Mitte der achtziger Jahre, insbesondere an der Universität Jena, wurde von ihren Anhängern in Zweifel gezogen. Vermutlich hielt es Frommann, um nicht persönlich zwischen die Fronten zu geraten, für notwendig, einen nicht in Jena ansässigen Anhänger Kants zu bitten, für Mellins Vorhaben zu sprechen und damit für die Philosophie Kants einzutreten.

⁴² *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1799, Nr. 98, S. 790.

⁴³ GSA Weimar, 21, 16, 1, S. 26.

So erschien die *Ankündigung* zur 2. Abteilung des ersten Bandes des Mellinschen Wörterbuches am 24. März 1798 im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* mit allen buchhändlerischen Daten unter den *Literarischen Anzeigen*, die sonst den Verlegern und Buchhändlern vorbehalten waren, von *Johann Christoph Greiling* (1765–1840), zu dieser Zeit Pfarrer in Sachsen-Anhalt. Greiling hatte in den achtziger Jahren in Jena studiert, einer seiner Lehrer war Christian Gottfried Schütz. Mit Carl Christian Erhard Schmid verband ihn das Interesse am Kantischen System. Für Frommann war er, wie oben erwähnt, einer seiner Autoren, die er als Gleichgesinnte ansah. Greiling kommentierte nicht lediglich die Ankündigung des Titels, sondern er ergriff für die Philosophie Kants Partei, indem er den gegen sie erhobenen Vorwurf der Unverständlichkeit mit Mellins Interpretation des Kantischen Systems widerlegen konnte:

Dieses Werk ist nach Rec. Urtheil nicht nur eines der wichtigsten Werke unter vielen, die seit der Erscheinung der Kantischen Kritiken über Kantische Philosophie erschienen sind, sondern es möchte sich auch bald zeigen, daß es das wichtigste und brauchbarste sey. Es liegt hier außer meinem Zwecke zu zeigen, was die kritische Philosophie selbst und ihre Freunde durch dieses Werk gewinnen, wie die dunklen Stellen derselben aufgeklärt, und nicht, wie wohl häufig geschah, noch mehr verwirrt oder umgangen wurden; wie durch die allseitige Zusammenstellung aller in Kants Schriften zerstreuten Gedanken über irgend einen Satz oder Begriff, ein neues, helleres Licht über dieselbe aufgehen; wie insbesondere eines der wichtigsten Kantischen Werke, das selbst für viele Philosophen noch eine unentsiegelte Apokalypse ist, ich meyne die *Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft* hier unter dem Artikel »Bewegung« in einer unvergleichlichen Klarheit und Verständlichkeit dargestellt wird. Weder die innere Vortrefflichkeit, Vollständigkeit, den weiten Umfang und den ungeheuren Reichtum der Gedanken, noch die vielseitige äußere Brauchbarkeit dieses Werks kann ich jetzt weitläufig darlegen, sondern hier nur auf die Wichtigkeit desselben für diejenigen aufmerksam machen, denen die Bekanntschaft mit dem Lichte unserer Zeit entweder ein *Vernunftbedürfniß* oder doch wenigstens ein *Zeitbedürfniß* ist. Das Organ mit welchem das Licht unserer Zeit wahrgenommen werden kann, ist in der That

seltener als man glaubt. Es ist die *Vernunft*, die man bey denen am wenigsten findet, die viel *Verstand* haben. Zwischen diesem Organe und dem Lichte der Zeit hiengen bis jetzt noch immer verdüsternde Wolken; deren Ursprung darin liegt, theils daß die Philosophie unsrer *Zeit giebt*, wornach in den wenigsten ein Bedürfniß vorhanden ist, theils daß sie an der gewohnten Richtung des Geistes, wo man sich bey dem sonderbarsten Gemengsel von Grundsätzen und Resultaten begnügt, ein so großes Hinderniß fand. Über die daher entspringende, nicht in der Philosophie unsrer Zeit, sondern in den sie studirenden Subjecten größtentheils gegründete *Unverständlichkeit* der Kantischen Philosophie wird nun hoffentlich keine Klage mit Recht mehr Statt finden, nachdem Hr. *Mellins* Wörterbuch im Publico ist.⁴⁴

Schon am 18. April 1798 veröffentlichte die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, nachdem der erste Band (2 Abtln.) erschienen war, eine Rezension, die den Wert und den Nutzen des Nachschlagewerks für die gründliche Aneignung der Philosophie Kants hervorhob.⁴⁵ Die positive Resonanz bei der Leserschaft des Mellinschen Wörterbuches mußte Frommann in der Fortführung des Projekts bestärken, wenngleich man in der Folgezeit unterschiedliche Meinungen über das Ziel und den Inhalt der Wörterbücher, wie sie zur Philosophie Kants von Carl Christian Erhard Schmid⁴⁶ und nun von Mellin verfaßt wurden, äußerte.

⁴⁴ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1798, Nr. 50, S. 434 f.

⁴⁵ *Allgemeine Literatur-Zeitung*, 1798, Nr. 123, Jena u. Leipzig, S. 145 f. Ungeachtet einiger kritischer Hinweise zum Umfang und zur inhaltlichen Ausführung einzelner Artikel meinte der Rezensent: »[...] so verdient das gegenwärtige Unternehmen, das sich über alle Theile der kritischen Philosophie erstreckt, und auch die dogmatischen Schriften *Kants*, die nach den kritischen erschienen sind, umfaßt, um so mehr gebilliget und empfohlen zu werden, als es mit Ueberlegung und planmäßig entworfen, und in seinen einzelnen Artikeln, von welchen mehrere ausführliche den ganzen Umfang der Begriffe und Sätze erschöpfende Abhandlungen sind, gründlich und faßlich ausgeführt ist. Durch die größte Ausführlichkeit unterscheidet es sich von Hn. Prof. *Schmid's* kürzern Wörterbuche, das mehr dazu bestimmt ist, den Leser vor Verwirrung bey dem kritischen Gebrauche der Kunstwörter zu sichern.«

⁴⁶ Carl Christian Erhard Schmid, *Wörterbuch zum leichten Gebrauch der Kantischen Schriften*, Jena ⁴1798 (¹1786, ²1788, ³1794) (Neudruck: Hrsg., eingeleitet und mit einem Personenregister versehen von Norbert Hinske, Darmstadt ³1996 (¹1976, ²1980); weiterhin: Brüssel 1974).

Frommann dokumentierte öffentlich, daß er von der Wichtigkeit der Bemühungen Mellins überzeugt und sein verlegerisches Können einzusetzen gewillt war, um dem Wörterbuch die verdiente Anerkennung zu verschaffen. Anlässlich des Erscheinens der ersten Abteilung des zweiten Bandes erklärte er im Dezember 1798:

Weit entfernt, mir ein Urtheil über den Werth dieses Wörterbuchs anmaßen zu wollen, sey es mir nur erlaubt anzuführen: daß alle gelehrte Prüfungen sich darinn vereinigen, daß es eines der zweckmäßigsten Hülfsmittel zur Erleichterung des Studiums der kritischen Philosophie sey, daß der Hr. Verf. mit dem glücklichsten Erfolge die kantischen Ideen auf eine Menge Gegenstände ganz neu angewendet, und daß das Ganze, den Talenten, dem Scharfsinne und dem unermüdeten Fleiße desselben, die größte Ehre mache! Die zweyte Abtheilung dieses Bandes ist schon unter der Presse; die bisher erschienenen 3 Abtheilungen beweisen schon hinlänglich, wie sehr ich an meinem Theile mich bemühe, das Ganze dem Publico in einer schicklichen Gestalt und zu einem höchst billigen Preise in die Hände zu liefern.⁴⁷

Mellin wußte diese Haltung seines Verlegers, mit dem er nun schon über zwei Jahrzehnte freundschaftlich verbunden war, zu schätzen. Im ersten Band seines Wörterbuches stimmte er geradezu ein Hohelied auf alle Beteiligten an, die wesentlich am Zustandekommen eines Buches von gediegener Qualität mitwirkten. Er kennzeichnete es als Gesamtprodukt von Autor, Verleger und Drucker. Das Buch erklärte er als Mittel der Kommunikation, in dem eine Rede vorgestellt wird, »die jemand durch sichtbare Sprachzeichen an das Publikum hält.«⁴⁸ Deshalb sah er dessen Produzenten grundsätzlich in einer hohen Verantwortung.

⁴⁷ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1799, Nr. 5, S. 37.

⁴⁸ Georg Samuel Albert Mellin, *Encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie*, Bd. 2, Abt. 2, Züllichau u. Leipzig 1798, S. 736.

Mellin stellte fest: »Bei einem jeden Buche sind drei moralische Personen geschäftig, [...] sie sind der *Schriftsteller*, der *Verleger*, der *Buchdrucker*.«⁴⁹ Er erläuterte:

Der *Schriftsteller*, *Verfasser*, *Autor* (*autor*) ist der, welcher durch das Buch zu dem Publikum in *seinem eigenen* Namen *spricht*. Der *Verleger* (*bibliopola*) ist der, welcher durch das Buch zu dem Publikum, im Namen eines *Andern* (des *Autors*) *spricht*; denn er ist es, der die Gedanken des Schriftstellers dem Publikum überliefert, also durch das Buch dem Publikum vorträgt. Man könnte vielleicht sagen, der Verleger spricht eigentlich gar nicht, denn der Schriftsteller hat ja selbst seine Gedanken niedergeschrieben, der Verleger ist ja nicht einem Rechtsanwalt gleich, der im Namen seines Klienten spricht. Allein das macht hier keinen Unterschied, der Verleger ist immer das Organ, durch welches die Gedanken des Schriftstellers dem Publikum bekannt werden, der Schriftsteller oder der Verleger mag sie niederschreiben. Der Verleger sagt gleichsam zum Publikum: durch mich läßt ein Schriftsteller euch dieses oder jenes buchstäblich hinterbringen, lehren, bekannt machen u.s.w. Ich verantworte nichts, selbst nicht die Freiheit, die jener sich nimmt, öffentlich durch mich zu reden, ich bin nur der Vermittler, durch den seine Rede zu euch gelangt [...] Der *Buchdrucker* ist der Werkmeister (*Operarius*) des Verlegers, durch welchen derselbe spricht.⁵⁰

Die Wertschätzung, die Mellin dem Verleger als verantwortungsvollem Kommunikator zusprach, resultierte wohl nicht zuletzt aus der Erfahrung mit *seinem* Verleger. Allerdings teilte Carl Friedrich Frommann die von Mellin zuletzt unterstellte Neutralität des Verlegers zu seinen Produkten in dieser Absolutheit nicht. Respektierte er einerseits die von ihm gewählten Autoren und ihre Ansichten, so stand er konsequent für die Projekte ein, die er nach kritischer Prüfung in sein Verlagsprogramm aufgenommen hatte.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Ebd. S. 736 f.

Ein Beispiel dafür ist die Herausgabe und die Verteidigung der Mellinschen Schrift *Kunstsprache der kritischen Philosophie, oder Sammlung aller Kunstwörter derselben mit Kants eigenen Erklärungen, Beyspielen und Erläuterungen, aus allen seinen Schriften gesammelt und alphabetisch geordnet* (1798, Neudruck: Brüssel 1970). Er kündigte sie am 16. Januar 1799 mit folgendem Text an:

Dies kleinere Wörterbuch soll dem Bedürfnisse, Kants Erklärungen einzelner Kunstwörter schnell aufzufinden, abhelfen, und dient so zu einem sehr sorgfältig gearbeiteten Sachregister über Kants sämtliche kritische Schriften. Es möchte also jeden Besitzer derselben unentbehrlich seyn.⁵¹

In der Folge wurden unterschiedliche Meinungen über das Ziel und die inhaltliche Gestaltung der Wörterbücher zur Philosophie Kants, wie sie von Carl Christian Erhard Schmid und nun zuletzt von Mellin verfaßt worden waren, geäußert.⁵² Frommann griff in diese Diskussion ein. Hier stellte er wiederholt unter Beweis, daß für ihn die Bestrebungen Mellins nicht lediglich als verlegerischer Vorgang zu bewältigen waren, sondern als eminent wichtiger Beitrag zur Verbreitung einer Philosophie galt, die die allgemeine Aufklärung auf einleuchtende Prinzipien gründet und der praktischen Gestaltung von Moralität die einzig mögliche Perspektive weist. Dabei besticht sein sachkundiges und faires Urteil über die Schriften beider Autoren, die in Jena ihre Verleger hatten.

Am 3. August 1799 veröffentlichte er im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* folgende Stellungnahme:

⁵¹ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1799, Nr. 5, S. 38.

⁵² Vgl. *Allgemeine Literatur-Zeitung*, 1798, Nr. 375, Jena u. Leipzig, S. 646 f. In der Rezension zu Mellins Schrift *Kunstsprache der kritischen Philosophie* heißt es: »Diesen von H. M. angegebenen Dienst eines Sachregisters über sämtliche kritische Werke *Kant's*, das bisher, da keines dieser letzten mit Registern versehen ist, ein wirkliches Bedürfnis war, wird dieses Buch recht gut leisten; und obgleich die beygefügen Erklärungen und Beyspiele *Kants* in dieser isolierten Form dem, der kritische Philosophie zu studiren anfängt, dieses Studium selbst nicht erleichtern hilft, so ist es doch in manchen Fällen, besonders bey mündlichen Unterhaltungen über Gegenstände der kritischen Philosophie, wo die Untreue des Gedächtnisses einer schnellen Nachhilfe bedarf, bequem, sogleich die eigenen Definitionen und Erklärungen *Kants* bey der Hand zu haben, und bey vielen Gegenständen die hier und da zerstreuten verschiedenen Erklärungen derselben, welche ihnen nach besonderen Rücksichten zukommen, mit einem Blick übersehen zu können.«

Man hat die Rezensenten und durch diese das Publikum aufgefordert, zwischen dem »Schmidtschen Wörterbuche zum Gebrauch der kritischen Philosophie« und »Mellin's Kunstsprache der kritischen Philosophie« Vergleichen anzustellen, und letzteres zum Vortheil des ersten herabsetzen wollen: Aber haben denn beide Bücher *einen* Plan und Zweck? oder macht das erste denn das letzte überflüssig oder gar unbrauchbar? Kann wohl ein Werk dessen ganze Brauchbarkeit in seiner Form besteht, in einem andern Werke enthalten seyn, das, wie die flüchtigste Vergleichung einiger Artikel beider Werke lehrt, eine ganz andere Form hat? Hr. Schmidt liefert *Wort- und Sach-Erklärungen* nach *seiner* Ansicht der kritischen Philosophie mit *seinen* Worten: Hr. Mellin hingegen führt bloß *Kant's eigene Worte* mit steten Citationen an, stellt *alle* Erklärungen die Kant von einem Worte oder Gegenstande in verschiedener Beziehung gegeben hat, zusammen und liefert zugleich das vollständigste *Sachregister* über alle Kantischen Schriften. So anspruchslos scheint mir sein Zweck und Ziel, und die Frage nur *die* zu seyn: *ob* und *wie* er dieses erreicht? Die meisten Stimmen haben *für* ihn entschieden. Ich aber habe geglaubt, hierdurch Recensenten und Publicum bloß zu einer partheylosen, ohne alle Nebenrücksichten geleiteten Prüfung, bescheiden auffordern zu müssen. Jena im Julius 1799. *Friedrich Frommann*.⁵³

Darüber hinaus wurde deutlich, daß Frommann durch die Verlegung der Mellinschen Schriften direkt oder indirekt in die Auseinandersetzung zwischen den Anhängern Kants und den sogenannten Überwindern des Kantischen Kritizismus, Fichte und Schelling, eingebunden war. Das zeigt die Ankündigung der 2. Abteilung des zweiten Bandes des Wörterbuchs im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* am 16. November 1799. Sie wurde wiederum von *Johann Christoph Greiling* vorgenommen. Er nutzte diese Bekanntgabe zur unmißverständlichen Verteidigung der Philosophie Kants. Die konnte nur mit dem Einverständnis bzw. der stillschweigenden Billigung von Frommann so veröffentlicht werden. Hier verstärkt sich der Eindruck, daß er einerseits einen Konflikt mit Fichte und Schelling, die mehr oder weniger in seinem Haus ein- und ausgingen, vermeiden

⁵³ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1799, Nr. 98, S. 790 f.

wollte. Andererseits sah er durch Greiling seinen Standpunkt vertreten und für das Wörterbuch von Mellin geworben.

Greiling schrieb:

Encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, von
G. S. A. Mellin. II. Band. II. Abth. mit einem Kupfer. 481 S. med. 8.
Jena, bey Friedrich Frommann. 1 Rthlr. 8 gr.

Während die frohlockende Sage: »daß es mit der krit. Philosophie nun aus sey« immer allgemeiner wird, hört man doch von den Gründen *warum?* nur äußerst wenig. – Wahr ist es: seit die Kantische Philosophie um sich griff, stiegen am philosophischen Himmel Kometen auf, von denen alle philosophischen Kalender weissagen, daß sie nie wieder erscheinen würden. Noch schwimmt ein Nebelstern in einer den Meisten unerreichbaren Höhe, der vielen nur dann sichtbar wird, wenn er in die Sphäre des Kantischen Systems seine Bahn lenkt. Diese neuen Sterne werden für Emanationen des Kantischen Dreygestirns gehalten, während die so genannten Kantianer jene Emanationen nur für eine Art von flüchtigen Sternschnuppen ansehen. – Diese neuen Lichter, und deren Erscheinen und Verschwinden sind es eigentlich, die das Kantische Urlicht in Mißcredit brachten, daß mancher nun seinen eigenen Augen nicht trauet, vorzüglich deshalb, weil manche fromme Seele wähnet: nur dieser neue Stern am philosophischen Himmel erzähle die Ehre Gottes nicht. – Die Vertrauten der neuen Philosophie sehen hingegen überall nur Unbekanntschaft mit dem Buchstaben der Philosophie, auf den selbst ihr Urheber neuerdings dringt, und wirklich beweiset das neueste Theaterdonnerwetter, das die Kant. Philosophie zerschmettern soll, eine weite Entfernung von dieser Philosophie.

Das anzuzeigende Wörterbuch legt es eigentlich darauf an, die Principien, den Inhalt und Umfang der Kantisch-krit. Philosophie verständlich darzulegen. Die gegenwärtige Abtheil. liefert lit. F. vollständig, lit. G. aber unvollendet. Die behandelten 76 Artikel gehören grötentheils in die reine theoretische und praktische Philosophie. Es liegt nicht an dem Hn. Verf., wenn insbesondere das Helldunkel, das über der Kritik des Geschmacks ruhet, durch die Bearbeitung der Artikel: *Geschmack*, *Geschmacksurtheil*,

Geist etc. nicht in volles Licht übergeheth. Willkommen ist gewis jedem Freunde ruhiger Forschung jeder Artikel dieses Werkes, um gründlich zu erfahren, was an dieser Philosophie sey. Ob es *aus* mit ihr sey? werden wir ohne Zweifel in kommenden Jahrhundert erfahren. *J. C. Greiling*⁵⁴

Greiling bezog sich in der obigen Polemik (16. November 1799) auf die Erklärung Kants gegen die Wissenschaftslehre Fichtes, die am 28. August 1799 im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* erschienen war. Kant benannte den gegen ihn gerichteten Vorwurf und verteidigte seine Position.⁵⁵ Seine Stellungnahme hat bekanntlich in Jena und darüber hinaus heftige Diskussionen um philosophische Grundpositionen ausgelöst.

Schließlich sah Carl Friedrich Frommann seine Bemühungen belohnt, als er im Februar 1804 anzeigen konnte, daß er den abschließenden sechsten Band (2 Abtln.) dem Buchhandel übergeben habe. Zum letzten Halbband schrieb er: »Die *zweyte* Abtheilung enthält die 7 Register, welche eben so sehr den reichen Inhalt des ganzen Werkes beweisen, als ihm die letzte Vollkommenheit geben und die Brauchbarkeit desselben sehr erhöhen.« Vor allem das zweite Register diene dazu, »das Wörterbuch als Kommentar zu *Kants's* Schriften zu gebrauchen.« Letztendlich konnte er feststellen: »So wäre dieß wichtige, dem Kenner wie dem Liebhaber der Philosophie interessante Werk vollendet und geschlossen. Alle VI. Bände kosten 15 Thlr. 12 gr. Jena im Febr. 1804. *F. Frommann.*«⁵⁶

Vier Jahrzehnte später hat *Karl Rosenkranz* (1805–1879), seit 1833 einer der Nachfolger auf dem Lehrstuhl von Kant in Königsberg und Mitherausgeber der ersten Kant-Gesamtausgabe, das Mellinsche Wörterbuch gewürdigt. Ungeachtet

⁵⁴ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1799, Nr. 148, S. 1201 f.

⁵⁵ Ebd., Nr. 109, S. 876. Greilings Äußerung bezieht sich auf folgende Passage in Kants Erklärung: »Da endlich Recensent behauptet, daß die Critik in Ansehung dessen, was sie von der Sinnlichkeit wörtlich lehrt, nicht *buchstäblich* zu nehmen sey, sondern ein jeder, der die Critik verstehen will, sich allererst des gehörigen (Beckischen oder Fichteschen) *Standpunktes* bemächtigen muß, weil der *kantische* Buchstabe eben so gut wie der aristotelische den Geist tödte; so erkläre ich hiermit nochmals, daß die Critik allerdings nach dem Buchstaben zu verstehen, und bloß aus dem Standpunkte des gemeinen nur zu solchen abstracten Untersuchungen hinlänglich cultivirten Verstandes zu betrachten ist.« (vgl. *Kant's gesammelte Schriften*, a. a. O. Bd. 12, S. 371).

⁵⁶ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1804, Nr. 52, S. 422 f.

seiner Vorbehalte gegenüber der lexikalischen Behandlung der Philosophie meinte er, das Wörterbuch sei »eine solide Arbeit, welche an sich der Kant'schen Philosophie zur Zierde gereicht.«⁵⁷ Ein erheblicher Teil dieser Anerkennung gebührt Carl Friedrich Frommann.

b) Frommann und die innovativen Naturwissenschaften

Carl Friedrich Frommann wurde in seiner Jenaer Wirkungszeit nicht zum Verleger der aufstrebenden Philosophen des deutschen Idealismus, wie Fichte, Schelling und Hegel, oder der Dichter der deutschen Klassik. Dafür gab es Gründe, die aber nicht eindeutig zu bestimmen sind. Zum einen gab es in Jena eine entwickelte Verlagskultur, in deren Tätigkeitsfelder einzudringen, nicht so leicht möglich war. Zum anderen ist anzunehmen, daß Frommann aufgrund seiner philosophischen Grundhaltung Vorbehalte gegen die spekulative Überhöhung des kritischen Denkens durch die genannten Denker an der Universität Jena hatte. Weiterhin ist zu vermuten, daß finanzielle Forderungen solcher Autoren wie Goethe für Frommann ein Hinderungsgrund waren, die Verlegung ihrer Schriften anzustreben.

Dennoch gelang es ihm – und dies war seiner freisinnigen, an Kantischen Grundsätzen geschulten Weltsicht zu verdanken –, das Verlagsprogramm in verschiedene Richtungen zu öffnen. Die traditionelle Programmstruktur hat er, ausgehend vom philosophischen Segment, sowohl durch historische und juristische Titel als auch durch medizinische und naturwissenschaftliche erweitert. Gerade für den letztgenannten Bereich gab Frommann ein herausragendes Beispiel für das innovative Verhältnis von Verleger und Autor. Es war der in Jena wirkende Physiker *Johann Wilhelm Ritter* (1776–1810), der Begründer der Elektrochemie, der Entdecker des ultravioletten Lichts und der Erfinder des Akkumulators, dem die unmittelbare und nachhaltige Förderung durch Frommann zugute kam.

Klaus Richter hat in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen Schrift *Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den*

⁵⁷ Karl Rosenkranz, *Geschichte der Kant'schen Philosophie*, hrsg. von Steffen Dietzsch, Berlin 1987, S.247.

Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann (1988) das Zusammenwirken zwischen diesen Partnern ausführlich und eindrucksvoll dargestellt. Er beschrieb Frommann als interessierten, hilfreichen und geschickten Verleger der Ritterschen Forschungsergebnisse *und* als väterlichen Freund des Physikers, der ihm letztlich die materielle und damit seine wissenschaftliche Existenz in Jena ermöglicht hat.⁵⁸ Das vertrauensvolle Verhältnis bestand bis zum Weggang Ritters von Jena im Sommer 1805.

Noch am 8. November 1804, als die Abreise nach München schon feststand, äußerte er sich anlässlich der Geburt seines ersten Kindes zur unentwegten Fürsorge, die Frommann ihm angedeihen ließ:

Endlich nehmen Sie meinen innigsten Dank für alles dieses, besonders aber für den neuen Beweis einer Theilnahme an mir u. meinen Verhältnissen, vor allem den kindlichen, wie Sie mir zwar nichts weniger als selten ist, immer aber mein ganzes Gefühl ergreift, u. es nie zu thun nachlassen wird.⁵⁹

Nicht zuletzt durch die Verlegung der von Ritter herausgegebenen und meist auch von ihm verfaßten *Beyträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus, und der Resultate seiner Untersuchung* (2 Bde., pro Bd. 4 Stücke, Jena 1800–1805) hat Frommann zu dessen Existenzsicherung beigetragen. Er drängte ihn zur termingerechten Fertigstellung der Manuskripte; denn er hatte oft erfahren müssen, daß der produktive und vielseitig interessierte Ritter spontan neuen Ideen nachging. Mit seinen Forderungen hat er ihn zur disziplinierten und kontinuierlichen Arbeit angehalten.

Ritter hat in diesem Periodikum fundamentale wissenschaftliche Erkenntnisse, wie die Entwicklung galvanischer Ketten aus anorganischen Ketten, die Beziehung von Galvanismus und chemischem Prozeß und die Entdeckung des ultravioletten Lichts, erstmalig publiziert. Frommann beförderte das regelmäßige Erscheinen der *Beyträge* durch sachkundige und die Aufmerksamkeit anregende

⁵⁸ Klaus Richter (Hrsg.), *Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann*, Weimar 1988, S.53 f.

⁵⁹ Ebd. S.147

Ankündigungen. Die erste erschien am 3. August 1799. Ein treffendes Beispiel für seine kenntnisreiche Anteilnahme an Ritters Forschungen gibt die Ankündigung zum ersten Band des Jahrgangs 1802 (3. und 4. St.) vom 11. September 1802 im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*.

Frommann schrieb zum Beitrag (4. St.) von Ritter *Von der Galvanischen Batterie, nebst Versuchen und Bemerkungen des Galvanismus überhaupt betreffend*:

Mit dieser Abhandlung, von der hier bloß der Anfang erscheint, beginnt eine größere Arbeit des Vf., in der nach und nach alle Erscheinungen, welche jene Batterie gewährt, in ungezwungener Folge in ihrer Vollständigkeit so aufgeführt werden sollen, daß sie eine Basis gewähren, an die sich künftige Resultate nur als weitere Entwicklungen dieser einen anreihen werden. Zunächst werden die Wirkungen der Batterie auf den *menschlichen Organismus* im *gesunden* Zustande abgehandelt. Der Vf. hat diesem Theile des Ganzen den Platz vor andern gegeben, da die Anwendung des Galvanismus auf den Menschen im *kranken* Zustande bereits zur Angelegenheit des Tages geworden ist, die aber nur mit vorausgehender Kenntniß dessen, was er im gesunden bewirkt, ihr ganzes Glück machen kann. Den Ärzten wird daher, was der Vf. dafür thut, besonders angenehm seyn. Die Reichhaltigkeit dieses Theils seines Gegenstandes erlaubte ihm nicht, ihn in diesem Stück d. B. schon zu beendigen, die nächsten Stücke (B. II. St. 2.3.), von denen Stück 2. ohnfehlbar in der Mich. Messe ausgegeben wird, setzen ihn daher fort. Die ferneren werden dann in ununterbrochener Folge die sogenannten electrischen und chemischen Wirkungen der Batterie abhandeln, bis zu seiner Zeit die *Theorie* des Ganzen selbst erscheinen darf, zu der die natürliche Ordnung der Erscheinungen die beständige Anlage schon macht, und wodurch alle Einseitigkeit der bisher versuchten aufgehoben werden wird, die schon daraus erhellt, daß, nach des Vf. Versicherung, selbst die *Voltaische*, auch noch nicht Ein Hauptphänomen des Galvanismus *wirklich* zu erklären im Stande war. Jena d. 1. September 1802.
*Friedrich Frommann.*⁶⁰

⁶⁰ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1802, Nr. 160, S. 1296.

Mit seiner ideellen und praktischen Unterstützung hatte Carl Friedrich Frommann einen wesentlichen Anteil daran, daß Johann Wilhelm Ritter durch sein unermüdliches und originelles Experimentieren zu außerordentlichen Erkenntnissen über elektrochemische Vorgänge im Naturgeschehen gelangen konnte. Hier liegt wohl auch die Ursache dafür, daß Ritter, obwohl er für Schellings dynamische und organische Naturvorstellung empfänglich war, zunehmend Bedenken über dessen Verarbeitung des empirischen Wissens in seinem naturphilosophischen Entwurf äußerte.⁶¹

Die Beziehung zwischen Carl Friedrich Frommann und Johann Wilhelm Ritter stellt in der Wissenschafts- und Verlagsgeschichte eine seltene Konstellation dar. Sie ist durch die Besonderheit gekennzeichnet, daß ein Verleger als verständnisreicher und aktivierender Partner eines kreativen Naturwissenschaftlers wirkte, dem es gelang, eine neue Wissenschaftsdisziplin, hier die Elektrochemie, zu begründen und ihre erste Entwicklungsphase mitzuprägen. Ritter war sich der Bedeutung dieses Zusammenwirkens bewußt. Am 30. Dezember 1803 schrieb er an Frommann:

Ferner: habe ich nicht vergessen, in welchem Verhältnis wir noch zu einander stehen. Es ist wahr, ich verdanke Ihnen, edler Freund, den größten Theil der Möglichkeit der wissenschaftlichen Laufbahn, die ich seit 1798 begonnen habe. Dieser Dank wird Ihnen nie ausgehen; so lange Sie meine Bemühungen Früchte tragen sehen, dürfen Sie sich seiner erinnern.⁶²

⁶¹ Vgl. Carl von Klinkowstroem, *Goethe und Ritter*, in: *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft*, Bd. 8. Weimar 1921, S. 145. Ritter schrieb am 25.12.1800 an Goethe: »Ich verkenne Schellings große Tendenz nicht; ich bin ihm früh gefolgt und ehre ihn, – was kann *ich* aber dafür, wenn die Natur mit dem *Materiellen* seines Verfahrens in der Physik Ursach hat, unzufrieden zu sein! – Übrigens wird das nur auf einige Zeit unter uns gesagt bleiben. Es liegt mir schon am Herzen, die Physik gegen Nachteile zu schützen, die Schelling selbst jetzt so genau nicht vorhersehen kann. Ich werde es öffentlich thun.«

⁶² Klaus Richter (Hrsg.), *Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann*, Weimar 1988, S.137. 1798 erschien Ritters erste Schrift *Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß in dem Thierreich begleitet*.

c) Frommann und die neuhumanistische Pädagogik

Ein weiteres Beispiel für die Aufgeschlossenheit Carl Friedrich Frommanns gegenüber allen Aktivitäten, die der Erweiterung des Wissens und der Motivierung des Handelns im Sinne der moralischen Vervollkommnung des Menschen dienen, stellt sein Einsatz für die pädagogischen Bestrebungen von *Friedrich Immanuel Niethammer* (1766–1848) dar. Als Letzterer nach seinem Wirken in Jena, Würzburg und Bamberg im Jahre 1808 als Zentralschulrat und Oberkirchenrat nach München berufen und mit der Ausarbeitung eines neuen Lehrplans beauftragt wurde, nahm er zur Begründung seines Vorhabens eine umfangreiche Ausarbeitung vor. Da Niethammer damit rechnen mußte, daß sein Projekt den Widerstand konservativer Kreise hervorrief,⁶³ hielt er es für besser, die Veröffentlichung des Manuskripts außer Landes und von dem Manne vornehmen zu lassen, der mit freudiger Zustimmung seinen unkonventionellen Ideen den Weg in die Öffentlichkeit ebnete.

Auf Frommann konnte er bauen, hatte er doch schon 1798 Niethammers Schrift *Versuch einer neuen Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens*, die eine deutsche Bearbeitung der von Niethammer 1792 verfaßten Dissertation *De vero revelationis fundamento* darstellte, herausgebracht und mit geradezu vitalem Interesse angekündigt.⁶⁴ Die Einleitung zu seiner neuen Schrift hat Niethammer auf den 28. Februar 1808 datiert. Schon am 21. und 26. März 1808 kündigte sie Frommann mit gleichlautendem Text in der *Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung* und in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*, die von Christian Gottfried Schütz seit 1804 in Halle redigiert wurde, ausführlich an. Geschickt verband er

⁶³ Vgl. Friedrich Karl Julius Schütz, *Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes*, 2 Bde., Bd. 2, Halle 1835, S. 280–282. Niethammer bat Schütz nachdrücklich (Briefe: 13. 11. 1809 und 28. 1. 1810), ihn für eine theologische Professur in den protestantischen Ländern zu empfehlen.

⁶⁴ *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1798, Nr. 172, S. 1472. Frommann schrieb eingangs: »Diese Schrift hat die Absicht, den Gesichtspunkt anzugeben und wissenschaftlich zu rechtfertigen, aus dem der *Völklerlehrer* den *Offenbarungsglauben* auffassen und darstellen soll, wenn er ihn (wie es der einzige vernunftmäßige Zweck der Offenbahrungslehre seyn kann) dazu gebrauchen will, der Religionslehre, die er vorzutragen hat, eine höhere Autorität zu begründen, durch die er ihr Eingang zu verschaffen sucht.«

grundsätzliche Aussagen des Autors mit seinen Erwartungen über die Wirkung der Schrift:

Anzeige für Aeltern, Schulvorsteher, Schul- und Privat-Lehrer

In nächster Oster-Messe erscheint in meinem Verlage unter dem Titel
Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus, in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit, dargestellt von F. I. Niethammer, königl. bayer. Central-Schul- und Studien-Rath bey dem geheimen Ministerium des Innern,

eine Schrift, die ich im voraus Ihrer Aller Aufmerksamkeit mit Recht empfehlen darf. Der Streit der beiden entgegengesetzten Extreme der Pädagogik, der sich in unseren Tagen zum Ausbruch entzündet hat, betraf freylich zunächst nur die Gymnasien und Gelehrten-Schulen, allein er möchte schwerlich befriedigend zu entscheiden seyn, ohne ihn auf den ganzen Umfang des *Erziehungsunterrichts* auszudehnen und das Grundprincip der Opposition zu fassen.⁶⁵

Damit hatte Frommann gleichsam einer Kampfschrift des Neuhumanismus an das Licht der Öffentlichkeit verholten. In der schwierigen politischen Situation der deutschen Länder mußte sie als Beitrag zur Gestaltung einer gemeinsamen Perspektive verstanden werden. In diesem Sinne gehört die Schrift, neben denen von Wilhelm Humboldt u. a., zum klassischen Bestand einer Pädagogik, die sich auf die Verwirklichung der Idee von Humanität orientiert. Der in ihr enthaltene substantielle Impetus wirkt bis in unsere Tage fort.

Unter diesem Grundgedanken verwendete Niethammer hier erstmalig den Begriff *Humanismus*. Dazu bemerkte Frommann: »Welchen Sinn übrigens der Hr. Vf. mit dem auf dem Titel gewählten Worten verbindet, wird das Buch selbst am deutlichsten zeigen, und auf jeden Fall die ernstliche Beachtung verdienen.«⁶⁶

⁶⁵ *Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1808, Nr. 16, S. 134 f. *Allgemeine Literatur-Zeitung*, 1808, Nr. 91, Halle u. Leipzig, S. 726 f.

⁶⁶ *Allgemeine Literatur-Zeitung*, 1808, Nr. 91, Halle u. Leipzig, S. 726 f.

Frommann unterstützte Niethammers Idee, die Veränderung des Erziehungssystems auf der Basis eines Humanitätsverständnisses vorzunehmen, das – ungeachtet der notwendigen Berücksichtigung der Veränderungen im sozialen Leben und in den Wissenschaften – die Formung des Menschen am Maßstab seiner durch die Vernunft geleiteten Existenz orientiert. Er setzte fort:

So ist die Absicht obiger Schrift das herrschende Unterrichtssystem unserer Zeit in seinem ganzen Umfang darzustellen, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform desselben, und die dabey zu befolgenden Grundsätze freymüthig auszusprechen. Es werden dadurch die Grundsätze eines richtigen Unterrichtssystems öffentlich zur Sprache gebracht und zur weiteren Prüfung vorgelegt.⁶⁷

Schon am 1. September 1808 wurde die Schrift in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* zustimmend und gründlich gewürdigt. Hierfür hat Schütz rasch gesorgt. Der Rezensent verteidigte das Erziehungskonzept Niethammers. Es sei aus der Erfahrung des antiken Denkens geschöpft, berücksichtige hinreichend den aktuellen Stand des Wissens und ziele darauf ab, der jungen Generation das Streben nach Verwirklichung der Würde des Menschen einzupflanzen. Zu dessen Zielsetzung erklärte er:

Dem Humanismus gereicht zum Vorzug, daß er einen eignen für sich bestehenden Zweck hat, nämlich Bildung der Vernunft, die eigentliche Humanitäts-Bildung, welche nach der Natur des menschlichen Geistes, und nach dem allgemeinen Gesetz seiner Entwicklung zum ausschließenden Zweck gemacht werden darf. Dadurch bekommt er innere Haltung, welche dem Philanthropinismus fehlt, der sich in das Meer der gesammten Encyclopädie des Wissens stürzen mag.⁶⁸

⁶⁷ Ebd., S. 727.

⁶⁸ *Allgemeine Literatur-Zeitung*, 1808, Nr. 255, Halle u. Leipzig, S. 6.

Der Streit
des
Philanthropinismus
und
Humanismus
in der Theorie
des Erziehungs-Unterrichts unsrer Zeit

dargestellt

von

Friedrich Immanuel Niethammer

der Philosophie und Theologie Doctor, der Königl.lichen Akademie
der Wissenschaften zu München außerordentlichem wirklichen Mitgliede,
Königl.ich Universit.lichen Privat - Schol - und Stud.ien - Raths
bei dem Hochlöblichen Consistorio des Jura.

J e n e,
bei Gledwich Gremmann

1808.

Zur Notwendigkeit der Reform des *Erziehungs-Unterrichts* gab er eine Begründung, die heute erst ihre volle Gültigkeit erlangt hat:

Es muß den Ideen ihr Recht, der Individualität des Zöglings ihre Würde wieder gegeben werden. Weder theoretisch noch praktisch darf länger das Maschinenwesen herrschen, welches in der Welt, wie in Büchern, sich trefflich empfiehlt, weil es so handgreiflich ist; dem aber der bewegende Geist fehlt, sobald es Probe und Bewährung gilt.⁶⁹

4. Von Frommann bis Holzboog

Die hier ausgewählten Beispiele verlegerischer Aktivität zeigen, daß Carl Friedrich Frommann sein Unternehmen nicht lediglich durch eine, wenn auch elementar wichtige Literatur des täglichen Gebrauchs am Leben hielt. Er hat in den beiden Jahrzehnten um die Jahrhundertwende herausragende und innovative Beiträge zur Durchsetzung des philosophischen und wissenschaftlichen Fortschritts geleistet. Sein Wirken in einer Zeit des allgemeinen Umbruchs manifestiert in besonderer Weise den Doppelcharakter der Tätigkeit eines Verlegers und Buchhändlers. Bei ihm bedingten sich die kaufmännische und die geistig-kulturelle Seite dieser Arbeit auf einem Niveau, das ihn in die Reihe der Besten seines Faches stellt. Er wirkte in der Hochphase der kulturellen Entwicklung in Jena, völlig im Verständnis von Eugen Diederichs, als *Kulturverleger*.

Es war dieser geistige Habitus, der Carl Friedrich Frommann dazu befähigte, sein Haus am Fürstengraben zu einem Mittelpunkt geselligen Lebens zu gestalten. Ganz im aufklärerischen Sinne praktizierten er und seine Ehefrau *Johanna Charlotte, geb. Wesselhöft* (1765 – 1830) ein grundlegendes Anliegen: Die freisinnige und tolerante Kommunikation zur Kultivierung und Veredelung des Einzelnen und der Gemeinschaft. Durch ihre vielseitigen Interessen und ihr warmerherziges Entgegenkommen, das sie allen Besuchern des Hauses entgegenbrachten,

⁶⁹ Ebd., S. 8.

gaben sie den unterschiedlichen und zwanglosen Formen der Zusammenkünfte ein harmonisches Gepräge. Auch unter den widrigen Bedingungen der Besetzung Jenas durch französische Truppen (1806) war das Frommannsche Haus eine Zufluchtsstätte. Das Ehepaar half Bedürftigen bis an die Grenze seiner Möglichkeiten.

Alle bedeutenden Gelehrten, Dichter und Schriftsteller, die in Jena und im Umkreis von Weimar-Erfurt-Gotha wirkten, besuchten, neben vielen auswärtigen Gästen, mehr oder weniger häufig das Frommannsche Haus. Der Bedeutendste unter ihnen war Johann Wolfgang von Goethe. Die berühmt gewordene Wertschätzung des Frommannschen Heims, die er 1823 gegenüber Eckermann zum Ausdruck brachte, haben viele Besucher in ähnlicher Weise empfunden. Dieser »Vereinigungspunkt vieler Gelehrter und Künstler und sonst angesehener Personen«⁷⁰ war es, der die Besonderheit dieser Geselligkeit ausmachte. Die Verbindung Goethes zu Frommann wurde, abgesehen von seiner vielfach beschriebenen Zuneigung zur Pfliegerin Minna Herzlieb, gefestigt, da Johann Friedrich Cotta einige Werke Goethes bei Frommann drucken ließ. So arbeitete Goethe oft unmittelbar an der drucktechnischen Fertigstellung seiner Schriften mit.⁷¹

Ungeachtet der Kriegswirren und zeitweiliger Schwierigkeiten bei der Erhaltung des Verlagsgeschäfts, war es Frommann gelungen, einen stabilen Kreis von Autoren zu gewinnen, die vor allem in den thüringischen Städten Jena, Weimar und Gotha wirkten. Einerseits bemühte er sich, die traditionellen Bereiche, wie theologische und philosophische Titel, beizubehalten. Andererseits nahm er naturwissenschaftliche und medizinische Schriften verstärkt in das Verlagsprogramm auf. Eine tragende Säule des Verlages blieben die Schulbuch- und Lexikontitel bis weit in das 19. Jahrhundert hinein.

Im Jahre 1825 nahm Carl Friedrich Frommann seinen Sohn *Friedrich Johannes Frommann* (1797–1886), der eine vielseitige Ausbildung in und außerhalb von Jena durchlaufen hatte, als Teilhaber in das Unternehmen auf. Dem nunmehrigen Senior der Firma war es vergönnt, 1836 sein fünfzigjähriges Jubiläum als

⁷⁰ *Goethes Gespräche mit Eckermann*, Berlin 1955, S. 56.

⁷¹ Vgl. diesen Band, S. 103–133.

Buchhändler und Verleger zu feiern. Am 12. Juni 1837 verstarb Carl Friedrich Ernst Frommann.

Ein Rückblick auf sein vielfältiges Wirken zeigt, daß er einen unverwechselbaren Platz unter den Akteuren der wohl bedeutendsten Phase in der deutschen Kulturgeschichte der letzten zweihundert Jahre einnimmt. Sein alltägliches Wirken und seine berufliche Tätigkeit waren von Idealen und Vorstellungen begleitet, die die Besten seiner Zeit in ihrem Streben nach selbst zu gestaltender Menschlichkeit vertraten. Unter diesem Grundgedanken hat er, um noch einmal auf die Erfahrungen seines späteren Jenaer Kollegen Eugen Diederichs zurückzukommen, die Postulate, die dieser an gediegene verlegerische Arbeit stellte, in einem hohen Maße erfüllt.

Diederichs erklärte: Der Verleger müsse, wenn er denn als Kulturverleger gelten will, *drei* Gemeinschaften pflegen. *Erstens* muß er die Gemeinschaft mit den Autoren befördern: »ich verstehe weniger darunter die auf das Honorar zuge-spitzte Interessengemeinschaft, als daß man in persönlichem Verkehr deren in-neren Entwicklung in allen Lebensperioden miterlebt.«⁷² – *Zweitens* habe er die Gemeinschaft mit seinen Lesern zu suchen und zu vertiefen: »Man darf die Käufer seiner Bücher nie enttäuschen, indem man lobpreist, was nichts taugt. Man muß ihr Vertrauen gewinnen.«⁷³ – *Drittens* sollte er die Gemeinschaft der Bürger kennen. Sie »resultiert aus der Verbindung mit dem allgemeinen Leben ohne Zweck auf den Beruf. Sie schützt vor dem einseitigen In-der-Bücherwelt-Leben und verjüngt.«⁷⁴

Carl Friedrich Frommann war ein Vorkämpfer der Forderungen Diederichs' an den innovativen Verleger. Er hat den Verlag seiner Väter auf ein zeitgemäßes und solides Niveau geführt. Sein Wirken bleibt mit den philosophischen, wissenschaftlichen und literarischen Leistungen verbunden, die unter der Bezeichnung *Kantischer Kritizismus*, *Weimarer Klassik* und *Jenaer Frühromantik* in die Weltkultur eingegangen sind.

⁷² Eugen Diederichs, *Aus meinem Leben*, Jena ²1938 (¹1927), S. 24.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Ebd.

Sein Sohn Friedrich Johannes Frommann, der sich bedeutende Verdienste um den *Börsenverein der Deutschen Buchbändler* erworben hat, und alle Nachfolger im 19. und 20. Jahrhundert waren bestrebt, in oft schwierigen Zeitläufen, die eine oder andere Tradition des Verlages, nicht zuletzt die philosophische, fortzuführen. Hervorzuheben ist die von Emil Hauff begründete Reihe *Frommanns Klassiker der Philosophie*, die mit dem von Kurt Lasswitz verfaßten Titel *Gustav Theodor Fechner* 1896 begann. Sie wuchs zu einer stattlichen Anzahl an, und viele Titel erlebten Nachauflagen. Ferner wurde von 1903 bis 1911 die von Wilhelm Bollin und Friedrich Jodl besorgte zehnbändige Ausgabe der Werke *Ludwig Feuerbachs* herausgegeben. Bedeutsam war die von Hermann Glockner betreute Originalausgabe der Werke *Hegels*, die 1931 in 18 Bänden vorlag. Hermann Kurtz verlegte *Frommanns Philosophische Taschenbücher*, die dem Zweck dienten, dem Leser die Ideen bedeutender Philosophen durch ausgewählte Texte und durch instruktive Einleitungen nahezubringen.

Diese Marksteine der philosophischen Orientierung des Verlages im Verlaufe des zwanzigsten Jahrhunderts begann Günther Holzboog seit 1955, in einen konsistent gestalteten Fundamentbereich umzuwandeln. Er ist durch ein breites Spektrum und durch die Wahl seiner Schwerpunkte sowohl historisch als auch systematisch konzipiert. Zum einen stellt er in kritischen Ausgaben Meilensteine der Entwicklung des philosophischen Denkens vor. Zum anderen befördert er in verschiedenen Formen von Publikationen den aktuellen philosophischen Diskurs. In diesem Sinne ist der Verlag für die weitere kreative Teilnahme an der philosophischen Kommunikation gerüstet.

Friedrich Jacobs – ein Universalist der Klassischen Philologie

Manfred Fuhrmann

I

Der Mann, der auf diesen Seiten gewürdigt wird, weil er neben vielem anderen ein prominenter Autor des Hauses Frommann war, scheint, wiewohl erst vor etwa einhundertfünfzig Jahren verstorben, uns Heutigen weit entrückt zu sein. Das ist gewiß großenteils durch den Wandel der Verhältnisse bedingt. Friedrich Jacobs war Humanist, Gelehrter, Schulmann und Schriftsteller. Man könnte ihn kurz einen Altphilologen nennen, wenn man sich nicht schon dadurch eines Anachronismus schuldig machte: Es gab, als Jacobs lernte und lehrte, nur Altphilologen, und die pflegten, obwohl sie ihre Zöglinge außer in den alten Sprachen auch in Deutsch, Französisch, Geschichte, Mathematik usw. unterwiesen, schlicht als ›Philologen‹ bezeichnet zu werden.

Der Philologe Jacobs – wie wir ihn jetzt ohne das Risiko eines Missverständnisses nennen können – lebte und wirkte in einer Zeit, die ein verspätetes, ja verrottetes Bildungswesen wieder in einen befriedigenden, den nunmehr vorherrschenden Auffassungen entsprechenden Zustand versetzt hatte. Die Verspätung war durch die Aufklärung verursacht worden, die sich außerhalb der Universität vollzogen hatte: Plötzlich standen eine schon weithin säkularisierte Gesellschaft und ein noch weithin kirchliches Bildungswesen einander gegenüber. Es kam hinzu, daß auch das bisherige Kommunikationsmittel aller Wissenschaft, das Lateinische, nicht mehr hingenommen wurde – im Laufe des 18. Jahrhunderts traten überall die Nationalsprachen an seine Stelle.

Die Angleichung des Bildungswesens an die veränderten Erfordernisse wurde hauptsächlich durch dreierlei Maßnahmen bewerkstelligt. Erstens übernahm

jetzt der Staat – teils von den Kirchen, teils von den Kommunen – die Regie in allen Bildungsangelegenheiten. Zweitens avancierten – anstelle der von der Aufklärung entthronten Theologie – die Philosophie sowie die neu konstituierte Altertumswissenschaft zu den Leitdisziplinen der Universität, so daß dort von der Theologie emanzipierte Lehrer, Philologen im soeben angedeuteten Sinne, ausgebildet werden konnten. Und drittens bekam das Gymnasium, die Nachfolgeinstitution der alten Lateinschule, die Aufgabe zugewiesen, den künftigen Akademikern eine Allgemeinbildung zu vermitteln, die sich hauptsächlich auf das Studium des Altertums und der alten Sprachen gründete.

Als Christian Friedrich Wilhelm Jacobs, am 6. Oktober 1764 in Gotha geboren, mit zwölf Jahren das heimatliche Gymnasium zu besuchen begann, steckten die erwähnten Entwicklungen noch in ihren Anfängen. Einzelne Schulmänner bemühten sich damals, den höheren Unterricht wieder auf den Stand zu bringen, den er in der Reformationszeit innegehabt hatte; einzelne Professoren waren bestrebt, der Überlieferung vom Altertum eine unanfechtbare wissenschaftliche Grundlage zu geben. Jacobs hatte das Glück, in diese Zusammenhänge hineingeboren zu werden. Einer seiner gothaischen Lehrer, Geißler, war ein Schüler von Johann August Ernesti in Leipzig, einem Wegbereiter des Neuhumanismus, und das wichtigste Jahr seines Studiums, 1784/85, verbrachte er in Göttingen, zu Füßen von Christian Gottlob Heyne. Der aber galt damals als Deutschlands erste Adresse für Altertumswissenschaft und Allgemeinbildung; zu ihm wäre Goethe gegangen, wenn ihn sein Vater nicht nach Leipzig geschickt hätte, und seinen Vorlesungen ist wenige Jahre nach Jacobs Wilhelm von Humboldt gefolgt.

Daß Jacobs zunächst in Jena Theologie und dann erst, während seiner Göttinger Zeit, Philologie studiert hat, entspricht exakt dem damals erreichten Entwicklungsstande: In Halle zog das Philologische Seminar von Friedrich August Wolf, ebenfalls einem Heyne-Schüler, seit 1783 hauptsächlich künftige Lehrer heran. Jacobs lebte im Horizont all der Veränderungen, die damals den Neuhumanismus zur herrschenden Doktrin im höheren Schulwesen des 19. Jahrhunderts erhoben: Er war Zeitgenosse der Weimarer Klassik und der dort propagierten Bildungsidee, und er konnte verfolgen, wie Humboldt und seine Helfer in Preußen dem Bildungswesen die neue, für ganz Deutschland, ja für große Teile Europas maßgebliche Form gaben.

Jacobs gehörte nicht zu den Planern und Gestaltern des entstehenden Bildungssystems. Er hatte zwar während seiner Schulzeit den prägenden Einfluß von Lessings, Herders und Winckelmanns Schriften erfahren, es hat ihn jedoch später offenbar nur selten ins etwa fünfzig Kilometer von Gotha entfernte Weimar gezogen – seine Autobiographie weiß nichts von Kontakten mit den dortigen Größen. Immerhin hat er als überzeugter Humanist und Philhellene von Anfang an in dem Hause gewohnt, das rings um ihn errichtet wurde. Und einmal sah es so aus, als sei er bestimmt, selbst beim Aufbau mitzuwirken. Er zählte zu denen, die – wie Hegel, Schelling und andere – von dem tüchtigen König Maximilian IV. Joseph, vom Norden ins zurückgebliebene Bayern berufen wurden. Er kam gegen Ende des Jahres 1807 nach München, trat seine Ämter als Schulmann und Akademie-Mitglied an, hielt einige glänzende Reden und kehrte drei Jahre darauf, von allerlei Intrigen, die man gegen ihn ins Werk gesetzt hatte, angewidert, in den sicheren Hafen seiner Heimatstadt zurück. Er beschied sich von nun an mit dem Posten eines Bibliothekars und Münzkabinetts-Direktors; Rufe auf Lehrstühle in Berlin und Göttingen wurden abgelehnt.

II

Jacobs sei uns Heutigen weit entrückt, wurde zu Beginn gesagt. Das Gebäude, in dem er lebte und wirkte, ist im Lauf des 20. Jahrhunderts abgetragen worden. Der aus der Goethezeit überkommene Griechenglaube und der Kanon der bürgerlichen Allgemeinbildung haben auch im Gymnasium einem immer weiter verzweigten Spezialistentum weichen müssen, und die alten Sprachen, die einst mit etwa der Hälfte aller verfügbaren Unterrichtsstunden die wichtigsten Fächer waren, werden jetzt, wenn überhaupt, nur noch in bescheidenem Umfang gelehrt. Daher ist der größte Teil der zahlreichen Schriften, die Jacobs während seines langen Lebens verfaßt hat (er starb am 30. März 1847 zweiundachtzigjährig in seiner Heimatstadt), nur noch für geistes- und wissenschaftsgeschichtliche Studien von Belang; es kommt hinzu, daß er nicht zu den ganz wenigen gehörte, die – wie etwa Humboldt oder Wolf – als Wegbereiter einer Epoche unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Hinterlassenschaft von Jacobs gliedert sich von selbst in einige Ressorts teils wissenschaftlichen, teils belletristischen Charakters. Ehe sie nach diesem Gesichtspunkt kurz gemustert wird, sei der durchgängig darin begegnenden Schreibweise ein Wort gewidmet. Jacobs hat wie viele seiner Zeitgenossen eine geschmeidige, wendige Feder geführt, und man glaubt, bei der Lektüre seiner Schriften zu spüren, daß sich seinem nicht geringen formalen Talent die Worte spontan zu Sätzen fügten. Seine Prosa bleibt übersichtlich und eingängig, auch wenn die Perioden geradezu ciceronische Ausmaße annehmen oder wenn sich der Redeschwall allzu reichlich zu ergießen scheint. Die mühelose Eleganz erinnert an Wieland, und wie bei Wieland haben auch bei Jacobs die Übersetzungen am wenigsten unter dem Rostfraß der Zeit gelitten.

Das Gegenteil hiervon gilt wohl für seine politischen Reden. Er hatte, wie es seinem Wesen entsprach, während der Jahre der napoleonischen Herrschaft Zurückhaltung geübt, doch nach der Völkerschlacht bei Leipzig trat er mit mehreren öffentlichen Bekundungen seines Patriotismus hervor: *Anrede eines Thüringers an seine Landsleute, Deutschlands Gefahren und Hoffnungen, Deutschlands Ehre* (1813/14). Den Appellen haftet für heutige Ohren etwas Dröhnendes an. Sie gingen indes über das in den Befreiungskriegen Übliche nicht hinaus, und zur Begnadigung eines inhaftierten Freundes namens Becker durch Napoleon bemerkte er später: »Sein Verfahren [...] gegen Beckers Frau wird ihn stets gegen den Vorwurf gemüthloser Härte sicher stellen.«

Aus dem Geist der Aufklärung ging der Philanthropinismus hervor, eine pädagogische Richtung, die – im Gegensatz zum Neuhumanismus – den Nutzen für das Erwerbsleben zum obersten Prinzip des Lehrplans erhob, zugleich aber sehr auf die Verbesserung der Sitten bedacht war und zu diesem Zwecke die Produktion von erbaulicher Literatur für die Jugend und für Erwachsene förderte. Dem zweiten Programmpunkt konnte der Humanist Jacobs durchaus zustimmen, und so trug er nach Kräften zur damaligen Mode im Stile der *Moralischen Wochenschriften* bei. Er begann mit Kinderbüchern und fuhr fort mit Lektüre für die Weiblichkeit. Heutiger Sicht erscheinen diese von Frömmigkeit, Liebe und Edelmut triefenden Erzeugnisse als trivial und abgeschmackt; bei den Zeitgenossen hatte Jacobs damit viel Erfolg.

III

Während seine Erzählungen – mit Titeln wie: *Allwin und Theodor, Feierabende in Mainau* oder *Rosaliens Nachlaß* – ihn in die Nähe von Philanthropinisten wie Campe und Salzmann rückten, suchte er, in seinen Bekenntnissen zum Neuhumanismus dem vom Griechenglauben genährten Menschenbild der Weimarer Ausdruck zu verleihen. Sein Glanzstück auf diesem Felde ist die Rede, mit der er im Jahre 1807 sein Lehramt am Münchener Lyceum antrat. Dort brachte er das Bildungsziel des Neuhumanismus auf die folgende Formel:

Jede höhere Schule soll [...] sich von andern Kunst- und Gewerbschulen durch die Allgemeinheit des Zweckes unterscheiden, den sie beabsichtigt. Denn wäre ihre Absicht nur darauf gerichtet, die Jugend zu gewissen Geschäften und Fertigkeiten abzurichten, oder sie mit einer Masse von Kenntnissen anzufüllen, die dieser Zweck erheischt, und wenn die Geschäfte des Lebens auf den Mechanismus einer Maschine zurückgebracht werden könnten, so wären ohne Zweifel alle Schulen, von den Zeiten des rückkehrenden Lichtes an, auf die unverständlichste Weise eingerichtet.

Die Nähe von Schillers Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, insbesondere vom 6. Stück, die sich schon hier bemerkbar macht, wird größer in dem unmittelbar anschließenden Passus:

Ist der Mensch nur bestimmt [...] in dumpfer Beschränktheit den düstern Weg des Lebens zu durchwallen, [...] so ist alles, was seinen Blick für die Ferne schärft, oder ein Verlangen in ihm weckt, über die engen Schranken seines dürftigen Seins hinauszugehn, so ist jeder Strahl der Aufklärung, jeder Funke aufstrebender Begeisterung, der in sein Gemüt geworfen wird, nicht eine Wohltat, sondern eine Qual, und die Wohltäter der Menschheit sind jene despotischen Dränger derselben, die jeder Menschenklasse, ja, jedem Individuo, die Talente und Fähigkeiten vorschreiben, deren es etwa bedarf, um die Maschine des Staates im Gange zu erhalten, und dem Sinne des Despoten Genüge zu tun.

Und geradezu zum Propheten kommunistischer Experimente wird Jacobs, wenn er fortfährt:

Nichts würde dann zweckmäßiger sein, als der Mutter das Kind von der Brust zu reißen, ihm, ehe es selbst wählen kann, seine Bestimmung nach Willkür und Kastenzwang anzuweisen, jede fremdartige Neigung in ihm auszurotten [...] Ein Staat, welcher sich der Erziehung seiner Bürger auf diese Weise bemächtigte, würde vor dem Ablaufe weniger Menschenalter eine Bevölkerung aufweisen können, in welcher der Sklavensinn auf das Vollkommenste ausgebildet, und durch ihn selbst die Fähigkeit eines freien Aufstrebens erloschen wäre.

Man könnte aus der Lyceumsrede noch manche andere Äußerung anführen, die Jacobs als enthusiastischen Anhänger des humanistischen Bildungsgedankens erweist – hier muß der Hinweis genügen, daß er offensichtlich ein ebenso enthusiastischer Lehrer gewesen ist, weit entfernt von der beliebten Querella de miseris paedagogorum. Er sei schon während seiner Schulzeit für den Stand des Lehrers gewonnen worden, versichert er in seiner *Abschiedsrede* in Gotha, und ihn habe sein Entschluß nie gereut. Es gebe nichts Erfreulicheres als die ununterbrochene Beschäftigung mit der Blüte der Künste und Wissenschaften und nichts Würdigeres, »als den Sinn für das Edelste und Schönste, was sich je in dem menschlichen Geiste gestaltet hat, andern zu öffnen, und die empfänglichen Seelen einer unverdorbenen Jugend mit des Altertums Größe und Hoheit zu nähren«.

Man hat oft festgestellt, daß das Griechenbild der Goethezeit schöngefärbt war und daß die kräftig einsetzende Forschung des Historismus dieses Bild ziemlich bald als Traum, als Utopie erwies. Was Jacobs in seinen akademischen Abhandlungen über die bewunderten Griechen mitzuteilen weiß, fällt in diese Rubrik. Reden wie die *Über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit* preisen ihren Gegenstand mit einer nicht erst aus heutiger Sicht erstaunlichen Einseitigkeit: Schiller hat in seiner kritischen Würdigung der *Gesetzgebung des Lykurgus und Solon* die griechische Wirklichkeit schärfer und treffender erfaßt als sein gelehrter Zeitgenosse.

IV

Der Gräzist Jacobs hat sich mit nichts so ausdauernd und so erfolgreich befaßt wie mit der Textkritik, dem nach damaliger Schätzung wichtigsten Geschäft des Philologen. Die Werke der griechischen und römischen Autoren, in der handschriftlichen Überlieferung durch zahlreiche Fehler und Lücken entstellt, waren von den Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts trotz allen Eifers noch längst nicht wieder in einen gleichermaßen guten Zustand versetzt worden, und so wandte die aufstrebende Altertumswissenschaft der Goethezeit viel Mühe darauf, von den antiken Texten durch scharfsinnige Verbesserungen, sogenannte Konjekturen, möglichst originalgetreue Ausgaben herzustellen. Hier fand Jacobs, der offenbar über ein ausgezeichnetes Gedächtnis für sprachliche Besonderheiten verfügte, ein reiches Betätigungsfeld. Er begab sich hierbei nicht – oder allenfalls nebenbei – auf die breite Straße derer, die ihr kritisches Vermögen an den Hauptautoren des neuhumanistischen Kanons, an den Klassikern im prägnanten Sinne, übten; er wandte sein Augenmerk vornehmlich nachklassischen Autoren zu: Dichtern und Prosaikern, die in der römischen Kaiserzeit gelebt hatten. Hierin zeigt er sich eher dem 18. Jahrhundert verpflichtet als der strengen Observanz der Goethezeit; die Frage nach einer zeitgenössischen Analogie ließe sich wohl am ehesten abermals mit einem Hinweis auf Wieland beantworten, dem Übersetzer Lukians und Verfasser des *Agathodämon*.

Am Anfang der editorischen Tätigkeit stand gar ein Werk des byzantinischen Gelehrten Tzetzes (12. Jahrhundert): Jacobs präsentierte zum ersten Mal den vollständigen Text des dreiteiligen Poems *Antehomerica – Homerica – Posthomerica* (die Stoffe des troischen Sagenkreises; 1793). Die meisten Ausgaben von Jacobs sind längst im breiten Strom der späteren Forschung aufgegangen; sein Erstling hingegen wurde vor einiger Zeit nachgedruckt.

Bald darauf folgten die ersten Bände des Unternehmens, das ihm mehr Ruhm eingebracht hat als alle seine übrigen Werke: Im Jahre 1794 begann die *Anthologia Graeca* zu erscheinen. Dieses Sammelwerk enthält etwa 3700 griechische Epigramme aus sechzehn Jahrhunderten; es wird auch *Anthologia Palatina* genannt, nach der palatinischen (pfälzischen) Bibliothek zu Heidelberg, wo sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts die einzige Handschrift fand. Jacobs edierte den Text

zunächst in einer Anordnung, die sein Vorgänger Brunck den Gedichten gegeben hatte: nach Autoren, nicht nach Stoffen, und er ließ diesen fünf Bänden in den Jahren 1798–1814 weitere acht Bände mit Anmerkungen folgen. Noch vor Abschluß dieser herkulischen Arbeit brachte er eine zweite Ausgabe heraus, die zum ersten Male die Reihenfolge der Handschrift wiedergab. Diese Edition hat inzwischen Nachfolger gefunden; doch zahlreiche glückliche Konjekturen zeugen noch stets von der intensiven Pflege, die Jacobs dem Text hat angedeihen lassen.

Hiermit nicht genug, veröffentlichte er neben einer Auswahl aus den griechischen Originalen noch *Blumenlesen* in deutscher Übersetzung. Daraus sei wenigstens ein Beispiel zitiert, ein Epigramm des Simonides (etwa 555–475 v. Chr.) auf das Grab des Anakreon:

Rebe, du Mutter der Frucht, Allfreunde, rötelnder Trauben
Nährerin, die du Geflecht zierlicher Ranken erzeugst.
Flicht dein grünendes Laub um Anakreons niedrigen Hügel;
Über den Scheitel des Mals breite den blühenden Kranz,
Daß hier Bakchos Priester, der taumelnde Führer der Reigen,
Welcher von Liebe berauscht nächtlich das Barbiton schlug,
Auch in dem Aides noch an den blühenden Zweigen den Purpur
Strahlender Trauben erblickt über dem heiligen Haupt,
Immer benetzt von dem tauenden Naß; denn süßer als Weinmost
Wehten dem tejschen Greis Lieder vom lieblichen Mund.

Man müsste eigentlich auch das Original zitieren und vielleicht noch eine andere deutsche Wiedergabe, um darzutun, mit welchem Geschick Jacobs das keineswegs schlichte Gedicht des Simonides verdeutscht hat. Doch der Wohlklang und der ebenmäßige, zum getragenen Inhalt passende Fluss der Verse sind aus sich selbst erkennbar. Dem Gebot strenger Wörtlichkeit konnte der Übersetzer nicht immer genügen; bisweilen hat er sich bemüht, durch Umstellungen einen Ausgleich zu schaffen.

Die Arbeit an der *Anthologia Graeca* hatte Jacobs oft in die römische Kaiserzeit geführt; sie regte ihn offenbar dazu an, sich vorzugsweise mit Schriftstellern dieser sonst vernachlässigten Periode zu befassen. Er begann mit einer kommen-

tierten Ausgabe des Romans *Leukippe und Kleitophon* des Achilleus Tatios (2. Jahrhundert n. Chr.). Wenige Jahre später folgten die *Eikones* (Imagines, »Bilder«) des Philostratos (erste Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr.), die Beschreibung einer – fiktiven oder realen – Gemäldesammlung in Neapel; hierzu steuerte der Bonner Philologe Friedrich Gottlieb Welcker, einst Hauslehrer bei Wilhelm von Humboldt, archäologische Erläuterungen bei. An dritter Stelle nahm sich Jacobs die *Tiergeschichten* des Claudius Aelianus (etwa 175–240 n. Chr.) vor; er erwarb zu diesem Zweck Vorarbeiten aus dem Nachlaß des im Jahre 1822 verstorbenen Breslauer Professors Johann Gottlob Schneider. Eben dieser Schneider, mit dem Beinamen Saxo, hatte sich vor allem durch sein griechisch-deutsches Wörterbuch, das ab 1797 in mehreren Auflagen im Hause Frommann erschienen war, einen Namen gemacht. Jacobs fand allerdings an seinem Älian-Kauf kein großes Gefallen; er erkannte bald, daß die Hauptarbeit an dem Werk des griechisch schreibenden Römers noch zu leisten war.

Er hat noch zu weiteren Schriftstellern der Kaiserzeit Textkritisches beige-steuert, ohne daß es zu einer neuen Ausgabe kam; ja, er unternahm einen Ausflug in die römische Literatur und veröffentlichte im 1. und 2. Band des *Rheinischen Museums*, einer noch stets existierenden philologischen Zeitschrift, Verbesserungen und Erläuterungen zu Horaz (1827/28). Vor allem aber muß noch eine Reihe einschlägiger, d. h. kaiserzeitliche Werke wiedergebender Übersetzungen erwähnt werden: Philostrats umfangliche Lebensbeschreibung des Wundertäters Apollonios von Tyana sowie die erwähnten *Tiergeschichten* Älians, ferner die *Liebesleiden* des Parthenios und die *Verwandlungen* des Antoninus Liberalis und schließlich noch zwei Romane, die *Aithiopika* des Heliodor und die berühmte Hirtengeschichte *Daphnis und Chloe* von Longos. Jedenfalls die an letzter Stelle genannte Übertragung aus der Feder von Jacobs behauptet sich bis heute auf dem Markt.

V

Jetzt bleibt noch, die Werke zu würdigen, mit denen Jacobs die breiteste Wirkung erzielt hat und durch die er mehr als vierzig Jahre lang mit dem Hause Frommann verbunden war: die von ihm verfaßten Hilfsmittel für den Griechisch- und

Lateinunterricht. Sonderbarerweise ist bei keinem Zweig seines Schaffens die Rekonstruktion so schwierig wie bei diesem, der wahrscheinlich sein einträglichster war: Schulbücher pflegen, sobald sie »veraltet« scheinen, beseitigt zu werden, und so bereitet es größte Mühe, noch von der einen oder anderen Auflage diesen oder jenen Teil aufzutreiben. Immerhin drucken spätere Auflagen im allgemeinen einige ältere Vorreden, insbesondere die erste, wieder ab, so daß sich daraus die ursprüngliche Konzeption des Verfassers erschließen läßt. Bei dem griechischen Unterrichtswerk hat der Verlag Frommann ein übriges getan und zu dessen achtzigjähriger Existenz eine Reihe von Einleitungen in einer Jubiläumsschrift zusammengestellt.

Die Initiative ging, wie Jacobs berichtet, von dem damaligen Verlagsinhaber Carl Friedrich Ernst Frommann aus, und so erschienen in den Jahren 1805 – 1810 die vier Teile des *Elementarbuches der griechischen Sprache*, denen vom Jahre 1808 an das *Lateinische Elementarbuch* folgte – dieses bestand zunächst aus drei, später aus sechs Teilen. Bei dem lateinischen Lehrbuch wirkte von Anfang an Friedrich Wilhelm Döring mit, der langjährige Rektor des Gymnasiums in Gotha; nach dem Tode von Jacobs hat sich der Hamburger Johannes Classen beider Unterrichtswerke angenommen. Der erste Band des Griechischbuchs erreichte 1880 die 22. Auflage, der zweite um dieselbe Zeit die elfte. Vom Lateinbuch steht fest, daß der erste Band 1851 in 13. Auflage herauskam; das Werk (jedenfalls Teile davon) soll bis zum Jahre 1928 in weiteren Bearbeitungen erschienen sein.

Moderne Lehrbücher des Griechischen oder Lateinischen pflegen Texte zum Übersetzen aus der fremden Sprache zu enthalten, ferner allerlei Übungen, die das jeweilige grammatische Pensum behandeln, sowie Wörterlisten zum Auswendiglernen und manchmal auch Flexionstabellen. Wenn man nun mit derartigen Erwartungen die Unterrichtswerke von Jacobs betrachtet, dann ist man geradezu verblüfft: Es handelt sich im wesentlichen um Lesebücher, wie sie heutzutage nur noch im Deutschunterricht verwendet werden. Das Griechischlehrbuch beginnt immerhin mit einem ersten »Cursus« von knapp 60 Seiten (so die 4. Auflage von 1812), der nach Deklinationen und Konjugationen gegliedert ist; er enthält indes nur Beispielsätze und keinerlei Erläuterungen. Dann gibt es nur noch Lesestücke: Anekdoten, Naturkunde, Mythologie und Länderkunde (2. Cursus, mit Wörterverzeichnis), ferner kommentierte Auszüge aus den Schrif-

ten der Historiker (3. Cursus), eine ähnliche Auswahl aus den Philosophen und schließlich eine Dichter-Anthologie (3. und 4. Teil, da die beiden ersten Cursus zu einem Teil zusammengefaßt sind). Noch spärlicher ist das Lateinlehrbuch mit grammatischer Zurüstung versehen: Nach 18 Seiten (so in der 13. Auflage, 1851) Flexions- und Syntaxübungen soll der Schüler imstande sein, erläuterte Texte zu verstehen. Auf ähnliche Stoffe wie im 2. Griechisch-Cursus folgen: Biographisches über Cicero, Universal- und römische Geschichte, eine Auswahl aus Cicero sowie zwei Teile mit Poesie.

Die Stoffe aller dieser Lesebücher befolgen fast ausnahmslos die Doktrin des Neuhumanismus: Die Schüler, schreibt Jacobs, »sollen schon früh in die alte Welt eingeführt werden, um diese in der empfänglichen Zeit der Jugendblüte zu ihrer bessern Heimat zu machen«. Demgemäß wird auch im Lateinlehrgang die gesamte nachantike Überlieferung ignoriert. Zur Methode erklärt Jacobs, daß sich Anfänger innerhalb von vier bis sechs Wochen mit der Flexion vertraut machen könnten; nichts sei dem Erlernen einer Sprache nachteiliger, als das langwierige ausschließende Treiben der grammatischen Elemente allein – man müsse bald zum Lesen schreiten und dabei das Lernen der Elemente fortsetzen. Nahezu konträr hierzu scheint sich Jacobs zu Beginn des Griechischlehrgangs zu äußern: man müsse das Verfahren derer mißbilligen, die den Schüler sogleich zum Lesen führten, indem sie meinten, ihm die Elemente gelegentlich beizubringen.

Aus heutiger Sicht erscheint Jacobs als herausragender Repräsentant der »Lesebuchmethode«, die zumal zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Schwange war; diese Klassifikation wird ihm trotz der Konzession an die entgegengesetzte, die »grammatische Methode« gerecht, zu der er sich in seinem Griechischlehrbuch bereit findet. Die Lesebuchmethode war schon, ehe Jacobs starb, auf dem Rückzug begriffen; wenn sich sein Werk gleichwohl noch lange behauptete, so lag dies wohl daran, daß es neben anderen Hilfsmitteln (etwa neben der *Theoretisch-praktischen Grammatik* von Guttmann-Rath, Breslau ²1835, die auch reichlich bemessenes Übungsmaterial enthielt) benutzt wurde.

Es war die Absicht dieser Seiten, ein Bild von Friedrich Jacobs zu entwerfen, von der Vielseitigkeit, die ihn auszeichnete, und von den allgemeinen Verhältnissen, die ihm Gelegenheit gaben, seine Vielseitigkeit zu entfalten. Er hatte sich, wie zumal seine Programmreden und seine Unterrichtswerke bekunden, dem

Neuhumanismus verschrieben; seine Editionen legen jedoch Zeugnis davon ab, daß es ihm gleichwohl um das ganze Altertum zu tun war, in den Dimensionen, die bis zum 18. Jahrhundert allgemein gegolten hatten. Da er über ein formales Talent gebot, das es ihm erlaubte, in mancherlei Rollen zu schlüpfen, hat er bisweilen – in den vaterländischen Reden, in den Erzählungen, die der philanthropinistischen Literatur verpflichtet waren – allzu Zeitgebundenes hervorgebracht; im Ganzen seines Œuvres haben diese Konzessionen an ephemere Strömungen nur geringes Gewicht.

Bibliographische Hinweise

Hauptquelle für das Leben von Jacobs sind die *Personalien* im 7. Band der *Vermischten Schriften*, Leipzig 1840. Außerdem hat ihm K. Regel in der *Allgemeinen deutschen Biographie* einen ausführlichen Artikel gewidmet. Das wissenschaftliche Werk von Jacobs findet in C. Bursians *Geschichte der classischen Philologie in Deutschland*, München – Leipzig 1883, S. 634 ff., eine angemessene Würdigung.

Die *Anrede eines Thüringers an seine Landsleute* und die übrigen Verlautbarungen dieser Art findet man teils unter den Beilagen zu den *Personalien* (a. a. O., S. 474 ff.), teils im 1. Band der *Vermischten Schriften*, Gotha 1823, S. 133 ff.

Die Äußerung über Napoleon: *Personalien*, a. a. O., S. 145.

Die *Rede, gehalten im Lyceum zu München*, ist im 1. Band der *Vermischten Schriften* abgedruckt; die hier zitierten Partien sind den Seiten 108 ff. entnommen.

Aus der *Abschiedsrede im Gymnasium zu Gotha: Vermischte Schriften*, Band 1, S. 92 f. *Über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit: Vermischte Schriften*, Band 3, Leipzig 1829, S. 1 ff.

Nachdruck der *Antehomerica*: Osnabrück 1972.

Die Ausgabe der *Anthologia Graeca* wird von H. Beckby als »heute noch nicht überholt« bezeichnet: in dessen Ausgabe der *Anthologia*, München 1957/58, Band 1, S. 100.

Die *Blumenlese* aus der *Anthologia Graeca*: im 2. Band der *Vermischten Schriften*; das hier zitierte Epigramm, A.G. 7, 24, auf S. 148 f.

Die Jubiläumsschrift zum Griechischlehrbuch: *Zur achtzigjährigen Geschichte der Griechischen Elementarlehrbücher von Fr. Jacobs*, Stuttgart ²1889.

Das Jacobs-Zitat: (Die Schüler) »sollen schon früh [...]«: *Vorrede* zur 1. Auflage des *Lateinischen Elementarbuchs*, hier nach der 13. Auflage, Jena 1851, S. VI.

Die Äußerung zu Beginn des Griechischlehrgangs: hier nach *Zur achtzigjährigen Geschichte* [...], S. 6.

Jacobs als Repräsentant der ›Lesebuchmethode‹: hierzu A. Fritsch, *Sprache und Inhalt lateinischer Lehrbuchtexte*, in: *Abhandlungen aus der Pädagogischen Hochschule Berlin*, Band 3, Berlin 1976, S. 120 ff.

Der Autor und sein Drucker

Goethe und das Haus Frommann während der Herstellung des ›West-oestlichen Divan‹

Wulf D. von Lucius

Angesichts der vielen hundert Publikationen zum *West-oestlichen Divan* könnte es höchst überflüssig und dazu noch vermessen erscheinen, einen weiteren Beitrag zu verfassen, und das auch noch von einem Autor ohne germanistische Vorbildung. Gerade darin aber liegt der Anstoß zu diesem kleinen Beitrag: als Verleger versuche ich im Nachfolgenden, die praktischen Abläufe bei der Drucklegung dieses Buches nachzuzeichnen und in einigen Punkten mit der heutigen Praxis zu vergleichen. Es geht also in gar keiner Weise um Interpretatorisches an diesem in orientalischer Farbigkeit leuchtenden Wundergebilde der Deutschen Literatur, sondern um Faktenbeschreibungen oder, noch genauer, um einen Blick aus anderer Perspektive auf allesamt längst bekannte Fakten. Hinsichtlich letzterer hat diese Arbeit Neues nicht zu bieten. Das Vorhaben speist sich aus den überlieferten Stücken im Cotta-Archiv im Deutschen Literaturarchiv in Marbach¹ sowie zahlreichen in gedruckter Form vorliegenden Äußerungen der Beteiligten.² Ganz ausgeklammert bleibt angesichts der genannten Zielsetzung einerseits die Entstehungsgeschichte des Divan als Manuskript und Goethes diesbezügliche Mitteilungen an Cotta als auch andererseits der persönliche gesellige Verkehr Goethes im Hause Friedrich Frommanns, über den ja auch vielfältig Gedrucktes vorliegt.

¹ Dr. Bernhard Fischer, dem Leiter des Cotta-Archivs sowie Frau Eva Dambacher von der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs bin ich für kundige und bereitwillige Hilfe bei der Materialbeschaffung sehr dankbar. Dem Goethe-Museum Düsseldorf, Anton- und Katharina-Kippenberg-Stiftung (Frau Regine Zeller) danke ich für die Bereitstellung der Vorlage der ursprünglichen S. 9 der Erstausgabe (vor der Korrektur).

² Umfassend zu finden insbesondere bei Jensen und Kuhn.

1. Funktionstrennung Verlag und Druckerei

Während bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts überwiegend Verlag und Druck integriert in einer Firma stattfanden und die meisten Verlage aus einer Druckerei heraus entstanden, war dies im Hause Cotta von seinen Anfängen im 17. Jh. an anders: aufgrund der Statuten der Universität Tübingen war die Tätigkeit der Buchführer, die man als Verleger-Sortimenter bezeichnen könnte, streng getrennt von dem Recht, sich als Buchdrucker zu betätigen – erst 1722 gelang es der Familie Cotta, auch eine Konzession für den Betrieb wenigstens einer (!) Druckpresse zu erhalten. Trotz nachfolgender erweiterter Konzessionen ist wohl davon auszugehen, daß im Cotta'schen Verlag stets und in viel höherem Anteil als anderweitig üblich, Druckaufträge als Fremdaufträge vergeben wurden bzw. werden mußten. In dieser Tradition arbeitete also auch Johann Friedrich Cotta.

Cotta vergab dabei Druckaufträge auch an z.T. weit von Tübingen bzw. Stuttgart entfernte Drucker, etwa Gebr. Gädicke in Weimar und sogar den ansonsten oft als Verleger-Konkurrenten auftretenden Georg Joachim Göschen in Leipzig. Auch die kurz nach der Verlegung des Verlags Friedrich Frommanns von Züllichau nach Jena durch Zusammenlegung mit der Druckerei seines Schwagers Wesselhöft 1799 entstandene Druckerei Frommann und Wesselhöft erhielt regelmäßig Druckaufträge³. Daß der Auftrag für den *West-oestlichen Divan* wohl aus gewichtigen praktischen Gründen ebenfalls nach Jena ging, wird sich im Folgenden zeigen.

Wie sehr Cotta sich in seinem Verlag auf extrem wenige Mitarbeiter im Verhältnis zur Zahl der von ihm jährlich herausgebrachten Titel stützte, zeigt sich z. B. daran, daß er (s. Lohrer S. 87) lt. den Stuttgarter Steuerbüchern von 1827 nur fünf Gehilfen beschäftigte – er hatte also eine in unserer Zeit wieder hochaktuelle Organisationsform gefunden, in der alles durch externe Dienstleister Machbare auch solchen überlassen wurde – ganz zu schweigen davon, daß Cotta selbst sich ja um viel mehr als nur seinen Stuttgarter Buchverlag zu kümmern

³ Die früheste im Cotta-Archiv überlieferte Notiz hierzu ist ein von Friedrich Frommann paraphierter Lieferschein über Versand einer italienischen Grammatik von 1804 (15. April/19. May). Regelmäßige Korrespondenz in Druckangelegenheiten liegt vor seit Dezember 1810.



Porträt Carl Friedrich Ernst Frommann
(Zeichnung von Johanna Frommann)



Goethe im Jahr 1817
(Zeichnung von Ferdinand Jagemann)

hatte und also auf Vertrauen angewiesen war und solches in seine Partner setzen mußte.

Es macht also gerade bei dieser Produktion Sinn, von einer Beziehung Autor/Drucker zu berichten und nicht der üblicherweise im Vordergrund stehenden Beziehung Autor/Verleger, wozu Siegfried Unseld sein wichtiges Buch vorgelegt hat, das auch einen ausführlichen Abschnitt über den *Divan* (Genese des Buches 1814 – 1819) enthält.

2. Die typographische Einrichtung

Werfen wir vor der Betrachtung der Druckseiten einen Blick auf Goethes kalligraphische Reinschrift, die gewiß ästhetische Zielvorstellungen Goethes spiegelt. Katharina Mommsen schreibt dazu:

Als Goethe die [...] Blätter schrieb, war er sich der besonderen Bedeutung der Schrift im islamischen Orient [...] vollauf bewußt [...] Man hat bisher viel zu wenig beachtet, welche Bedeutung der Schrift als einem Ausdruck orientalischer Kultur innerhalb des ›West-oestlichen Divan‹ zukommt.

Goethe studierte 1814 mehrfach intensiv orientalische Originalmanuskripte. Mommsen sagt weiter: »mit dem ›West-oestlichen Divan‹ betreten wir eine Welt, in der das Schreiben eine ganz ungewöhnliche große Rolle spielt«, und zitiert Goethes Vers »Schoengeschrieben, deine Hand« aus dem Buch Suleika. Mommsen weist neben den großzügigen lateinischen Lettern noch auf die schwungvollen Akkoladen unter den Reinschriften hin.

Burdach charakterisiert die Reinschrift »in großen etwas liegenden Zügen, mit jener festen Leichtigkeit und flüssigen Schönheit, die das innere Behagen des Schaffens und die Freude am Gelingen verrathen«, und Katharina Mommsen stellt noch das hervorgehobene »Eigenleben« der Gedichttitel in der Handschrift hervor – das ist in der Tat in der Drucktypographie sehr adäquat umgesetzt. Auch Hans-Albert Maier weist sehr zu Recht auf diese schöne Darbietung des Werkes im Erstdruck hin und hebt die Freistellung jedes Gedichts auf einer neuen Seite, den Verzicht auf Trennung der Strophen und den fließenden Duktus der Gedichtüberschriften hervor. Wäre es allzu kühn, im Blick auf diese Beobachtungen in der Reinschrift einen Widerhall der fließenden persischen Schrift zu sehen?

Doch nun zum Druckbild des *Divan*: Jedem mit der Typographie der Jahre um 1820 Vertrauten fällt die über das damals Übliche hinausgehende Sorgfalt und Großzügigkeit der typographischen Gestaltung dieses Buches auf, ebenso, daß es – entgegen der generellen Vorliebe Goethes für die Fraktur – in einer schönen Antiqua mit reichlich Zeilendurchschuß und Kursivüberschriften in einem ungewöhnlich großen Grad (12 Punkt nach heutigen Maßen) gesetzt wurde, und das, obwohl die kurzfristige Blüte des Gebrauchs von Antiquaschriften in diesen Jahren schon wieder deutlich im Schwinden war.

Daß Goethe hier eine Antiqua-Schrift zuließ oder gar wünschte, entspricht eben durchaus der Reinschrift der Gedichte in lateinischer Schrift und nicht, wie sonst bei ihm üblich, in deutscher Schrift. Hat Goethe vielleicht in der Eleganz

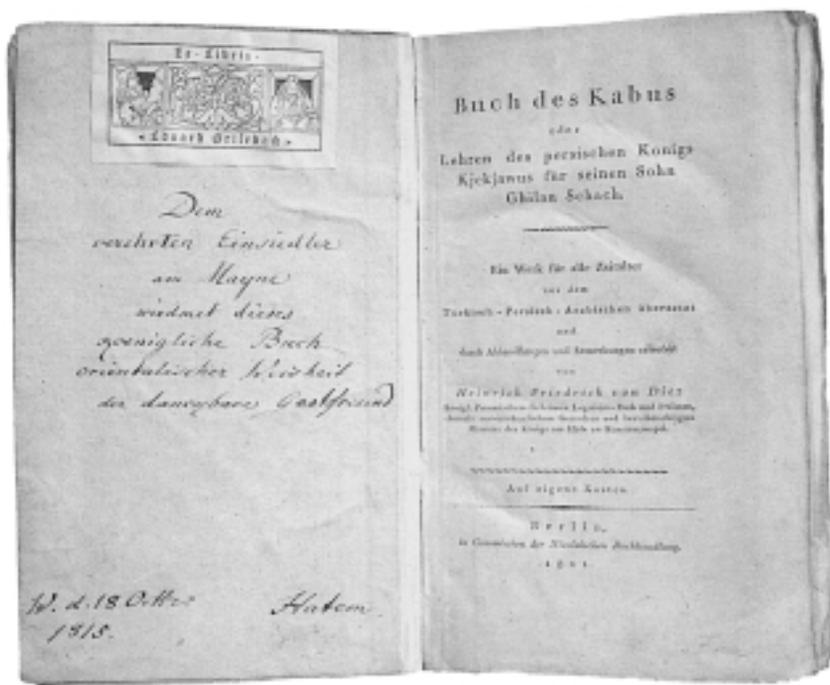
Wandres Gemüthsruhe

Über's Niederbrüchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Nicht zu Hochgewinne,
Und mit Reichtum sich haltet es
Ganz nicht seinem Sinne.

Wandres! - Gegen solche Noth
Wolltest du dich streuben?
Winkelwies und Krogen Heth
Laff sie drehn und stauwen.

—



Widmung Goethes an J.J. Willemer (Okt. 1815) in der deutschen Ausgabe einer persischen Dichtung

der Antiqua-Druckschrift wiederum ein adäquates Ausdrucksmittel der arabischen Schrift gesehen?

Es gibt noch ein weiteres Belegstück für einen vermutbaren Zusammenhang zwischen lateinischer »Schönschrift« mit persischer Dichtung bzw. Schrift: Am 18. Oktober 1815 widmet Goethe im Nachhall der Heidelberger und Frankfurter Begegnungen Johann Jacob Willemer (und nicht etwa Marianne/Suleika) als »Hatem« ein Exemplar des von Diez, der ebenfalls im Anhang des *Divan* rühmende Erwähnung findet, übersetzten »Buch des Kabus«, das den schönen hinzugefügten Untertitel trägt »ein Werk für alle Zeitalter«. In dieser Widmung bedient sich Goethe wiederum der schön geschwungenen lateinischen Schrift. Es ist hier nicht der Platz, Goethes Vorlieben oder Entscheidungskriterien für

*Im
Gegenwärtigen Vergangnes.*

Ros' und Lilie morgenhaulich
Blüht im Garten meiner Nähe,
Hirschen an bebacht und traulich
Steigt der Felsen in die Höhe,
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Büttenschloß gekrönt,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Thal versöhnt.

Und da ähnl'ich wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten,
Wo das Jagdlied aus den Büschen,
Fülle runden Tons enthauchte,
Auszufeuern, zu erfrischen
Wie's der Busen wollt' und brauchte.

Länder beruht, Man weiß wenig von
seinem Leben, nichts von seinem Tode.
Siehe Diez Uebersetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung die vorgewell-
ten Werk in Verlag oder Commission über-
nehmen wird ersucht solches anzuzeigen.
Einküßlicher Preis wird die wünschenswerthe
Verbreitung erleichtern.

V o n H a m m e r.

Wie viel ich diesem würdigen Mann
schuldig gewesenes, beweist mein Büchlein
in allen seinen Theilen. Längst war ich
auf Hafis und dessen Gedichte aufgeschloßen,
aber was mir auch Literatur, Reiseschrei-
bung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte,
gab mir keinen Begriff, keine Anschauung
von dem Werth, von dem Verdienste die-
ses außerordentlichen Mannes. Endlich
aber, als mir, im Frühling 1813, die voll-

Typographie des poetischen bzw. des prosaischen Teils des »Divan«

die Verwendung lateinischer oder der ihm geläufigeren deutschen Schrift bei Widmungen etc. nachzugehen; die doppelte Beobachtung der Verwendung lateinischer Schrift in einem orientalischen Kontext ist aber bemerkenswert.

Daß die Wahl der Antiqua keinesfalls eine schlichte Vorgabe des Verlags oder eine selbständige Entscheidung der Druckerei gewesen ist, zeigt sich daran, daß Goethe, der am 21. Dezember 1817 das erste Buch des *Divan* an Frommann geschickt hatte, bereits am 4. Januar 1818 drängt: »Haben Ew. Wohlgeboren vielleicht in diesen Tagen Zeit an den *Divan* zu denken. Es wäre mir sehr angenehm, wenn wir bald zum Beschluß gelangten.« Was es zu beschließen galt, war offen-

bar die Typographie, denn Goethe mußte 5 Wochen später am 12. 2. 1818 erneut drängen: »Könnten Ew. Wohlgeboren es einrichten, daß der Probebogen zum Divan diese acht Tage gesetzt würde, so geschähe mir ein großer Gefallen, weil ich wahrscheinlich im Laufe der nächsten Woche nach Weimar zu gehen veranlaßt bin.« Der lang hingezögerte Probebogen mußte lt. Nachricht Färbers (der als Schreiber für die Druckerei tätig war) vom 25. 2. dann am 26. 2. an Goethe gegangen sein. Leider ist nichts darüber überliefert, ob es bezüglich der Typographie Vorabgespräche gegeben hat, die in den Probebogen eingegangen sind, und leider auch keine Reaktion Goethes auf diesen. Es darf aber als sicher gelten, daß die endgültige Typographie, die so viele der die Reinschrift bestimmenden Elemente überzeugend umsetzt, auf genauen Vorgesprächen zwischen Autor und Drucker beruht. Ob zwischen Probebogen und nachherigem Absetzen noch Veränderungen am typographischen Konzept vorgenommen wurden, ist nicht aufzuklären, eindeutig aber, daß Goethe auf die typographische Gestaltung Einfluß zu nehmen wünschte und bekannt eben das deutlich über dem Durchschnitt von Verlagserzeugnissen bei Cotta in dieser Zeit stehende Ergebnis. Die klar geschnittene klassizistische Antiqua der Textschrift stammt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit vom Jenaer Schriftschneider J.C.L. Prillwitz, dessen Schriftschnitte auch Göschen bei seinen berühmten Antiqua-Drucken eingesetzt hatte. Ein Hinweis dafür ist das charakteristische Versal-K. Färber schreibt jedenfalls am 2. 3. 1817 an Goethe: »Ew. Excellenz habe ich die Gnade beifolgend den ersten Bogen vom *Divan* zu übersenden, zum zweiten Bogen ist noch Manuscript nöthig, Johann meinte 4 Columnen würde er brauchen«, und Goethe antwortet am 4. 3.: »Revision des ersten Bogen Divan folgt nächstens.«

Es ist hier noch einmal auf die Besonderheit des praktisch-organisatorischen Ablaufs bei der Drucklegung des Buches einzugehen: Cotta im fernen Stuttgart wurde über alles nur unterrichtet, Entscheidungen (auch typographische) und Termine vereinbarten die Beteiligten vor Ort: der Jenaer Drucker und der wochenlang sich, häufig sicher auch insbesondere in dieser Angelegenheit, ebendort aufhaltende Goethe. Es war für Cotta in diesem Fall vielleicht besonders unproblematisch, fast am Rande zu stehen, denn er kannte Frommann als verlässlichen, qualitätsbewußten Geschäftspartner, dem er viele Entscheidungen getrost über-

lassen konnte, und hatte in Goethe einen höchst erfahrenen und in praktischen Dingen durchsetzungsstarken Autor.⁴ Er wollte und durfte sich darauf verlassen, daß der Fortgang der Arbeiten im fernen Jena schon ordnungsgemäß ablaufen werde, zumal Goethe und Frommann schon seit einigen Jahren in intensiver direkter Zusammenarbeit standen (wie etwa beim Druck von *Dichtung und Wahrheit*, *Kunst und Alterthum*, *Italienische Reise* u. a.). Wie die Zusammenarbeit beim *Divan* im Einzelnen geschah, ist nun darzustellen.

3. Der Ablauf der Herstellung

Nach den Verzögerungen wegen des Probabogens ging die Herstellung zügig voran, und Goethe vermerkt in den Tag- und Jahreshften 1818: »Der Divan war auch den Winter über mit so viel Neigung, Liebe und Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck desselben im Monat März nicht länger anzufangen zauderte«, und am 10. 3. in seinem Tagebuch »Divan erster Bogen letzte Revision«⁵, am 17. 3. »Revision des zweyten Bogens«, am 18. 3. »Divans zweyter Bogen letzte Revision«. So geht es weiter (s. Anhang) und zwar in erstaunlicher Geschwindigkeit aus unserer Sicht, die wir ohne Fax, e-mail usw. usw. uns gar nichts Schnelles mehr vorstellen können. Es erweist sich hier eben der Vorteil der räumlichen Nähe: immer wieder notiert Goethe im Tagebuch »Johann aus der Druckerey«.

4 Wie detailliert Goethe in verlags- und herstellungspraktischen Dingen Bescheid wußte und wie sicher und selbstverständlich er hier mitwirken konnte, sei nur an einem einzigen Beispiel belegt. Goethe schreibt am 20. 7. 1819, also unmittelbar vor Abschluß der Herstellungsarbeiten an Wesselhöft: »Ew. Wohlgeboren // danke für die gegebene Kenntniss zum schönsten und würde in gegenwärtigem Fall das erste angezeigte Verfahrungs mittel vorziehen, daß der Buchbinder auf dem Bogen, auf welchem die Cartons angedruckt sind, durch gebräuchliche Linien im Kreuz- und Bundstege aufmerksam gemacht werde, daß er hier etwas abzuschneiden und anderswohin zu binden habe.« Wer so schreibt, der versteht etwas von technischer Buchherstellung, und es gibt, auch im Zusammenhang mit anderen Werken sehr zahlreiche ähnlich detaillierte Hinweise, Anweisungen und auch Rügen von Goethe an Frommann & Wesselhöft.

5 Am 8. 3. hatte Frommann an Cotta geschrieben: »Vom Divan ist der erste Bogen noch bey dem GR zur Korrektur und wird der Druck wohl langsam gehen.«

Wer mit der Topographie Jenas vertraut ist, der weiß, daß es von der Frommannschen Druckerei im Seitenflügel des Frommannschen Anwesens am Fürstengraben bis zum Gasthof zur Tanne, in dem Goethe ab Mai 1818 wohnte⁶, für einen zügigen Geher über die Camsdorfer Brücke gerade einmal 6–8 Fußminuten sind, und das Hin und Her von Korrekturen und weiteren Revisionen also sehr rasch abgewickelt werden konnte. Und Goethe war ja ein disziplinierter Arbeiter, der lange Arbeitstage kannte, so notiert er am 4. Mai 1818 »Nachts 5. Divanbogen«.

Der weitere Ablauf der Herstellung ergibt sich aus den im Cotta-Archiv mit zwei Ausnahmen lückenlos erhaltenen Avisen der Druckerei an Cotta für die Druckbelege, die eben wirklich nur Belege waren, ohne daß der Verlag in irgend einer Weise hätte eingreifen sollen oder können. So erhält Cotta etwa die Sendung mit den Belegen des 5. Bogens, den Goethe in der Nacht des 4. Mai durchsah, erst mit Lieferschein vom 1. 6. 1818 an Cotta, das erscheint auch unter Anrechnung des Zeitbedarfs für den Druck eher verspätet. Beim Bogen 11 z. B. erhält Goethe von Wesselhöft am 10. 7. die Aushängebogen, während die an Cotta erst am 13. 7. verschickt wurden. Daß es damit keine besondere Eile hatte, wird auch dadurch unterstrichen, daß die Sendungen an Cotta oft mit Anderem kombiniert wurden, also vermutlich in einem Versandfach lagen, bis man wieder eine Sendung nach Stuttgart auf den Weg brachte.

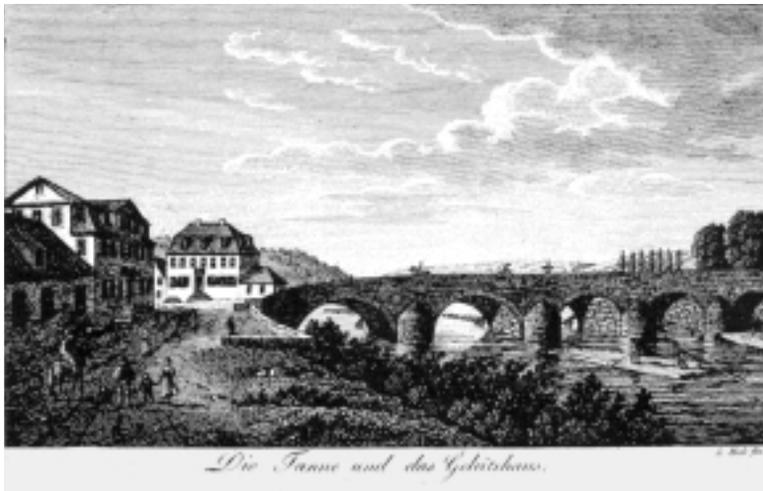
In durchschnittlich nahezu wöchentlichem Rhythmus gehen die Belegsendungen nach Stuttgart (s. Anhang) entsprechend gleichmäßig verarbeiteten also Setzer, Autor und Drucker wöchentlich einen Bogen.

Wie überaus pragmatisch Goethe auch bei einem solchen ihm gewiß besonders am Herzen liegenden Werk sein konnte, erleben wir, als man sich im September 1818 dem Ende des poetischen Teils des Divans nähert. Er schreibt am 19. September an Frommann: »das noch nöthige Manuskript zum 15. [Bogen] erfolgt nächstens. Mit den Noten und Zusätzen fangen wir einen neuen Bogen an.« Und am 20. September:

⁶ Davor seit November 1817 wohnte Goethe mit nur wenigen Abwesenheiten von Jena am noch näher gelegenen Hauptwachplatz neben dem Schloß am Ende des Fürstengrabens.



Das Frommannsche Haus 1818 (Zeichnung von München Herzlieb). Links der Flügel, in dem sich die Druckerei befand



Der Gasthof zur Tanne und die Camsdorfer Brücke (Kupferstich um 1820)

Ew. Wohlgeboren sende ich sogleich die Gedichte welche noch in das Buch des Paradieses kommen sollen. Da der Vortitel schon auf dem 14. Bogen steht, so folgten die Gedichte auf dem 15. wie nachsteht:

Berechtigte Männer
Auserwählte Frauen
Begünstigte Thiere
Siebenschläfer
Abschied

Die drey erstern folgen hierbey, die zwey letzteren sind schon in Ihren Händen. Füllen diese zusammen einen Bogen, so wäre es gut, sollte noch etwas fehlen, so möchte auch Rath geschaffen seyn; weshalb mir geneigte Nachricht erbitte.

Es ist also nicht etwa der Drucker, der auf Bogenbeginne hinweist und die Textmenge vorausschätzt, sondern der – eben überaus erfahrene – Autor. Und wieviel lernen wir über seinen nüchternen praktischen Sinn, wenn er ohne alle Ziererei »Rath zu schaffen« anbietet, d. h. einfach noch ein oder zwei Gedichte, damit der Bogen voll wird. Das mag eine Warnung sein für allzu tiefschürfende Analysen der inneren Komposition und Abfolge; der Dichter hatte noch etwas in der Schublade, wenn es denn nötig wäre. Es wurde nötig: am 23. September schreibt Frommann an Goethe: »Die für den 15. Bogen bestimmten neuen und 2 ältern Gedichte würden 13 Seiten geben, wir könnten also noch etwann 3 Seiten Mscpt brauchen.« Goethe antwortet umgehend am 24. September »Auf die mir geneigt gegebene Nachricht sende ich sogleich ein Gedicht welches gerade drey Seiten füllen wird.« So kam zwischen »Begünstigte Thiere« und »Siebenschläfer« noch »Höheres und Höchstes« (und »Abschied« erhält wieder das viel emotionalere »Gute Nacht!« als Titel). Eines der besonders inhaltsreichen und klangschönsten Gedichte des *Divan* haben wir also – zumindest in dessen Zusammenhang – der drucktechnisch zwingenden Zählung in 16er Bogen zu verdanken, der Goethe mit dem Schluß des poetischen Teils zu folgen sich entschlossen hatte.

4. Die große Zäsur und die Mühen mit dem zweiten Teil

Am 21. September schreibt Frommann noch verhältnismäßig zuversichtlich an Cotta: »Auch von Gh v. Goethe habe ich schon Gestern und Heute Briefe gehabt, selbst heute schon etwas Mscpt zum 15. Bogen des Divan erhalten. [...] Es scheint doch, daß er allmählich den Druck [...] fortgehen lassen wird.« Aber erst am 7. November lagen Goethe dann die Aushänger des 15. Bogens vor, also 3 Monate nach dem Druck des 14. Bogens, dessen Aushänger am 8. August an Cotta gegangen waren. Hatte also schon die Drucklegung des 15. Bogens, hauptsächlich wohl verursacht durch Goethes Badeaufenthalt in Karlsbad vom 27. Juli bis zum 17. September 1818, eine erhebliche Verzögerung beim Herstellungsablauf erlitten, so begann die entscheidende inhaltlich bedingte Ruhezeit der Satzarbeiten erst jetzt – vielleicht lag Goethe, der dies klar voraussah, auch deswegen so daran, mit dem poetischen Teil einen Druckbogen abzuschließen. Goethe hatte den Karlsbader Aufenthalt zu intensiven Studien zur orientalischen Literatur und Geschichte genutzt – nun mußte daraus aber noch ein Druckmanuskript entstehen.

Also erst nach Abschluß des 15. Bogens – ist es ein Zufall, daß ausgerechnet der Lieferschein dazu nicht erhalten ist? – begannen die wahren Probleme. Der von Goethe geplante erläuternde Teil »Besserem Verständniß« lag eben – anders als die meisten Gedichte bei Druckbeginn – noch nicht vor und mußte noch geschrieben werden. Im Verlegeralltag eine der typischen Erfahrungen: am Anfang drängt der Autor auf Herstellungsbeginn, später wird er selbst zum Terminproblem. Aufschlußreich dazu Goethes Mitteilung an Sulpiz Boisserée vom 26. 9. 1818: »Der Divan ist abgedruckt, wird aber noch zurückgehalten, weil Erläuterungen und Aufklärungen anzufügen sind.« Das klingt, als wenn es um eine kleinere Angelegenheit ginge – es sollte anders kommen. Erst am 22./23. Dezember bittet Goethe um Probeseiten für den zweiten Teil – offenbar gab es bis dahin nichts abzusetzen. »Wollten Sie mir nun auch eine Druckprobe der Schrift senden wie der prosaische Nachtrag zum Divan gedruckt werden könnte, so würde bald das Manuscript zu einigen Bogen schicken, damit nur ein Anfang gemacht würde« – was für eine typische Autorenbitte: er weiß, daß gedruckte Korrekturseiten die weitere Arbeit beflügeln werden und setzt sich selbst auf diese Weise unter Druck.

Geradezu klassisch in der Beziehung Autor/Drucker ist denn auch gleich der Beginn es Jahres 1819: Goethe schreibt am 2. Januar an Frommann »Wäre es möglich zugleich den prosaischen Nachtrag des Divans zu beginnen, so wäre mir's sehr angenehm, weil ich zu Anfang des Jahres ziemlich Ruhe vor mir sehe, sodann aber nicht sicher bin unterbrochen zu werden«, worauf Frommann – fast etwas schnip-pisch – am 5. Januar antwortet: »Den prosaischen Nachtrag zum Divan können wir auch beginnen sobald wir Mscpt haben und lege ich hier eine Probe des Druckes, wie ich ihn mir dachte, bey. Doch koennen wir recht schicklich auch eine [noch] etwas kleinere Schrift wählen.« Goethe antwortet sogleich am 7. Januar: natürlich will er keine noch kleinere Schrift als in der Probe, macht aber immerhin (er ahnt offenbar, daß er den geplanten Umfang erheblich überziehen wird) den Vorschlag, daß Absätze nicht auf einer neuen Seite beginnen müssen, also insofern die typographische Großzügigkeit des poetischen Teils nicht fortgesetzt werden braucht:

Ew. Wohlgeboren sende sogleich etwas Manuscript-Nachtrag zum Divan. Es möchte nicht ganz zwei gedruckte Bogen ausmachen; da jedoch das Übrige schon meist bereit liegt und zum Schlusse nur noch einer Revision bedarf, so kann, wie der Druck vorwärts geht, immer das Nöthige nachge-sendet werden. Wir wollen die Schrift beibehalten, wovon Sie mir eine Probe gesendet haben, da es keine Noten sind, sondern fortlaufende Er-läuterungen. Seiten- und Bogenzahl, wie bemerkt worden, gehen fort. Was die einzelnen Absätze betrifft, so ist nicht nöthig, jedesmal eine neue Seite anzufangen, wenn nicht die vorhergehende schon über die Hälfte herunter ist. Wir wollen es damit halten wie bei Kunst und Alterthum, wovon das vierte Stück ganz anständig aussieht. Mehr wüßte ich vorerst nicht zu be-merken. Gegenwärtiges sende ich mit eben abgehender Post, das Übrige mit dem Sonnabendboten.

Frommann verwendet also die Schrift des ersten Teils nur einen halben Grad klei-ner und mit entsprechend geringerem Durchschuß: der zweite Teil hat 26 Zeilen pro Seite gegenüber 23 Zeilen bei unveränderter Höhe des Satzspiegels (s. Abb. S. 131). Daß diese etwas bessere Nutzung des Raumes sehr notwendig war, sollte sich später erweisen – wahrscheinlich hätte Frommann, wenn er den endgültigen

Umfang der Erläuterungen auch nur hätte ahnen können, einen noch entschiedeneren Schritt in diese Richtung getan. Diese Schriftgrößendiskussion geht mit Briefen vom 8. Januar (Frommann an Goethe), 9. und 10. Januar (Goethe an Frommann) weiter, weil Frommann nun darauf hinweist, daß er mit der gewählten Schrift materialmäßig Kapazitätsprobleme⁷ bekomme, aber Goethe bleibt bei der einen halben Punkt kleineren Schrift.

Am 15.1. teilt Frommann Goethe mit: »Das erste Mscpt zu dem prosaischen Nachtrage des Divan habe ich nun in die Druckerey gegeben zum Satz aus der gewählten kleinern Schrift und hoffe bald den 16ten Bogen zur Korrektur zu senden.« Am 23.1. vermerkt Goethes Tagebuch »Revision des 16. Bogens Divan«, am 8. 2. 1819 erhält Cotta nach mehrmonatiger Pause die Aushänger dieses Bogens. Man kann die eher lose gewebte Machart des prosaischen Teils, in dem sich ineinandergefügt historische, biographische, poetologische, religionsgeschichtliche Abschnitte finden, noch aufgelockert durch Einschübe mit Überschriften wie »Einrede«, »Nachtrag«, »Fortleitende Bemerkung«, »Eingeschaltetes«, »Revision«, »Entschuldigung«, sehr anschaulich vorstellen: der Autor wünscht selbst einen zügigen Fortgang, hat aber noch kein definitives Manuskript, wohl aber sehr viel Material und Exzerpte. Was er zur Druckerei gibt, wird sofort abgesetzt und nach Korrektur gedruckt, nachträgliche Einsichten oder Materialien müssen also entsprechend nachgereicht werden. Es erscheint angesichts dieses Arbeitsablaufes doch fraglich, ob die von Einschübseln und Nachträgen immer wieder aufgebrochene Textgestalt des prosaischen Teils wirklich – wie oft von Interpreten vermutet – einem bewußt dialogisch angelegten Konzept entsprungen ist. Einen ins Detail gehenden Bauplan im eigentlichen Sinne darf man daher wohl nicht vermuten, obwohl Goethe auf der Rückreise von Karlsbad das »Haupt-Schema« für den Prosateil entwirft, von dem viele Abschnitte erst noch zu schreiben waren.

⁷ »Was nun das heut erhaltene Mscpt zum Nachtrag des Divan anbetriß, so ist die gesandte Schrift Probe und die heutige größere des Maskenzuges dieselbe und beydes konnte also nicht neben, sondern nach einander in Gang seyn. Sollten Ew. Excellenz also, wie ich fast vermuthete, diese wählen, so würde ich vorschlagen den Nachtrag entweder so lange auszusezen, oder aber dazu dieselbe Schrift zu nehmen wie zu den Gedichten des Divan, welches recht schicklich wäre da der Unterschied von gebundner und ungebundner Rede schon hinlänglich ist, auch beyde Schrifften ohnehin nur ½ Grad verschieden sind.«

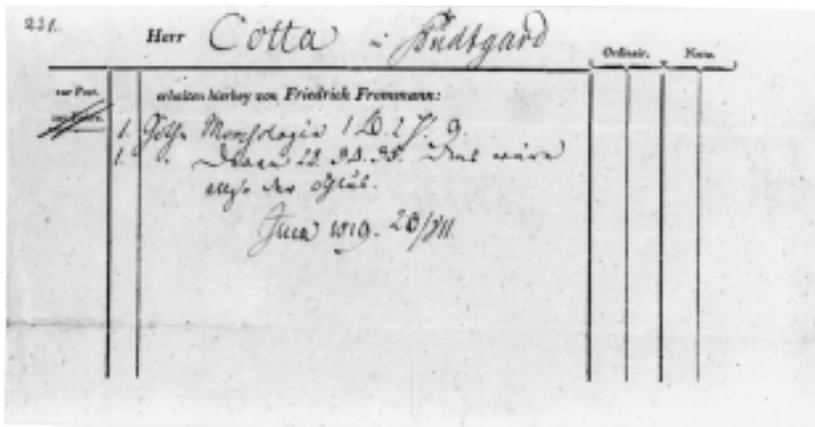
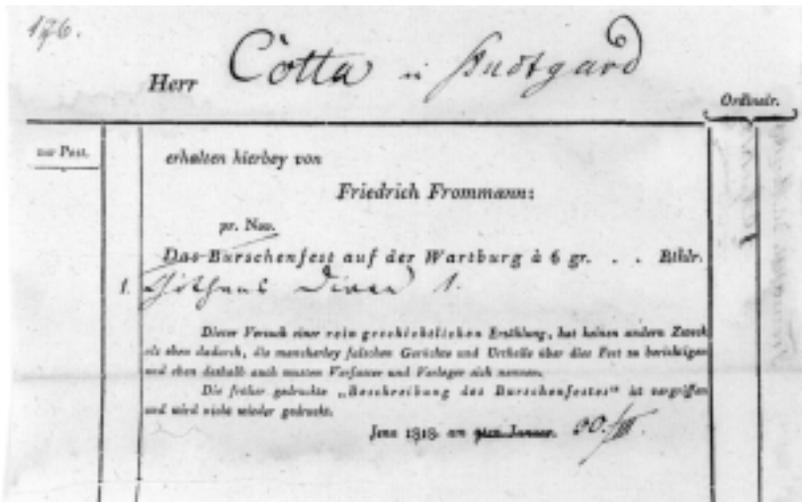
Goethe gibt selbst – sehr ungewöhnlicherweise nicht etwa im Tagebuch oder in der Korrespondenz, sondern im Buch selbst – zwei Hinweise auf diesen aus der Not geborenen Arbeitsstil:

Nachdem ich mir nun mit der süßen Hoffnung geschmeichelt sowohl für den Divan als auch für die beygefüigten Erklärungen in der Folge noch manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, unausgenutzt und unausgeführt, auf zahllosen Blättern vor mir liegen; und da find ich einen Aufsatz, vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben, auf noch ältere Papiere und Studien sich beziehend.

Das steht auf Seite 422, also nachdem schon 80 Seiten des Anhangs fertig sind – vielleicht kein Zufall, daß dieser Satz den Abschnitt »Alt-Testamentliches« einleitet, der inhaltlich ein wenig aus dem Rahmen des Zusammenhangs zu fallen scheint. Daß bei solcher Arbeit aus dem Zettelkasten der Umfang schnell aus dem Ruder läuft, dessen wurde sich Goethe natürlich auch bewußt, und er sagt (auf S. 499, hier ist er bereits bei den europäischen Orientalisten angelangt) am Beginn des Abschnitts »Olearius« in entwaffnender Offenheit: »Die Bogenzahl unserer, bis hierher abgedruckter Arbeiten erinnert uns vorsichtiger und weniger abschweifend fortzufahren.« Daran hat er sich dann wirklich gehalten, es folgten nur noch 3 Druckbogen.

Doch wie dem auch sei: im Großen und Ganzen geht die Arbeit ab Februar 1819 nach mehrmonatiger Pause wieder voran: Cotta erhält Aushänger der Bogen 17 und 18 im März, 20–22 im April, 23 und 24 im Mai. Am 11. Juni schreibt Frommann an Goethe: »Ew. Excellenz erhalten hierbey vom Divan den 27. Korrektur Bogen, das übrige frühere Mscpt möchte den 28.n füllen und denn das izt neu gesandte sich anschließen. So wollen wir im Satz und Druck fleißig fortfahren und vorläufig auf 35 Bogen rechnen [...].« Cotta erhält die Bogen 25–28 im Juni, sowie (man spürt den Endspurt) die Bogen 29–33 im Juli⁸, die

⁸ Aber noch bei Übersendung des Aushängers zu den Bogen 30 und 31 (am 12. 7. 1819) schreibt Frommann: »Zu 32. 33. haben wir Mscpt dann fehlt's noch zu 34. 35. höchstens 36. Sobald dies in meinen Händen zeige ich es Ihnen an.« Diese Nachricht gibt er eine Woche später am 18. 7.



Lieferscheine von Frommann & Wesselhöft an Cotta

letzte Sendung mit Bogen 35 am 20. August. Im August wurde das Werk ausgeliefert. Am 11. 8. 1819 schreibt Goethe an Cotta: »Der Divan ist nun endlich zusammen und ich bin sehr zufrieden, diese Arbeit los zu seyn die sich im Fort-

schreiten auf manche Weise immer schwieriger machte.« Am 22. 8. 1819 berichtet C. F. E. Frommann »Morgen geht die Versendung von Goethens Divan nach L[eipzig]«. Damit war der *West-oestliche Divan* im Druck abgeschlossen. Am gleichen Tag noch schreibt Goethe an H. Meyer »Hiebey erhalten Sie, mein Theuerster, das meiner Schwiegertochter bestimmte Exemplar des Divans. Mögen Sie das Titelkupfer durch Aufhören mit Weiß, wie es Ihre Absicht war, ausstaffiren, so werden wir es dankbar erkennen.«⁹

Doch werfen wir noch einmal einen näheren Blick auf den Herstellungsablauf: der prosaische Teil hatte aus oben erwähnten Gründen (die damit wohl schon zusammenhängende Stockung beim 15. Bogen eingerechnet) fast ein Jahr benötigt, während der poetische Teil (den Vorlauf bis zum effektiven Satzbeginn ausgeklammert) nur gut 4 Monate benötigte, nämlich von Ende März 1818 (am 30. März erhält Cotta die Aushänger des ersten Bogens) bis Anfang August (am 3. 8. erhält Cotta die Aushänger von Bogen 14). Wie sehr der Herstellungsgang bis zum Ende von nicht allzu schlüssigen Vorwürfen an die Druckerei einerseits und halb beiseite gesprochener Selbsteinsicht Goethes begleitet wurde, mögen noch einige Äußerungen der Beteiligten belegen:

Noch am 21. April 1819 antwortet Goethe auf eine dringliche Anfrage von Frommann vom vorangegangenen Tag, ob es denn nun bei der zuletzt angegebenen Bogenzahl von 35 bleibe, bewußt unklar: »wie weit ich in die dreißig Bogen mit meiner Arbeit hinein reichen werde, kann ich nicht genau voraus sagen. Einiges Manuscript liegt bey, die Folge soll nunmehr nicht ausbleiben.«

Auch Cotta, dem Frommann noch am 24. Februar voreilig optimistisch geschrieben hatte »Der Divan wird zur Meße fertig«, wird nun allmählich unruhig, so daß die Cotta'sche Buchhandlung aus Leipzig am 14. Mai 1819 bei Frommann anfragt:

⁹ Einen Monat zuvor schrieb er an seinen Sohn August (am 20. 7. 1819) »In Erwidering der guten Nachrichten [...] vermeld ich, daß heute der immer noch in mancherley Retardationen schwankende Abschluß des Divans endlich bis zum Ende revidirt in die Druckerey abgegeben worden. Die letzten Aushängebögen können nun auch nicht lange außenbleiben und Otilie erhält sodann ein vollständiges Exemplar.«

Unser Herr von Cotta wünscht gerne zu wissen: wie bald Göthe's Divan fertig werden und wie viel Bogen er geben würde? Ist es Ihnen möglich uns durch Überbringer dieses obige Anfrage gefällig zu beantworten, so wird es uns sehr angenehm seyn da wir heute Mittag nach Hause schreiben.

Antwort Frommanns auf gleichem Blatt: »GhR Goethe meinte zulezt er könne nicht bestimmen wie viel Bogen über 30. der Divan würde. Auch ist sein Fertigwerden mit dem Mscpt. noch sehr zweifelhaft.«

Damit bezieht sich Frommann offenbar auf Goethes Auskunft vom 21. April. Noch am 9. 6. schreibt Goethe an Frommann:

[...] die Hoffnung, daß bey Ew. Wohlgeboren Wiederkunft unser bisher einigermaßen stockendes Druckgeschäft sich sogleich beleben würde, hat mich nicht getäuscht. Hierbey erfolgt abermals Manuscript und wenn ich mich nach dem bisherigen Verhältniß des Gedruckten und Geschriebenen nicht irre, so möchten wir wohl auf fünfunddreißig Bogen kommen. Könnte ich gewiß erfahren, wie viel das schon abgesendete Manuscript ausgabe, so würde sich das Nähere bestimmen lassen.

Ungeachtet dieses Sachstandes schreibt Goethe am 18. 6. (also vier Wochen, bevor er überhaupt Kosegarten um Mithilfe bei der Auswahl der Schlußverse bat, geschweige denn diese zum Satz gegeben hatte!) an Sulpiz Boisserée: »Ein ausgezeichnetes Exemplar meines Divans zu übersenden, war meine entschiedene Absicht. Den Druck haben die Jenenser unverantwortlich verspätet und ich selbst kann mit dem prosaischen Nachtrag nicht fertig werden.«

Wir erleben wieder ein auch heute noch vertrautes Rollenspiel: Der Drucker (Verleger) hat's verzögert, obwohl der Autor noch gar nicht das Manuskript komplettiert hat – ob das wohl ersteren zu besonderer Eile anspornte? Man kann sich die Kommentare und Termineinteilungen zwischen Faktor und Setzer im Haus am Fürstengraben recht gut vorstellen.

Daß zwischen dem in Jahren gereiften poetischen und dem unter Zeitdruck schubweise und in Eile entstandenen zweiten Teil ein Rangunterschied bestehe,

haben schon Zeitgenossen, insbesondere der hinter einer Sigle verborgene, in orientalischer Literatur offenbar sehr beschlagene Rezensent G.C.O. im *Hermes* deutlich formuliert. So groß seine aufrichtige, ja ehrfürchtige Bewunderung für die Gedichte und den Dichter ist, den er »unser greiser Dichterkönig« nennt, der »anmaßungslos, heiter und in unbesorgter Offenheit mittheilsam« in die Welt des Ostens einführe und an dem er »ein wechselseitiges Geben und Empfangen zwischen dem Dichter und dem Orient in dem Oestliches und Westliches in Gehalt und Form sich bis zur Sättigung zu durchdringen streben« rühmt, so kritisch fallen seine Anmerkungen zum zweiten Teil aus, der also schon 1820 unter wissenschaftlichen Aspekten in Manchem nicht zu genügen vermochte:

Nachdem wir nun die wahrhaft schöpferische Einbildungskraft, ja In=Eins=Bildungskraft des Dichters bewundert haben, gehen wir zu dem zweiten Theile des Werkes über, welcher Betrachtungen, Erläuterungen, ergänzende Hinweisungen auf andere, dichterisch nicht hervorgehobene, sondern nur angedeutete Radian des Kreises enthält. [...] Auch hier ist des Dichters scharfes Feingefühl und seine, wir möchten sagen, sinnpflanzliche Ansprechbarkeit für das Gegenständliche und Anschauliche bei gemüthlicher besonnener Mittheilsamkeit freudig anzuerkennen.

Im folgenden kritisiert der Rezensent aber die Begrenztheit des von Goethe gewählten Materials (insbesondere auf die spätere persische Lyrik), während eine breitere »die Einsicht und das Verständniß des Ganzen und seiner Bezüge ungenügend befördert hätte.« Er rügt die »Nichtbeachtung oder Mißkenntniß der Urzeit«, »mangelhafte Grundansicht« über Mystizismus u. a., wodurch Goethe zu einer Überschätzung der persischen Lyrik komme.

Der überaus mühevolle, ungleich größere Aufwand aller Beteiligten für den zweiten Teil stand also in keinem rechten Verhältnis zur Bedeutung beider Teile, dessen zweiter uns heute allenfalls rezeptionsgeschichtlich zu interessieren vermag. So bleiben die Viten der persischen Dichter, die Bezugnahmen auf die zeitgenössische orientalistische Literatur und das russische Reich als Schauplatz zwar bis heute anregend und auch reizvoll, aber eben als Beleg dama-

ligen Wissens eher in Form einer Kompilation als in einem schlüssigen Text, dessen Teile untereinander in straffem Bezug stehen. So sehr man die Intensität des Eindringens und Goethes breite Belesenheit, mit der ein nahezu 70-Jähriger sich in ein ihm neues Gebiet einarbeitete und in umfassender Weise sich mit ihm schriftstellerisch auseinanderzusetzen suchte, bewundert – daß es ihm in poetischer Form im Wunderwerk der Verse ungleich tiefer gelang, darin liegt eines der großen Ereignisse der deutschen Literatur, das der Divan uns bis heute ist.

5. Titelblatt und Frontispiz – der ›Divan‹ als »orientalistisches« Werk

»Versammlung deutscher Gedichte mit stetem Bezug auf den Divan des persischen Saengers Mahomed Schemseddin Hafis« – so formuliert Goethe ein Vorblatt zu der Reinschrift der *Divan*-Gedichte, und nichts könnte wohl besser den betont orientalistischen Charakter dieses poetischen Alterswerkes und seinen Zusammenhang mit der in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. intensiv aufblühenden Orientalistik im deutschen Sprachraum unterstreichen. Den bedeutsamen Bezug des Werks zur Orientalistik, der es also nicht nur als freies poetisches Werk erscheinen läßt, gibt natürlich der zweite Teil »Besserem Verständniß«, der im Umfang mit über 300 Seiten den poetischen Teil (240 Seiten) ohnehin übertrifft. Aber es gibt weitere Fakten, die diesen orientalistischen Aspekt unterstreichen. Zum einen die stete Einbeziehung Kosegartens in die Korrekturen, damit in den Gedichten, die direkt auf persische Gedichte zurückgreifen, sich keine Fehler einschlichen, zum anderen schließlich der schöne gestochene Doppeltitel, der so stimmig den Doppelcharakter des Inhalts anklingen läßt.

Die Gestaltung des Titelblatts lag Goethe sehr am Herzen, es ist daher gewiß nicht nur als dekorativ im Sinne einer orientalisierenden Mode zu betrachten. Er kümmerte sich persönlich um dessen Entwurf. Schon vor dem Druckbeginn, noch in Erwartung der Probeseiten schrieb er am 4. Januar 1818 an den Orientalisten Johann Gottfried Ludwig Kosegarten: »haben Ew. Wohlgeboren vielleicht in diesen Tagen an die Persische Schrift von Moganni Namé gedacht. Baldige Mittheilung würde mich in meinen typographischen Fortschritten sehr fördern.«



Doppeltitel der Erstausgabe des »West-östlichen Divan«

Am 5. 3. vermerkt Goethe »Titelblatt des Divan«, am 26. 4. im Tagebuch »Ermer [der Stecher] wegen dem Titelblatt zum Divan«. Am 16. Mai 1818 schreibt August v. Goethe an seinen Vater »Kupferstecher Ermer sendet hierbey einen Probedruck vom Titelblatt zum west-östlichen Divan. Er fragt an und bittet genau zu wissen, ob es so recht sey und was vielleicht daran zu ändern wäre. Die zweite Hälfte verspricht er schneller zu liefern als die gegenwärtige.«

Es dauert aber doch noch einige Zeit, bis Goethe am 10. Oktober 1818 im Tagebuch vermerkt: »Kam das Titelblatt zum Divan von Ermer«. Fünf Wochen später, am 14. 11. 1818 schreibt er an Frommann: »Anbey folgt ein Abdruck des Titelblatts zum Divan dem ich Beifall wünsche« und unter dem gleichen Datum an Kosegarten »Ew. Wohlgeboren erhalten hierbey einen Abdruck des Titelkup-

fers des Divan mit der Bitte gefällig anzuzeigen in wie fern Sie damit zufrieden sind, oder was daran zu verändern seyn möchte«. Am 9. Dezember 1818 mahnt er Kosegarten »[...] zugleich frage an: ob Sie vielleicht bei der neulich übersendeten Schrift des Titelblattes zum Divan etwas zu erinnern finden, indem ich den Abdruck der Platte nunmehr besorgen möchte.« So sehr lag Goethe also an der korrekten Umsetzung des von Kosegarten gezeichneten Schriftzuges »Der östliche Divan vom westlichen Dichter (eldiwan elscharki lilmo allef elgarbi)« – eine Titelformulierung, die Goethes Bestreben, ein Werk in der Tradition des Orients zu schaffen, deutlicher macht als der deutsche Titel.

Frommann antwortet wegen des Titelblatts recht gemächlich erst am 22. Dezember – er wußte ja von der im Abschnitt vier näher geschilderten Verzögerung im weiteren Ablauf und sah sich gewiß nicht in Eile: »Der gestochene Titel zum Divan nimmt sich sehr gut aus.«

Noch eine eigenartige Besonderheit gilt es im Zusammenhang mit dem Titelblatt zu erwähnen: Goethe beschaffte sich nicht nur in eigener Initiative die Vorlage und beauftragte und kontrollierte den Stich, sondern er legte auch die Druckkosten aus, empfing die Kupferdrucke bei sich und leitete sie an die Druckerei weiter. Das geschah nicht nur beim *Divan*¹⁰, sondern ebenso bei den Kupfern für *Kunst und Alterthum*, wie die nachfolgende Zusammenstellung Goethes¹¹ ausweist (zahlreiche Aufträge, Zahlungsbestätigungen etc. zu Stich und Druck von Tafeln anderer Werke wie etwa der *Farbenlehre* sind überliefert):

¹⁰ Goethes Tagebuch vermerkt am 12. Februar »Müller sendet die Abdrücke zum Titelkupfer des Divan« und am 14. 3. 1819 »An Frommann in Jena, die Abdrücke des Titelkupfers zum Divan«. Die Ballen mit den Kupfern konnten offenbar ohne Not im Haus am Frauenplan liegen, und eilig war es mit der Weiterleitung ja auch nicht – wer wußte das besser als der noch am Manuskript sitzende Autor.

¹¹ Auf derselben Abrechnung findet sich auch die Honorarposition von 2000 rh. Talern für den Divan.

Weimar den 11. Aug 1819

Herr von Cotta seit der Berechnung von July 1818.

Dat.	Soll	rh.	gr.
Sptbr.	An Schwerdgeburth für das Kupfer		
16	Myrons Kuh	12.	—
Octbr			
10.	An Ermer Titelblatt zum Divan	16.	22
17.	An Müller für Abdrücke von Myrons Kuh	15.	22
1819			
Febr.	An Müller Abdrücke Titelblatt Divan	21.	7
10.			

Einen letzten Hinweis zu Goethes Bemühen um einen orientalischen Charakter des Titelblatts gibt uns sein Brief an Willemer vom 22. 8. 1819:

Complete Exemplare vom Divan erhalt ich so spät daß ich sie nicht einmal kann einbinden lassen. Soviel bemerke ich, daß zwey Blätter des ersten Bogens durchgeschnitten, die Cartone aber sogleich eingelegt sind. Der in Kupfer gestochene Titel liegt inwendig, er soll künftig bunt und das Ganze besser im orientalischen Anstand erscheinen.

Zu dieser Kolorierung ist es aber nicht gekommen. Bis zum Ende der Herstellung blieb auch Kosegarten wegen der orientalischen Wünsche Goethes in die Entstehung eingebunden. Am 16. 7. 1819 (!) schreibt Goethe:

Ganz zum Schluß wünschte ich noch einen orientalischen Spruch, ohngefähr des Inhalts:

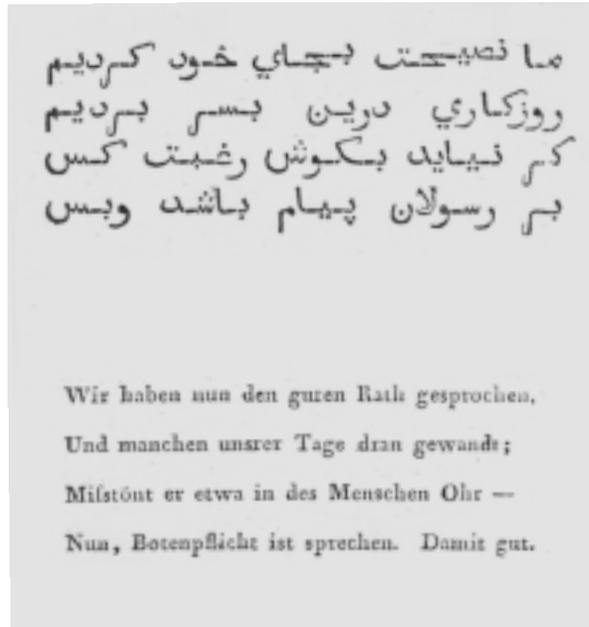
Herr laß dir gefallen

Dieses kleine Haus

Auf die Größe kommts nicht an,

die Frömmigkeit macht den Tempel,

oder wenn Ihnen etwas Schicklicheres einfällt.



Letzte Seite des ›West-östlichen Divan‹

Daraufhin machte ihm Kosegarten 7 Vorschläge, alles Verse von Saadi, von denen Goethe (sinnigerweise) die Schlußverse eines Werks, nämlich zu Saadis Gulistan, wählte. Sie bilden mit dem Originaltext in Arabisch den Schluß des Werkes:

Auf der vorletzten Seite davor finden wir Widmungsverse an den großen französischen Orientalisten Silvestre de Sacy, die Kosegarten für Goethe prosaisch ins Persische übertrug. Auf dieser Seite steht daher der deutsche Text als der Originaltext über dem persischen, der dessen Übersetzung bildet, während auf der Schlußseite der persische Originaltext dem deutschen vorangeht.

Zwei weitere Seiten mit arabischen Schriftzeichen finden sich im letzten Teil des *Divan* auf dem vorletzten Druckbogen (S. 538 und 540). Es handelt sich um die Gedichte »Auf die Fahne« und »Auf das Ordensband«, die Ehrengeschenken des persischen Kaiserhauses an das in St. Petersburg beigefügt waren.

Man kann kaum vermuten, daß die Verfügbarkeit arabischer Schriftschnitte (damals wie heute seltene Ausnahme in Druckereien) für den Druck des *Divan* von Anfang an als erforderlich angesehen wurde, jedenfalls aber bedeutete ihre Verfügbarkeit in der Frommannschen Druckerei einen erheblichen praktischen Vorteil, was die Vielzahl von günstigen Aspekten der Wahl der Druckerei noch einmal unterstreicht.

So endet das Buch schlüssig mit arabischen Schriftzeichen, mit denen es auf dem Frontispiz auch begonnen hatte, als Beweis ernsthafter Wertschätzung dieser damals gerade erst für Europa zugänglich werdenden dichterischen Welt, die Goethe als Poet uns lebensnaher und eindrucklicher anverwandelt näherbrachte als es alle Historiker und Philologen des Orients je vermocht hätten.

6. Ende gut, alles gut?

»[...] und manchen unserer Tage dran gewandt« – diese Zeile aus den Schlußversen, eigentlich für den Dichter selbst gemeint, galt gewiß auch für die anderen Beteiligten, insbesondere im Hause Frommann & Wesselhöft.

Es zeigen sich einige Nachwehen für den Drucker, den der alle Vorplanungen weit übersteigende Umfang und die überaus lang hingezogene Herstellung doch recht strapaziert hatten. Am 19. Juli 1819 schreibt Frommann vorbereitend an Cotta:

Endlich, mein werther Freund, kann ich Ihnen über die baldige Vollendung von Goethes *Divan* bestimmte Nachricht geben. Heute gehen die aushb. bis 33 nach L[eipzig] für Sie und was wir noch an Mscpt haben und erhalten, möchte das Ganze 35 bis 35 1/2 Bogen geben und in 2 à 3 Wochen völlig zur Versendung bereit seyn. Darauf können Sie rechnen und darnach Liste und Auftrag senden. Sie wissen, daß im Anfange G[oethe] selbst das Ganze nur auf 20 à 24 Bogen anslug und dies theure feine P[a]p[ie]r sich selbst wählte. Nun ists durch den höchst interessanten prosaischen Theil so angewachsen. Die Auflage ist 1500. auf das gute Ppr, 500. auf ein gewöhnlich mittelweiß Dr[u]ck Ppr Velin Ppr müsten nach G's Expln für

Sie 7 à 8 bleiben. Ich würde im ersten Halbjahr das geringe Ppr gar nicht oder doch nur im südlichen Deutschland ausgeben [...].¹²

Kurz nach Abschluß des Druckes schreibt sodann Frommann am 17. September 1819 an Cotta:

Da mein werther Freund endlich im vorigen Monath Goethe Divan versandt werden konnte, so ist es wohl Zeit daß wir uns einmahl wieder berechnen. Sie erhalten also hierbey eine allgemeine und eine besondere Rechnung¹³. Der Druck der Morphologie, K u. A. II B. 1 und des Divans fing schon im März–May 18 an, als solange nun auch das ganze P[a]p[ie]r dazu bereit stand. Diese Posten betragen mit den 3. ersten b[is] z[ur] Mich Messe 18 gegen 700 Thlr wogegen mir nur Rth. 256 z[ur] J[ubilate] M[esse]. 18. zu Gute kamen. Ich habe also von den Rth. 500. mir 200. als verzinslich billig angenommen. Der ganze mir bleibende Saldo beträgt also Rth 720.19 gr. und wenn Sie das Ppr zur Morphologie II. und das bis izt gedruckte dazu rechnen wenigstens 800 Thlr. [...]

Wie auch heute noch die Regel, rechnete der Drucker erst bei Abschluß des Druckes mit dem Verlag ab, und das hatte in diesem Fall natürlich einige Belastungen für Frommann mit sich gebracht, die er nun zügig abrechnen wollte. Die Diskussion zog sich hin, vielleicht auch weil Frommann in Hoffnung auf weitere Aufträge nicht allzusehr drängen wollte. Jedenfalls schreibt Frommann am 20.12.1819 an Cotta:

¹² Das ist dann auch tatsächlich so geschehen: die 500 Exemplare auf dem einfachen Papier lagen noch im Jahre 1827 vollzählig bei Frommann am Lager (lt. Verlagsinventarium des Cotta Verlags/Cotta Archiv, Marbach). Vermutlich wollte der Verlag zunächst die teureren Exemplare verkaufen, um die höheren Kosten des betreffenden Papiers schneller wieder einzubringen (entsprechend ist in der Speditions-Liste, d. h. der Erstauslieferungsliste, für den Divan die Ausgabe auf einfachem Papier gänzlich ausgeklammert. Sie war also offensichtlich als Reserve gedacht, zunächst nicht für den Verkauf und verblieb daher in Jena). Solche temporale Marktsegmentierung gibt es bis heute.

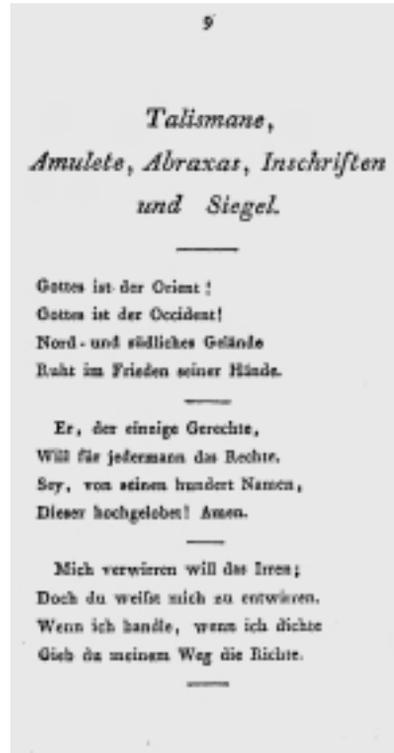
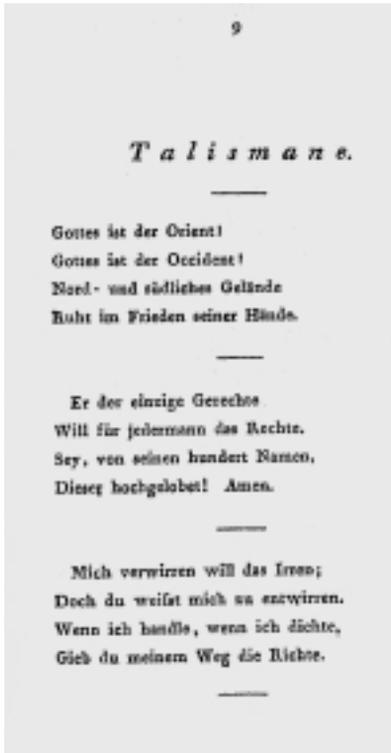
¹³ Diese besondere Rechnung für den Divan vom 18. 9. 1819 belief sich auf insgesamt 695 Rthlr.

Wegen dem Druck u. Papier Preis vom *Divan* kann ich eigentlich nur sagen daß sie wirklich für diese Arbeit, wie andre, mir im richtigen Verhältnis und wie sie meine Compagnie Druckerey, mir dem B[u]chh[än]dler selbst als einem Verlag berechnen würde. Den ersten Aush.B. vom *Divan* erhielten Sie am 30. 3. 18. fertig waren die 35 Bogen erst im Aug. 19. wie oft unterbrochen wissen Sie selbst, wie auch daß nun solche Arbeit für jede Druckerey tausend Nachteile hat. Apotheker Rechnungen hasse ich, sonst könnte ich leicht u. mit Wahrheit u. Billigkeit manche baare Verluste u. Versäumnisse in Rechnung bringen. Aber, alles dgl. ignorire ich bey G. gern, weil ich sehe daß nur durch willige Ergebung in seine Bequemlichkeit, izt seine schriftstellerischen neuen Arbeiten zu fördern sind.¹⁴ Gewinnen will ich dabey nichts, aber verlieren darf ich auch nicht. Mündlich einmal mehr darüber. Das Papier ist theuer, aber Sie wissen Selbst wie alle feinen Sorten im Preis gestiegen u. G. bestand unter mehrern Proben auf diesen Druck u. dies Papier.

So endet also die Herstellung des *Divan* für Frommann als Drucker leicht verstimmt in einer etwas zähen Abrechnungsdiskussion mit dem Verleger. Man kann durchaus vermuten, daß Cotta wieder einmal eine der Liquiditätsknappheiten durchmachte, die in den Jahren zwischen ca. 1815 und 1830 bei ihm aufgrund vielfältiger Finanzmittel bindender Investitionen vorkamen, und er daher nur schleppend zahlen konnte.

Und der Markterfolg? Der war beim *Divan* weit unter dem durch die Auflagenhöhe ersichtlich Erwarteten und auch deutlich unter den Verkaufszahlen vieler anderer Goethescher Erst- und Einzelausgaben. Diese eher zurückhaltende Aufnahme führte dazu, daß noch 70 Jahre nach Erscheinen Exemplare der Erstausgabe beim Verlag verfügbar waren. Diese waren, wie am Anfang des 19. Jh. noch überwiegend üblich, in rohen Bogen, so daß sehr viele am Antiquariatsmarkt auftauchende Exemplare in (oft schönen) »Einbänden im Stil der

¹⁴ In dieser Bemerkung Frommanns blitzt die vertraute persönliche Beziehung zwischen ihm und Goethe auf: er ist viel mehr als ein Druckereileiter, nämlich ein menschlich und inhaltlich teilnehmender Partner des Autors.



Der ursprüngliche Druck und der korrigierte Karton der Seite 9 im Erstdruck des »Divan«

Zeit« statt in »Einbänden der Zeit« vorliegen, weil eben viele Exemplare zur Zeit des Erscheinens unverkauft und damit auch ungebunden blieben. Die Goethe vorbehaltenen Exemplare auf Velin sind nahezu ausnahmslos in Pappbände der Zeit gebunden, sie enthalten z.T. interessanterweise sowohl den ursprünglichen Druck der S. 9/10 und 495/496 als auch die entsprechenden Kartonblätter.

Die wahre Bedeutung des Buches wurde schrittweise erst ab dem 19. Jh. erkannt und der *Divan* dann in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Und das, obwohl der dem prosaischen Teil gegenüber so kritische Rezensent im *Hermes* bereits so zutreffend den unvergleichlichen Rang des poetischen Teils charakterisiert hatte:

Wie aber das Allgemeine, wie das Oestliche und Empfangene hier in Saft und Blut verwandelt und zu eigenthümlichen Leben auferstanden, das möchte wohl eben der Zauber seyn, der als das Geheimnis und Wunder des Geistes nur sich selber aussprechen kann [...].

Literatur

- Burdach, Konrad: Goethes eigenhändige Reinschrift des West-oestlichen Divan. Weimar 1911
- Zur Entstehungsgeschichte des West-oestlichen Divans. Berlin 1955
- G.C.O (nicht aufgelöstes Kürzel) in: Hermes – oder kritisches Jahrbuch der Literatur H. 2 (1820. Amsterdam, S. 154–165)
- Goethe, Johann Wolfgang: West-östlicher Divan. Eigenhändige Niederschriften, hrsg. u. erläutert von Katharina Mommsen. Frankfurt a. M. u. Leipzig 1996
- West-oestlicher Divan. Stuttgart 1819
- Hartmann, Leopold: Goethe in Jena. Jena (1970)
- Jensen, Inge: Quellen und Zeugnisse zur Druckgeschichte von Goethes Werken, Teil 4 (Die Einzeldrucke). Berlin 1984
- Kuhn, Dorothea: Goethe und Cotta. Briefwechsel 1797–1832. 4 Bde. Stuttgart 1979–1983
- Lohner, Edgar: Studien zum West-östlichen Divan. Darmstadt 1971
- Lohrer, Liselotte: Cotta. Geschichte eines Verlages. 1659–1959. Stuttgart 1959
- v. Lucius, Wulf D.: Johann Friedrich Cotta als Unternehmer, in: Buchhandelsgeschichte 1997/3, S. 123–128
- Anmut und Würde. Zur Typographie des Klassizismus in Deutschland, in: Von Göschen bis Rowohlt, hrsg. v. M. Estermann und M. Knoche. Wiesbaden 1990
- Maier, Hans Albert: Zur Textgestaltung des West-östlichen Divans in: The Journal of English and Germanic Philology 56 (1957), S. 347–381 und 58 (1959), S. 185–221
- Mommsen, Katharina: Goethe und die arabische Welt. Frankfurt a. M. 1988

Richter, Karl: Anmerkungen in Bd. 11.1.2 von J. W. Goethe Sämtliche Werke (Münchner Ausgabe) München 1998, S. 401 ff.

Unsel, Siegfried: Goethe und seine Verleger. 2. A. Frankfurt a. M. und Leipzig 1993

Archivalien

15 Faszikel »Frommann« (mit insges. 459 gezählten Stücken) im Cotta-Archiv (Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.)

Anhang

Daten der Lieferscheine (für Aushängebogen) der Druckerei an Cotta

Bg. 1	30.3.18	18	5.3.19
2	3.5.18	19	fehlt
3	3.5.18	20	9.4.19
4	25.5.18	21	12.4.19
5	1.6.18	22	26.4.19
6	15.6.18	23	20.5.19
7	22.6.18	24	31.5.19
8	22.6.18	25	7.6.19
9	6.7.18	26	14.6.19
10	6.7.18	27	21.6.19
11	13.7.18	28	28.6.19
12	20.7.18	29	5.7.19
13	27.7.18	30	12.7.19
14	3.8.18	31	12.7.19
15	(7.11. Aushängebogen bei Goethe vorliegend)	32	19.7.19
16	8.2.19	33	19.7.19
17	1.3.19	34/35	20.8.19

... bis Holzboog



Günther Holzboog, an seinem Geburtstag am 31. März 2002

Das neue Gesicht des Frommann Verlages Beobachtungen eines Augenzeugen

Norbert Hinske

›In zu großen Schuhen geht sich's schlecht«. So etwa mag unser gemeinsamer akademischer Lehrer Wilhelm Weischedel gedacht haben, als der junge, damals gerade achtundzwanzigjährige Günther Holzboog der akademischen Philosophie unversehens den Rücken kehrte und den Friedrich Frommann Verlag, in früheren Zeiten einmal einer der angesehensten philosophischen Verlage des deutschen Sprachraums, übernahm. Das war ein verwegener Schritt. Es sah zunächst ganz so aus, als wäre er nur ein kurzes Intermezzo in einer akademischen Laufbahn.

Daß es Günther Holzboog, von seiner opferbereiten Frau Eva aufs tatkräftigste unterstützt, wider alles Erwarten gelang, den Frommann Verlag nach schwierigen und entsagungsreichen Anfangsjahren zu neuem Glanz zu führen, hatte eine ganze Reihe von Gründen. Der wichtigste Grund aber war wohl, soweit ein Außenstehender das zu beurteilen vermag, eine von Grund auf veränderte Schwerpunktsetzung, die sich von Jahr zu Jahr deutlicher abzeichnete. Dabei sind insbesondere vier neue Akzente zu nennen, nämlich die Konzentrierung auf die Herausgabe von großen Gesamtausgaben, von lexikographischen Hilfsmitteln und von Bibliographien unterschiedlichster Art sowie die umfassende Einbeziehung mittelalterlicher Autoren in das Verlagsprogramm, eine Weichenstellung, die wohl auch mit Günther Holzboogs lebenslangem Interesse an Nikolaus von Kues zusammenhing. Holzboog wußte nur zu gut, daß die Rede vom ›finsternen Mittelalter‹ ein Kampfbegriff der Neuzeit gewesen war, dessen stärkste Waffe bis heute die allgemeine Unkenntnis der klassischen Texte jener Epoche ist. Kein Zweifel: Das Programm des Verlages erschöpfte sich nie in den genannten vier Schwerpunkten, sondern brillierte immer wieder mit neuen, oft überraschenden

Glanzlichtern. Charakteristisch für das neue Gesicht des Verlages war ohnehin eine erstaunliche Breite der Interessen, die sich von allen Einseitigkeiten und Marotten fernhielt. Aber diese vier Schwerpunkte waren es allem voran, die das neue Gesicht jenes alten, traditionsreichen Verlages prägten und ganz wesentlich zum Erfolg beitrugen. Daß Verlage freilich ähnlich wie Menschen ganz verschiedene Gesichter haben können und auch von wirtschaftlichen Überlegungen geleitet werden, sei schon an dieser Stelle hinzugefügt.

Der Erfolg des neuen Programms hing nicht zuletzt auch mit der eigentümlichen Situation der Nachkriegszeit zusammen. Den barbarischen Luftangriffen auf die Zivilbevölkerung waren in weiten Teilen Europas nicht nur Millionen unschuldiger Menschen, sondern auch zahllose Bibliotheken, öffentliche wie private, zum Opfer gefallen. Auch der Frommann Verlag und das Stuttgarter Verlagsarchiv waren 1943 durch einen Luftangriff völlig zerstört worden. So fehlte es an allen Ecken und Enden an eben jenen Gesamtausgaben und Nachschlagewerken, ohne die eine seriöse wissenschaftliche Arbeit schwer möglich ist. Man braucht nur einige Briefwechsel der Nachkriegszeit zu lesen, um zu bemerken, wie stark dieser Mangel allorts empfunden wurde. Wer z. B. über die Lessingausgabe von Lachmann und Muncker oder gar über die Mendelssohnausgabe von Georg Benjamin Mendelssohn verfügen konnte, von der *Mendelssohn-Jubiläumsausgabe* – von ihr wird im folgenden noch zu handeln sein – ganz zu schweigen, war ein Krösus, den hundert andere beneideten. Aber jener Mangel betraf nicht etwa nur die deutschsprachige Literatur. Er betraf gleichermaßen die Literatur der verschiedensten Sprachen. Vor dem Bildungsbruch oder -abbruch im Gefolge der Universitätsreform oder -deformation nach 1968 gehörten gesicherte Lesekenntnisse des Englischen, Französischen und Lateinischen, oft auch des Griechischen, zu der eisernen Ration eines Geistes- oder Sozialwissenschaftlers. So bestand ein heute kaum noch vorstellbarer Bedarf an Nachdrucken unterschiedlichster Art. Es war die Stunde der Reprints. In diese Lücke stieß auch der neue Frommann Verlag.

Doch nicht nur die äußere, auch die innere Situation der Philosophie hatte sich mit der Nachkriegszeit verändert. Die Zeit der umfassenden Systemprojekte und der großen Würfe war weitgehend vorbei. An ihre Stelle traten eine Unzahl philosophiehistorischer oder sogenannter ›historisch-systematischer‹ Einzelunter-

suchungen. »Wir leben in einem archivierenden Zeitalter«, pflegte Günther Holzboog zu sagen. Manchmal klang das fast so, als läge dabei eine leise Trauer in seiner Stimme. Für den Verleger aber wurde diese Feststellung zu einer Grundprämisse seines Handelns.

1. Gesamtausgaben

Die genannten vier Schwerpunkte zeichnen sich größtenteils bereits in dem allem Anschein nach ersten größeren Verlagsverzeichnis von 1962 ab. Das gilt in besonderem Maße für die Betonung von Gesamtausgaben. Das noch relativ schmale Verzeichnis von 56 Seiten nennt nicht weniger als vierzehn solcher mehr oder minder vollständiger Ausgaben, von denen freilich nicht alle auch tatsächlich zustande gekommen sind oder sich zum Kummer des Verlegers ad Calendas graecas hinauszögerten. Bei nicht weniger als fünf dieser Ausgaben – *Giordano Bruno*, *Francis Bacon*, *Pierre Gassendi*, *Isaac Newton* und *Pierre Bayle* – handelt es sich dabei charakteristischerweise um Faksimile-Ausgaben, drei weitere – die *Jacob Böhme-Ausgabe*, die *Hegel-Jubiläumsausgabe* (deren alte Bestände gleichfalls im Krieg vernichtet worden waren) und die *Feuerbach-Ausgabe* – gehen noch auf die Erbmasse des alten Frommann Verlages zurück.

Im Unterschied zu manchen anderen Verlagen begnügte sich Günther Holzboog jedoch nicht mit der Herausgabe von Reprints. Seine ganze Leidenschaft galt vielmehr der Erstellung neuer, kritischen Maßstäben gerecht werdender Gesamtausgaben, vor allem von den großen Figuren des Deutschen Idealismus und seinem Umfeld. Schon das Verlagsverzeichnis von 1962 nennt in diesem Zusammenhang die *J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* (der erste Verlagsvertrag stammt vom 12. August 1959), ein Unternehmen, das in den folgenden Jahrzehnten zum Kristallisationspunkt zahlreicher anderer Ausgaben, Reihen und Einzelveröffentlichungen werden sollte. Die »prachtvollen Bände« dieser Ausgabe, in der Tat ein »Muster wissenschaftlicher Edition« (Martial Gueroult), haben die philosophiehistorische Forschung weit über Deutschland hinaus aufs stärkste befruchtet. Ohne Günther Holzboog wäre vieles davon kaum möglich gewesen.

Einige persönliche Eindrücke seien an dieser Stelle hinzugefügt. Ich war in den Anfangsjahren längere Zeit Mitglied der Ständigen Prüfungsgruppe der DFG für philosophische Editionen. Wann immer in den langen, oft ermüdenden Sitzungen dieser Kommission eine Ausgabe seines Verlages auf der Tagesordnung stand, war Günther Holzboog zur Stelle. Er saß da meist wortkarg und äußerte sich in der Regel nur, wenn sich die Kommissionsmitglieder ausdrücklich mit Fragen an ihn wandten. In nachträglichen Gesprächen, nicht selten auf der Rückfahrt von München nach Stuttgart im obligaten Zweiter-Klasse-Abteil, stellte ich dann jedoch immer wieder mit Erstaunen fest, wie aufmerksam er zugehört hatte und wie sehr ihm die Einhaltung strenger wissenschaftlicher Kriterien am Herzen lag. Er wollte mit seinem Verlag Maßstäbe setzen und er hat es getan.

Damit wird zugleich auch ein charakteristischer Unterschied zwischen Carl Friedrich Ernst Frommann und Günther Holzboog sichtbar. Frommann war ein Mann des geselligen Lebens im großen Stil. Am 19. Juni 1823 äußerte Goethe gegenüber Eckermann die so oft zitierten Sätze über die Familie Frommann:

ich habe dort schöne Abende verlebt. Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel, und was in Deutschland sonst Namen hat, ist dort gewesen und hat dort gerne verkehrt, und noch jetzt ist es der Vereinigungspunkt vieler Gelehrter und Künstler und sonst angesehener Personen.

Günther Holzboog dagegen lebte abgeschirmt, las Manuskripte, stellte Kalkulationen auf (ein Verlagsgeheimnis *par excellence*) oder studierte Akten. Das berühmte Frommannsche Haus steht mitten im Herzen Jenas, am Fürstengraben, der via triumphalis der Stadt. Holzboog dagegen war 1965 von Bad Cannstatt aufs Land gezogen, nach Breuningsweiler, etwa 25 km von Stuttgart entfernt. Da arbeitete er, sobald er heimgekommen war, mit jener schwäbischen Zähigkeit, die ihn auszeichnet. Nur nach getaner Arbeit taute er auf. Verleger, die den gesellschaftlichen Rummel liebten und sich im Kreis der gerade Prominenten sonnten, beäugte er mit mißtrauischen Blicken. Verlegersein hieß für Günther Holzboog arbeiten und nicht posieren. Der Pfau ist nicht sein Wappentier.

Mindestens eine jener großen Gesamtausgaben, die heute das Gesicht des Verlages prägen und den Namen Bad Cannstatts in aller Welt bekannt machen, muß hier noch, stellvertretend für manche andere, eigens erwähnt werden. Während die Fichte-Ausgabe die historische Bedeutung des Deutschen Idealismus in Erinnerung ruft, betont sie die gewiß ebenbürtigen Leistungen der deutschen Aufklärung. Es ist dies die große *Jubiläumsausgabe der Gesammelten Schriften Moses Mendelssohns*. Sie war 1929 anlässlich des 200. Geburtstags Mendelssohns nach jahrelangen Vorarbeiten begonnen worden, hatte dann aber 1938 nach Erscheinen der ersten sieben Bände durch den Einbruch des Nationalsozialismus ein abruptes Ende gefunden. Die bereits herausgekommenen Bände, Prachtbände von luxuriöser Schönheit und höchstem wissenschaftlichen Niveau, zählten nach 1945 zu den größten bibliophilen Kostbarkeiten der deutschen Philosophie. Es war Günther Holzboog, der die Bedeutung dieser Ausgabe bereits 1961 hell-sichtig erkannte und entschlossen dafür Sorge trug, daß sie zehn Jahre später erscheinen und Schritt für Schritt fortgeführt werden konnte. Es gelang ihm, mit Alexander Altmann (1906–1987) einen der bedeutendsten und geistvollsten Philosophiehistoriker des 20. Jahrhunderts für diese schwierige Aufgabe zu gewinnen und die vielfältigen Hindernisse, von denen Holzboog im Band 4 der *Mendelssohn-Studien* selber berichtet, vertrauensvoll zu überwinden. »Wir werden die Ausgabe gemeinsam herausgeben wie Brüder«, sagte Altmann eines Abends zu Günther Holzboog. Dabei blieb es. Auch diese große Gesamtausgabe ist im Laufe der Zeit zu einem Kristallisationspunkt für die verschiedensten anderen Veröffentlichungen geworden, die Renaissance der Mendelssohnforschung ist nicht zuletzt Holzboogs Verdienst.

2. Lexikographische Hilfsmittel

Auch der zweite der genannten vier Schwerpunkte, die das neue Gesicht des Frommann Verlages bestimmen, die lexikographischen Hilfsmittel, zeichnet sich bereits in dem schon mehrfach erwähnten Verlagsverzeichnis von 1962 ab. Auch hier stehen am Anfang Reprints, etwa des damals viel benutzten *Thomas-Lexikons* von Ludwig Schütz oder des *Allgemeinen Handwörterbuchs der philosophischen*

Wissenschaften von Wilhelm Traugott Krug, zwei Standardwerke, deren Mangel nach 1945 besonders schmerzlich empfunden wurde. »Stuttgart-Bad Cannstatt« wurde auch in diesem Bereich sehr bald zu einem Markenzeichen.

Einen Paukenschlag von großer verlegerischer Kühnheit bedeutete dann aber 1973 im Felde der Lexikographie die Veröffentlichung des mit den Mitteln der elektronischen Datenverarbeitung erstellten *Index Thomisticus*, an dem Roberto Busa mit nicht weniger als vierundsechzig Helfern seit 1949, also buchstäblich seit den ersten Anfängen der Datenverarbeitung, gearbeitet hatte, eine Pionierleistung im Felde der Wissenschaftsgeschichte, deren Langzeitfolgen noch immer nicht abzusehen sind. Das *Bulletin de Philosophie Médiévale* (Louvain) nennt ihn »le fait culturel le plus significatif de notre temps«. Gewiß haften diesem monumentalen Werk, von heute aus betrachtet, manche jener Mängel an, die mit solchen Pioniertaten nun einmal verbunden sind, und es ist nicht schwer, sich darüber den Mund zu zerreißen. Dennoch hat der Busa, wie man inzwischen sagt, die Forschungslandschaft nicht nur im Felde der Thomasforschung, sondern auch der Linguistik und Mediävistik insgesamt von Grund auf verändert. Auch der seit 1986 im Frommann Verlag erscheinende *Kant-Index*, von dem mittlerweile acht Bände erschienen sind, wäre ohne Gelehrte wie Roberto Busa (und Gottfried Martin) und ohne die von ihnen mit der Datenverarbeitung gemachten Erfahrungen überhaupt nicht denkbar gewesen. Daß Busa den *Index Thomisticus* gerade einem deutschen Verleger anvertraut hat, unterstreicht die internationale Bedeutung, die der Frommann Verlag durch Günther Holzboog bereits 1973 gewonnen hatte.

An eben dieser Stelle wird jedoch zugleich auch noch ein anderer charakteristischer Zug Günther Holzboogs sichtbar. Seine bemerkenswerte Aufgeschlossenheit gegenüber neuen technischen Möglichkeiten verbindet sich mit einer unbeirrbaren Pflege traditioneller Wissensformen. Auch hier nur ein Beispiel für so manche andere: der Faksimile-Neudruck der großen, für den Historiker schier unentbehrlichen *Encyclopaedia* von Johann Heinrich Alsted, mit seinen vier (bzw. sieben) Bänden ein Werk von wahrhaft barocker Monumentalität und zugleich eine Grube Messel der Philosophie- und Geistesgeschichte.

3. Bibliographien

Der dritte der genannten vier Schwerpunkte dagegen, auch er mittlerweile eine wichtige Säule des neuen Frommann Verlages, zeichnet sich erst relativ spät deutlicher ab. Es sind dies Spezialbibliographien zu den verschiedensten Autoren und Wissensgebieten, auch hier wieder allem voran zum Deutschen Idealismus und seinem Umfeld, mit Bibliographien zu Johann Gottlieb Fichte (1968), Christoph Gottlieb Bardili (1979) oder Karl Leonhard Reinhold (1991). In eben diesen Kontext gehört auch die *Internationale Hölderlin-Bibliographie* (IHB), von der mittlerweile nicht weniger als sechs umfangreiche Bände erschienen sind. Die deutsche Aufklärung dagegen ist insbesondere durch die vierbändige Bibliographie zur Volksaufklärung präsent. Aber natürlich zählen auch ganz anders orientierte Bibliographien unterschiedlichster Art zu diesem dritten Verlagsprofil.

Es konnte kaum einen besseren Anwalt für diesen Typ von Veröffentlichungen geben als Günther Holzboog. Er weiß nur zu gut: Auf ernsthafte Art und Weise wissenschaftlich arbeiten kann man nur, wenn man sich zunächst einmal einen ersten Überblick über sein Arbeitsfeld verschafft und mit allem dem vertraut gemacht hat, was auf ihm bereits geleistet worden ist. Angemaßte Originalität, die nur auf mangelnder Kenntnis des Forschungsstandes beruht, ist ihm seit seinen Studienzeiten ein Graus. Auch an dieser Stelle sei noch einmal eine persönliche Beobachtung hinzugefügt. In der Planungsphase der *Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung* (FMDA), long long ago, aber auch noch danach, ist es Günther Holzboog gewesen, der mit schwäbischer Hartnäckigkeit immer wieder gedrängt hat, die drei geplanten Abteilungen dieser Reihe – Texte, Monographien und Indices zur Philosophie der deutschen Aufklärung – durch eine vierte zu ergänzen, nämlich durch eine eigene Abteilung mit Bibliographien. Er war davon überzeugt, daß einer solchen Reihe ohne bibliographische Hilfsmittel etwas Wesentliches fehle. Ganz umsonst ist sein Drängen nicht geblieben. Vor allem die zweite Abteilung legt mittlerweile großen Wert auf sorgfältig gearbeitete Bibliographien. Zusammengenommen ergeben sie schon jetzt ein eindrucksvolles Panorama der heutigen Forschungslandschaft zur deutschen Aufklärung. Darüber hinaus enthalten die Bände 5 und 6 des *Kant-Index* eigene Bibliographien, die die Literatur zu diesem neuen, noch im Entstehen

begriffenen Forschungsbereich vollständig zu erfassen suchen. Und schließlich findet sich im Band 15 des *Kant-Index*, in gewisser Weise zugleich eine Art Rückblick auf die bisher geleistete Arbeit, die vielleicht beste Bibliographie zur Kantlexikographie überhaupt, die die alten und die neuen Instrumente besonnen gegeneinander abwägt. Zu einer eigenen Abteilung für Bibliographien freilich ist es (bisher) nicht gekommen, und zwar nicht etwa aus Gering-, sondern aus Hochschätzung für dieses literarische *genus* (das auch durch die neuen Möglichkeiten der Datenverarbeitung nicht zu ersetzen ist): Gut gearbeitete Bibliographien absorbieren schier unermessliche Kräfte, schlechte dagegen schaden der Forschung mehr, als daß sie nützen. Das war dann auch so ungefähr das einzige Argument, mit dem sich Günther Holzboog halbwegs überzeugen ließ.

4. Fazit

Über den letzten der genannten vier Schwerpunkte, die Einbeziehung des Mittelalters in das Verlagsprogramm, braucht an dieser Stelle nicht noch einmal ausführlicher gehandelt zu werden, obwohl auch hier noch manches eigens erwähnt zu werden verdiente. Mit dem beschriebenen Weg vom alten *Thomas-Lexikon* zum neuen *Index Thomisticus* ist im Grunde bereits alles gesagt. Statt dessen aber ist es nach dieser kurzen, zugegebenermaßen subjektiven Skizze etwas leichter, die schwierige Frage nach dem neuen Gesicht des Frommann Verlages, wenn auch aus einem ganz bestimmten *point de vue* heraus, zu beantworten. Unter der Leitung Günther Holzboogs ist aus dem traditionsreichen Haus ein Verlag geworden, der jenseits aller Tagesmoden – und deren haben Holzboog und ich, mehr lachend als weinend, genug erlebt – daran arbeitet, drei wichtige Fundamente zu sichern, auf denen die philosophische, ja die geisteswissenschaftliche Bemühung um Erkenntnis unabdingbar ruht.

Von der Unentbehrlichkeit der Bücher in der Welt des großen summenden Gottes

Michael Trauth

»You all remember«, said the Controller, in his strong deep voice, »you all remember, I suppose, that beautiful and inspired saying of Our Ford's: History is bunk. – History«, he repeated slowly, »is bunk«.

Aldous Huxley (1894 – 1963): *Brave New World*, Kap. 3.

Es ist von Nutzen, wenn ein Autor seinen Lesern zur Einstimmung aufs Thema das bedeutungsvolle Wort einer bedeutenden Persönlichkeit, am besten eines großen Denkers, vorzulegen vermag. Ich war für meinen Beitrag noch auf der Suche danach, als jüngst einer der führenden Bildungspolitikern unseres Landes¹ bei der Feier einer Erweiterung universitärer DV-Infrastruktur mit Emphase vor einer andächtig lauschenden Hörerschaft ausführte: »Wir befinden uns in der größten Umbruchsituation der gesamten Menschheitsgeschichte!« – womit er die Auswirkungen der Medienrevolution bezeichnete, die derzeit allen Bereichen unseres Lebens, bei weitem nicht nur der Wissenschaft, ihren Stempel aufdrückt. Indes, während Superlative dieses Schlages im nüchtern denkenden Menschen normalerweise den Wunsch nach Konfrontation aufkeimen lassen und unsere obersten Hüter von Bildung und Wissenschaft auch sonst über Mangel an Widerspruch zu allem, was sie sagen und tun, fürwahr nicht klagen können – hier überraschte mich selbst, wieviel Zustimmung ich der Aussage auch nach längerem Nachdenken noch zu geben bereit war.

¹ Sein Name darf hier – ausnahmsweise – beiseite gelassen werden, weil die Aussage, um die es hier alleine geht, im Kern ubiquitär geworden ist.

Was daran so merkwürdig ist? Bereits ein erster Blick auf die kurze Zeitspanne, die jene ›Revolution‹ nun schon währt, enthüllt mancherlei Verwunderliches. Wie sollte auch ein so gewaltiger Umbruch so unvermittelt von einem Medium ermöglicht worden sein, dessen Erfolgchancen vor gerade mal 40 Jahren noch überaus zweifelhaft waren? »Ich habe das ganze Land bereist und mit allen Experten gesprochen«, resümierte damals einer der Chairmen des renommierten Verlags Prentice-Hall, »und ich sage Ihnen: Datenverarbeitung ist ein Modefimmel, der nicht einmal das Jahr überstehen wird!« – und kaum ein Dutzend Jahre ist es her, daß Jean-Louis Gassée, einer der Väter von BeOS², selbstkritisch spottete: »Niemand braucht wirklich einen Computer – bis zu dem Tag, an dem er einen bekommt!« Und jetzt auf einmal soll, vom selben Medium angestoßen, die »größte Umbruchsituation der gesamten Menschheitsgeschichte« gekommen sein? Immerhin hielten sich noch die meisten Epochen des historischen Menschen davon überzeugt, daß *ihre* Zeit die eines tiefgreifenden Wandels und Umbruchs sei, und erst recht wir heute sind schon fast gelangweilt, wenn nicht wöchentlich irgendein Jahrhundertereignis, ein epochemachender Fortschritt oder eine revolutionäre Erfindung gefeiert wird.³ Es bedarf also der näheren Begründung, wenn ich daran festhalte, daß der Umbruch, den wir gerade erleben, größer kaum sein könnte.

Wir sind es gewohnt, bedeutende Fortschritte und Erfindungen mit ihren Urhebern – Personen in der Regel – zu assoziieren. Über der unbestrittenen individuellen Leistung übersehen wir aber gar zu leicht, daß die gefeierten bedeutenden Fortschritte gleichermaßen Leistungen des *Kollektivs* sind. Auch die aller-

² BeOS ist ein Betriebssystem für Microcomputer, das längere Zeit als hoffnungsvolles Nachwuchstalent galt. Wer das nicht weiß, mag sich trösten: BeOS ist – wie so viele andere Dinge der kurzlebigen DV-Welt – gerade im Begriffe, den Weg alles Irdischen zu gehen.

³ Der Überflutung mit Entdeckungen ist es zu danken, daß wir – gelangweilt – die eigentlich bahnbrechenden Fortschritte kaum noch zur Kenntnis nehmen, geschweige denn angemessen würdigen können. So ging jüngst die Nachricht über die Entdeckung der bisher größten Mersenne-Primzahl, »2 hoch 13.466.917 minus 1«, 4.053.946 Stellen lang, durch einen jungen Kanadier als Resultat zweieinhalbjährigen emsigen Forschens unverständlicherweise ganz im Rauschen des Blätterwaldes unter. Im Gegensatz zu gewöhnlichen Primzahlen, die nur durch 1 und sich selber teilbar sein dürfen, ist bei Mersenne-Primzahlen die Hochzahl über der 2 ebenfalls eine Primzahl. Bisher sind erst 39 dieser besonderen Primzahlen gefunden worden. Mit Ungeduld erwarten wir die Bestimmung der vierzigsten Zahl.

größten Genies haben für ihre Arbeit das Rad nicht neu erfunden, sie alle haben lediglich von einem bereits erreichten Zustand aus nur einen weiteren Schritt nach vorn, folglich einen ›Fortschritt‹ im eigentlichen Sinne des Wortes getan. Halten wir aber fest, daß dieses Fortschreiten durch etwas Einfaches und gleichwohl Einzigartiges überhaupt erst ermöglicht wird: nämlich durch die Weitergabe, Konservierung und Verbreitung von Kenntnissen – von Individuum zu Individuum, von Generation zu Generation, von Gesellschaft zu Gesellschaft. Ohne diesen großen Wirkungszusammenhang gäbe es weder Kultur noch Zivilisation, würden wir uns heute noch auf dem Niveau unserer steinzeitlichen Vorfahren bewegen. Er ist es auch, der alle Beschäftigung mit Geschichte legitimiert *und* unverzichtbar macht: Was wir sind, ist ohne das, was wir waren, nicht zu verstehen.

Um die Weitergabe von Erreichtem möglich zu machen, mußte sich der Mensch außerhalb seiner selbst liegende ›Mittel‹ schaffen, die *Medien* nämlich, denen er die *vermittelnde* Funktion in diesem Prozeß zuwies. Die erste und ursprünglichste jener Vermittlerinstanzen ist – selbstverständlich – die *Sprache*: Sie wurde zur Grundlage und zum Motor des Informationsflusses, in einer flüchtigen Form freilich, denn zur nicht minder wichtigen Sicherung und Verbreitung des Weiterzugebenden stand dem Menschen vorerst nur das höchst unzuverlässige Medium seines Gedächtnisses zu Gebote. Den nächsten Schritt nach vorne konnte deshalb nur eine Materialisierung und Konkretisierung der Sprache bringen; er erfolgte denn auch evolutionär und konsequent in der Erfindung der *Schrift*. – Machen wir uns doch einmal so recht klar, welch ein unermeßlicher Kosmos von Entwicklungspotential für den Menschen mit dieser einen kleinen Errungenschaft aufgestoßen war: Bis dahin waren Informationen etwas überaus Flüchtliges und ihre Weitergabe zwingend an einen koordinierten Vermittlungsakt zwischen Urheber und Rezipienten gebunden gewesen; von jenem Zeitpunkt an jedoch konnten sie *konserviert*, vervielfältigt und wesentlich leichter als vorher an andere *vermittelt* werden – es bedeutete eine ungeheure Veränderung der Welt! Kultur, Zivilisation, Wissenschaft, Kunst und Technologie, alles, was wir heute darunter begreifen, wäre ohne diese elementare Voraussetzung nicht einmal in Ansätzen existent.

Über die Anfänge der Schrift können wir nur Vermutungen anstellen, was freilich den großen Denker Plato vor 2400 Jahren nicht hinderte, in seinem Dialog

Phaidros eine gleichermaßen vergnügliche wie nachdenklich stimmende mythische Verbrämung dieser Anfänge zu geben.⁴ Ich resümiere kurz: Als der ägyptische Gott Theuth neben dem Rechnen mit Zahlen, der Landvermessung, der Astronomie und einigen Spielen auch eine Schrift erfunden hat, eilt er von Stolz erfüllt zu Göttervater Thamus und stellt ihm seine Werke vor. Beide besprechen die Vor- und Nachteile jeder einzelnen Errungenschaft. Bei der Schrift aber ist sich Theuth ihres besonderen Wertes und der Zustimmung des Thamus' völlig sicher: »Dieses Medium«, so führt er enthusiastisch aus, »wird die Menschen weiser machen und ihr Gedächtnis stärken, denn es ist ein Elixier der Weisheit und der Gedächtniskraft!« – Thamus hingegen sieht die Chose sehr viel nüchterner und widerspricht:

Nein, mein Freund, umgekehrt wird's kommen. Von wegen Gedächtniskraft: *Vergeßlich* werden die Menschen werden, weil sie sich ihre Erinnerungen mit Hilfe geborgter Formen von außen holen statt aus ihrem Inneren. Und statt Weisheit werden sie sich bloß den *Anschein* von Weisheit verschaffen, weil sie mit Tausenderlei Dingen ganz leicht werden umgehen können, ohne sie wirklich verstanden zu haben!

Der Mythos von Theuth scheint mir nicht zuletzt wegen einer Besonderheit erwähnenswert zu sein: Es ist dies die heute mehr denn je aktuelle Warnung vor der Gefahr, vermehrte Hilfsmittel mit größerer Einsicht und vertiefter Erkenntnis zu verwechseln. (Man kann sich nur schwer des Eindrucks erwehren, daß Plato in seiner seherischen Kritik bereits den Einsatz der modernen IuK-Technologien⁵ antizipiert habe.) Daß der Mensch für die Vermittlung und Bewahrung von Wissen mit einem Schlag nicht mehr auf gesprochene Sprache angewiesen war, veränderte seine kulturelle und politische Welt von Grund auf, und damals wie

⁴ Plato, *Phaidros* 274 c 5 bis 275 b 4. Man sehe es mir nach, wenn ich mich mit den folgenden Überlegungen in Teilen selbst zitiere. Ausführlicher habe ich mich mit den Friktionen des aktuellen »Paradigmenwechsels« im Betrieb der Geisteswissenschaften auseinandergesetzt u. d. T.: »Das Web-Paradigma. Alte Wissenschaft im Tor zur schönen neuen Welt.« – In: *Festschrift für Klaus Gerteis zum 60. Geburtstag*, Hg. Von Angela Giebmeier und Helga Schnabel-Schüle. – Mainz 2000, S. 181 – 208.

⁵ IuK steht als Akronym für die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien.

heute hätte niemand den damit verbundenen Fortschritt in Abrede stellen wollen – erst recht nicht der Denker, Literat und *Schriftsteller* Plato. Verfehlt wäre es deshalb, den Mythos von Theuth als Invektive gegen die Schrift an sich zu deuten; seine Botschaft ist vielmehr die *Warnung vor der Fehleinschätzung und dem falschen Gebrauch* der neuen Technik.

Die Geschichte hält dazu eine fast ironische Parallele bereit, rund zwei Millennien später und nicht zufällig bei Gelegenheit der nächsten großen Erfindung, mit welcher der Mensch seinem nun schon sattem bekannten Anliegen, der Weitergabe und Konservierung von Informationen, einen neuen Impuls gab. In der Debatte um die Ablösung eben der (Hand-)Schrift durch den Buchdruck feierte eine an Theuth gemahnende überschäumende Begeisterung die Drucktechnik als kraftvollen Motor der Informationsgewinnung und -vermittlung, als Vehikel der Volksaufklärung und überhaupt als Remedium kommunikativer Probleme – unkritisch übersteigert gar bis zum »allerletzten Geschenk Gottes« und als »Quell göttlicher Weisheit«. Und auch damals erhoben sich zur Besonnenheit ratende Stimmen, welche die Gefahren beschworen, die sie in der neuen Kunst heraufdämmern sahen: die gedankenlose Überschätzung und den Mißbrauch des Neuen, die allzu bereitwillige Aufgabe wohlhergebrachter Tugenden, den Verlust von Vernunft und Reflexion.⁶

Mit der Einführung der elektronischen Medien und der weltweiten Vernetzung steht uns heute, am Beginn des dritten Jahrtausends, erneut ein tiefgreifender Umbruch bevor, eben jener, von dem schon eingangs die Rede war: Jeder kann mit jedem ohne nennenswerten Zeitverlust kommunizieren, jeder kann jedes Informationspartikelchen für jeden anderen bereitstellen. Vor zehn Jahren nur standen wir noch vor dem erheblichen Problem, daß die *Dokumentation* des Erkenntnisfortschritts nicht mehr mit dem Erkenntnisfortschritt selbst Schritt zu halten vermochte. Heute stehen wir bereits vor der Schwierigkeit, daß wir der über uns hereinbrechenden Informationsflut nicht mehr Herr werden: Nicht mehr das *Beschaffen* von Informationen ist das Problem, sondern deren ange-

⁶ Vgl. das gründliche und lesenswerte Resümee der Debatte bei Giesecke, Michael: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien.* – Frankfurt/M. 1991.

messenes Sichten, Selektieren und Verarbeiten. Wir sollten im Auge behalten, daß dies keine graduelle, sondern eine grundsätzliche Veränderung des Wissenserwerbs bedeutet.⁷

Das tut freilich der Begeisterung über die von der EDV ausgehenden paradiesischen Verheißungen keinen Abbruch, und wie es regelmäßig zu geschehen pflegt, wenn die Euphorie über ein Neues überbietet, geht damit auch diesmal die Geringschätzung des Alten, Überkommenen einher. Prognostizierten in den 70er Jahren bereits vereinzelte radikale Stimmen im Zusammenhang mit Mikrofilmen und Mikrofiches das nahe Ende namentlich des wissenschaftlichen Buches, sieht man heute selbst auf gemäßigter Seite diesen Niedergang nur noch als Frage der Zeit an. Es ist dabei nachgerade modisch geworden, das Obsolete des Buches – vielleicht aus Gründen der Pietät – mittelbar durch den Nachweis zu thematisieren, daß die Qualitäten des alten Mediums im neuen verlustfrei nachgebildet werden können – *zusätzlich* wohlgemerkt zu dessen genuinen Qualitäten. Ganz pragmatische Stimmen akzentuieren den erheblichen »Mehrwert«, der den mit Hilfe der neuen Medien publizierten Informationen durch »Vernetzung und Verlinkung«, »strukturierte Auszeichnung« und »semantische Anreicherung« zuteil wird (richtiger: zuteil werden *kann*, denn diejenigen, die für besagte Zusatzqualitäten sorgen, können ebensowohl Unfug wie Unheil in beachtlichem Umfange damit anrichten). Bemerkenswert scheint mir zu sein, daß es sich dabei um Leistungen handelt, die der menschliche Verstand bei der Verarbeitung von Texten bis vor kurzem noch ganz ohne fremde Hilfe erbrachte und die ihm künftig,

⁷ Daten sind *Informationen*, und ihre rein maschinelle Verarbeitung kann nichts anderes hervorbringen als *neue* Informationen. Dies ist nur *eine Voraussetzung* der Schaffung neuen Wissens, sein Anteil an diesem Prozeß erschöpft sich damit auch schon. Das Verkennen dieser Einschränkung führte in unserer Zeit vielfach zur unkritischen Gleichsetzung von Information und Wissen. Wer jedoch das, was er mit Hilfe der Maschine generiert, für Wissen hält, wird aus Gründen der Bequemlichkeit ständig versucht sein, die eigenen kreativen Ressourcen – Verstand, Phantasie, Kraft zu strukturieren und zu urteilen – brachliegen zu lassen. Die daraus resultierenden Risiken für Wissenschaft und Gesellschaft sollten beileibe nicht unterschätzt werden. Wir gebieten heute über ein Vielfaches der Informationen, die uns vor zwanzig Jahren zur Verfügung standen – und noch um vieles größer sind dank der Maschinen die Möglichkeiten, mit diesen Informationen zu jonglieren –, laufen aber Gefahr, mit der adäquaten verstehenden Verarbeitung dieses Rohstoffes zu Wissen in Rückstand zu geraten. Vernünftiger Umgang mit den neuen Medien setzt deshalb voraus, sich dieses Risikos immer bewußt zu sein.

im verheißenen Informations-Schlaraffenland, von Automatismen erleichtert bzw. (von fremden Gehirnen vorverdaut) abgenommen werden sollen. Wer will sich denn noch ernsthaft mit etwas Altem abgeben, wenn er Altes und Neues *gemeinsam* – zudem »besser«, »schneller«, »kostengünstiger«, »jederzeit verfügbar« und ganz besonders mit den »großartigen Perspektiven der Vernetzung« – bekommen kann?⁸

Macht es vor dem Hintergrund solch schlagkräftiger Argumente überhaupt noch Sinn, *pro libro* zu sprechen? Nicht um den Prozeß der Veränderung aufzuhalten, nein, denn unabhängig davon, wie man diese bewertet, ist die Entscheidung für die digitale Zukunft längst – und zwar irreversibel – gefallen. Die Frage ist vielmehr, ob es sachlich fundierte, objektive Gründe gibt, am Buch in seiner aktuellen Gestalt auch in der schönen neuen Welt festzuhalten.

Einschlägige apologetische Stimmen lassen sich durchaus vernehmen, und sie gebieten über ein respektierliches Argumentationsarsenal. Sie zeigen Bücher etwa in ihrer hervorragenden Rolle als Kulturträger und Kulturvermittler – ein *point de vue*, den man sich leicht zu eigen machen kann, der aber die Ansicht nicht entkräftet, daß das WWW in dieselben Funktionen eintreten könne. Daran anknüpfend ist die Abwendung vom Buch auch schon als »Memorizid«⁹, als Ver-

⁸ Wie einfach es ohne Bücher geht und daß es sogar eine der vorzüglichsten Aufgaben des Internets ist, Gedrucktes »besser und schneller zugänglich zu machen«, ist, stellvertretend für viele andere Stimmen, etwa unter dem URL www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/co/2006/5.html und unter der Überschrift »Das Ende des Buches?« heute, Anfang des Jahres 2002, nachzulesen: »[...] Die linearen Buchstrukturen sind im World Wide Web ohne weiteres abbildbar. Die meisten Texte, die sich gegenwärtig im Netz befinden, sind keine Hypertexte, sondern ganz normale Aufsätze und Bücher, die in HTML-Code konvertiert und ein wenig für das Netz überarbeitet wurden. Derzeit dient das World Wide Web in erster Linie dazu, Bücher und Aufsätze besser und schneller zugänglich zu machen. So ist es heute für einen mit dem Internet vertrauten Philosophen kein Problem mehr, sich die Werke von Immanuel Kant oder John Locke via World Wide Web auf den Bildschirm zu holen oder die Vorträge, die auf einer für ihn wichtigen Konferenz gehalten und im Netz publiziert wurden, einzusehen. – Demgegenüber stellt das eigentliche, dem neuen Medium angemessene Schreiben und Denken im Hypertext-Stil noch eine anspruchsvolle Zukunftsaufgabe dar. Schulen und Universitäten, Lehrer, Wissenschaftler und Autoren müssen darauf erst noch vorbereitet werden. Es ist zu erwarten, daß die klassischen Texte der Tradition zu diesem Zweck langfristig auch als echte Hypertexte, d. h. als durch Links verbundene Gedankennetze, zugänglich gemacht werden [...]«

⁹ Der Begriff selbst ist schon alt. Er bezeichnet jeden gezielten Versuch, Geschichte durch die Vernichtung von Schriftzeugnissen auszulöschen, wie er etwa im Rom der Kaiserzeit mit der *damnatio*

brechen am kollektiven Gedächtnis der Menschheit, bezeichnet worden – freilich ohne daß bislang bewiesen worden wäre, daß die bisher unternommenen Anstrengungen zur Vernichtung von Büchern ihre verbrecherische Absicht jemals wirklich erreicht hätten.¹⁰

Ferner wurde mit den unübersehbaren Schwächen und Defiziten der digitalen Technologien schon in gefälliger Weise zugunsten des Buches argumentiert:

Die Computerindustrie

kann von einem Datenträger wie dem Buch nur träumen:
Kleiner, leichter und robuster als jeder Laptop,
mit schärferem Schriftbild als der beste Monitor
kommt es ohne Strom aus,
ohne Abspielgeräte und ohne kurzlebige Systemsoftware.
Konfiguration und Bedienung sind simpel,
und der Benutzer ärgert sich weder
über langwierige Systemstarts noch über unerklärliche Abstürze.
Wer würde sich schon mit der Maus
durch die hundert Gesänge der »Göttlichen Komödie« schaufeln
oder »Tausendundeine Nacht« vor dem Bildschirm verbringen?¹¹

memoriae, der Tilgung des Namens mißliebiger Personen aus Inschriften, praktiziert wurde. Die Benennung des Sachverhalts mit »Memorizid« hingegen (die Assoziation zum »Genozid« ist zweifellos beabsichtigt) scheint mir auf eine rezente Namensgebung zurückzugehen: Sie wurde m. W. 1993 von dem spanischen Schriftsteller Juan Goytisolo geprägt, als dieser die Zerstörung der National- und Universitätsbibliothek von Bosnien-Herzegowina in Sarajevo durch gezielten Beschuß serbischer Artillerie anprangerte (vgl. Goytisolo, Juan: »Cuaderno de Sarajevo 5: El memoricidio.« In: *El País*, 27. Aug. 1993, S. 12 f.; Hinweis bei: Werner, Thomas: »Vernichtet und vergessen?« Bucherverbrennungen im Mittelalter.« In: *Memoria als Kultur*. Hg. v. Otto Gerhard Oexle. – Göttingen 1995, S. 149–184, hier: S. 149). Allgemeiner zu den Risiken, welche eine umfassende Digitalisierung jedweden Textes für Geschichte und Geschichtsbewußtsein mit sich bringt, habe ich mich im »Web-Paradigma« (s. Anm. 4), dort im Abschnitt »Gefahren für unsere Geschichte«, S. 186–191, geäußert.

¹⁰ S. auch dazu den lesenswerten Beitrag von Werner: »Vernichtet und vergessen?« (Anm. 9).

¹¹ Der Autor dieses hübschen Aperçus möge mir verzeihen, daß ich ihn nicht mehr als Quelle nennen kann. Ich meine mich zu erinnern, diese Zeilen vor einigen Jahren aus dem *ZEITmagazin*, vielleicht auch aus einem Feuilleton der Süddeutschen Zeitung notiert zu haben; eine präzisere Referenz kann ich in meinen Unterlagen nicht auffinden.

Zweifellos eine gelungene Apologie des Buches, die sich aber durch den unwidersprechlichen Einwand verwässern läßt, daß das rasante Fortschreiten der Technik in nicht allzu ferner Zukunft für die Nivellierung des hier akzentuierten »Qualitätsgefälles« sorgen dürfte. Die rhetorisch gemeinte Frage, wer denn wohl »Tausendundeine Nacht vor dem Bildschirm verbringen würde«, läßt sich heute jedenfalls schon anders beantworten als intendiert: »Es sind erstaunlich viele!«

Daneben finden sich auch nüchterne, unpräntentöse Versuche, das Buch zu charakterisieren:

- als bewährtes, überaus ergonomisches Produkt,
- ausgezeichnet durch hochentwickelte Optik und Haptik,
- beruhend auf robuster und ausgereifter Technik,
- benutzbar unabhängig von jeglicher Technologie,
- außerdem oft kunstvoll gestaltet und von dauerhaftem Wert.

Aber selbst diese gewichtigen Vorteile beruhen eben auch auf Kriterien der Ästhetik und des subjektiven Geschmacks oder sagen zumindest nichts darüber aus, ob es nicht doch ein digitales Substitut für sie geben könne. Allein die Unabhängigkeit von jedweder Technologie ist ein konkurrenzloses Argument – doch sie allein überzeugt in unserer technikbegeisterten Welt nur wenig.

Kurzum: Von einer erschöpfenden Behandlung der Frage, erst recht von einer befriedigenden Antwort ist diese Debatte noch weit entfernt. Es erscheint mir daher nützlich, zum weiteren *brain storming* zwei Argumente beizusteuern, die ich in dieser Form bisher nicht thematisiert gefunden habe. Sie handeln von Funktionen namentlich des wissenschaftlichen Buches, die ich ebenso für wesentlich wie auch für unersetzlich halte.

Von den Grenzen grenzenloser Publikation

Es ist schon ein Kreuz mit dem herkömmlichen wissenschaftlichen Publizieren: Nicht genug der Arbeit mit dem Schreiben des Buches, nein, dann folgt noch das Antichambrieren bei Verlegern und Herausgebern, nicht selten der Verzicht auf Honorar, das Betteln bei Stiftungen um Druckkostenzuschüsse (um von den oft genug fälligen Beiträgen aus eigener Tasche gar nicht zu reden) und schließlich

das nicht enden wollende Prozedere der eigentlichen Drucklegung – all das läßt im fruchtbaren Wissenschaftler früher oder später den Verdacht keimen, daß dieses alte System sich längst selbst überlebt haben müsse. Erscheint dann noch das Werk in verschwindend kleiner Auflage zu überhöhtem Preis, erreicht die Frustration ihren Höhepunkt, denn damit ist's ausgemacht, daß die Botschaft ihre Adressaten nicht (oder wenigstens nicht im gewünschten Umfange) erreicht.

Kein Wunder also, daß die Möglichkeit der grenzenlosen, verzögerungsfreien und kostengünstigen Publikation, wie das World Wide Web sie seit einiger Zeit offeriert, so begeisterten Zulauf zu verzeichnen hat. Und wie nicht anders zu erwarten, schlug die Schwärmerei für das neue Medium auch schon binnen kurzem über die Stränge: Unlängst war auf einer Tagung, die ich besuchte, zu hören, daß künftig überhaupt nur noch diejenigen Disziplinen, die im Internet präsent seien, wissenschaftlichen Rang für sich reklamieren könnten.

Daß eben jenes ungehinderte Publizieren auch Schattenseiten haben könnte, habe ich demgegenüber noch kaum ventiliert gefunden. Und das überrascht nicht wenig, denn beim näheren Hinsehen entpuppt sich das so viel gepriesene Internet als eine Art gigantischer Bahnhofskiosk: schrill, bunt, pornographisch, mit Werbung überfrachtet (durch die es sich größtenteils finanziert) – und schier unglaublich seicht. Vor Jahren amüsierte sich kein Geringerer als Umberto Eco im *ZEITmagazin* darüber, daß irgendjemand im WWW dem staunenden Publikum Einblick ins eigene Gedärm gewährte. Unterdessen dürfte ihm das Amüsement über vereinzelte Skurrilitäten im Halse stecken geblieben sein, denn das bloße Volumen der Schludrigkeiten, Platitüden, Hirngespinnste und sonstigen Erzeugnisse intellektueller Flatulenz, die mit großem Ernst und noch höherem wissenschaftlichen Anspruch im Web präsentiert werden, hat seitdem erdrückende Dimensionen gewonnen. – Demgegenüber ist das überraschende Phänomen zu beobachten, daß im Internet Publiziertes bereits *ipso facto* hohe und höchste Dignität genießt – analog zur auch sonst oft begegnenden und völlig unbegründeten anthropomorphen Überschätzung aller Ergebnisse, die von Computern ausgespuckt werden. Es sei in keiner Weise bestritten, daß im Web auch Wichtiges, ja sogar Bedeutendes zu finden ist, aber in der Masse des Unfugs fällt die Orientierung und mit ihr eine der bedeutendsten Aufgaben des Intellekts, die wertende

Selektion, immer schwerer. Erwin Chargaff klagte 1983, bemerkenswerterweise ohne das Internet zu kennen:¹² »Denken heißt Auswählen, heißt Verwerfen, aber unsern heutigen Wissenschaften ist alles gleich lieb, wenn es nur publiziert werden kann.«

Sein »Auswählen« war vernünftigerweise noch als Appell an die *Selbstbeschränkung* der Autoren *im Vorfeld* der Publikation gedacht, denn das »Verwerfen« *nach* derselben setzt beim Rezipienten Mühe und Mündigkeit in einem Maße voraus, das nur als lächerliche Illusion bezeichnet werden kann. Die Erfahrung lehrt ja, daß nichts Veröffentlichtes verschroben genug ist, um nicht doch gläubige Anhänger zu finden. Chargaffs Urteil über traditionelle Publikationsformen und das amerikanische *publish or perish* war noch geprägt von vielem *veröffentlichten* Unsinn; er wußte dabei nichts (oder vielmehr: konnte nichts wissen) von der Unmenge desjenigen Unsinn, der in der Vergangenheit infolge wenig gewürdigter Filterfunktionen des herkömmlichen Veröffentlichungsverfahrens dem Publikum *erspart* geblieben war. Indes, was vorher nur gemutmaßt werden konnte, steht jetzt im Web erstmals der quantifizierenden Erhebung offen. Diese zeigt, von welcher grundsätzlicher Bedeutung es ist, daß außer dem Autor selbst noch mindestens *eine* weitere unabhängige Instanz darüber befindet, ob sein Werk veröffentlicht werden sollte oder nicht.

Von solchen Instanzen kannte das althergebrachte Verfahren immerhin einige: Kein Verleger konnte es sich schließlich leisten, irgendein Manuskript ungeprüft zu veröffentlichen, also schaltete er zumindest einen Lektor, vielleicht auch einen Gutachter und einen Herausgeber ein;¹³ mußte das Buch fremdfinanziert werden, war es außerdem noch seitens der fördernden Stiftung einer Begutachtung unterworfen. Selbst die Beiträge für Zeit- und Festschriften hatten einen solchen Genehmigungsprozeß beim Redakteur, dem Herausgeber bzw. dem Editorial Board der Zeitschrift zu durchlaufen. Mag sein, daß dabei hin und wieder

¹² Vgl. Chargaff, Erwin: *Kritik der Zukunft*. – Stuttgart 1983, 5. Aufl. 1998, hier: S. 49. Das Buch sei trotz seiner unbedingt pessimistischen Haltung (die ich nicht ganz teilen kann) und trotz des Primats, den der Autor dem scharfsinnigen Aperçu vor dem systematischen Zugriff einräumt, als ungemein anregende Lektüre empfohlen.

¹³ Selbst die für Quick-'n-Dirty-Publikationen verschrieenen Dissertationsverlage können in dieser Hinsicht zumindest noch die beiden Gutachter der Arbeit vorweisen.

auch weggefiltert wurde, was der Veröffentlichung wert gewesen wäre, aber im Ganzen hat sich dieses Selektionsverfahren bestens bewährt. Wer dem zustimmt, muß es mit mir für zweifelhaft halten, daß sein vollständiger Wegfall im Web sich bewähren wird.

Zwei Kleinigkeiten, die ich für *so* klein gar nicht halte, verdienen hier noch zumindest marginale Erwähnung: Erstens kann die Katalysatorwirkung eines Verlages auf Sprache und Schreibkonventionen nicht hoch genug veranschlagt werden. Ich bemerke dies weniger vor dem Hintergrund dessen, was mir etwa schon von Seiten eines Lektors zur Korrektur abgefordert worden wäre, sondern *e negativo* mit Blick auf die unsäglichen Verstöße gegen jede sprachliche Norm, die im Web allenthalben begegnen und die in dieser Quantität und Qualität in Büchern nicht zu finden sind. Zweitens mochte es für den potentiellen Leser von nicht unerheblichem Interesse sein zu erfahren, bei welchem Verleger das Buch bzw. in welcher Zeitschrift der Aufsatz erschienen war. Ob bei Duncker & Humblot in Berlin, bei frommann-holzboog in Bad Cannstatt, bei Herder in Freiburg, bei Klett in Stuttgart, bei Peter Lang in Frankfurt/M. oder bei Olms in Hildesheim – dem Kundigen gestattete diese Information noch stets auch eine erste grobe Einschätzung des Buches nach Reputation und Inhalt; mit Aufsätzen und Zeitschriften verhält es sich ganz ähnlich. Selbst diese erste kleine Orientierungshilfe gibt es im WWW, in dem das meiste sozusagen im Selbstverlag erscheint, nicht mehr.

Als weiterer großer Vorteil der Web-Publikation gilt, daß es endlich, endlich möglich ist, »work in progress« – der Newspeak-Begriff umgeht mit Vorbedacht das pejorativ belastete Wort »Unfertiges« – zu veröffentlichen. Allzu lange mußte die Wissenschaft bisher oft auf ein Buch oder den Abschluß eines Projektes und damit auf Zugang zu den Ergebnissen warten, jetzt kann der Autor – wenn er will – sich jederzeit über die Schulter blicken lassen. Wichtige, anderwärts vielleicht dringend benötigte Informationen, die sonst noch auf Jahre hinaus verschlossen blieben, können im WWW nun allgemein abgerufen werden.

Ich will gar nicht den Versuch machen, die damit verbundenen Vorteile zu bestreiten. Aber es stimmt mich nachdenklich, daß plötzlich als *virtus* gerühmt wird, was ehemals auch schon als *vitium* galt. Wer bisher seine Forschungsergebnisse in Druckerschwärze gerinnen lassen wollte, mußte sich disziplinieren. Der Druck

des Buches war ein Endpunkt, zu dem die Arbeiten abgeschlossen sein und die Ergebnisse fertig vorliegen mußten. Diese Zäsur sorgfältig, verantwortungsbewußt und überzeugend zu setzen, war *Bestandteil* der wissenschaftlichen Leistung. Selbstverständlich kann er das auch bei der Web-Publikation sein, doch geht andererseits von der mit dieser verbundenen Chance auf ständige Nachbesserung geradezu eine sirenenhafte Verlockung zu Schlamperei und fugitivem Verhalten aus. Die vielen Unfertigkeiten, Präliminarien, Baustellen und gar Ruinen unter den Web-Publikationen legen davon beredtes Zeugnis ab. Wirklich gute, abgeschlossene, vorbildliche Veröffentlichungen sind hingegen (noch) Mangelware.

Überhaupt wird man zur Trennung von Spreu und Weizen die Maßstäbe ändern müssen, denn der *Fehler*, der doch ein zentrales Kriterium jeder Beurteilung sein sollte, steht im Begriffe, zu einem eigenartigen Zwitterwesen zu mutieren: Ein Fehler ist im Web eigentlich kein solcher mehr, denn sein Urheber kann ja stets darauf verweisen, daß er diese Stelle noch nicht abschließend bearbeitet habe und die Schwachstelle selbstverständlich noch ausbessern werde. Optimisten mögen dies als Chance auf einen dialektischen Prozeß verstehen, der letztlich zu einem »besseren« Ergebnis führt, während die Pessimisten die daraus resultierende Flickschusterei beklagen, bei der sie die individuelle Leistung auf der Strecke bleiben sehen. Die Zukunft wird zeigen müssen, welche Sichtweise recht behält, doch für jetzt jedenfalls ist im Web ein krasses Mißverhältnis zwischen vollmundigen Absichtserklärungen und gebotener Leistung zu konstatieren.

Vom Wert der Fußnote

Im Zusammenhang mit der Internetpublikation sehe ich noch ein weiteres Problem. Das System unserer modernen Wissenschaft ist ein referentielles. Gemeint ist damit – da es weder möglich noch sinnvoll ist, jedesmal das Rad neu zu erfinden – die unvermeidliche Notwendigkeit, sich für die eigene wissenschaftliche Arbeit auf Ergebnisse älterer Arbeiten zu beziehen. Sich dieser Notwendigkeit zu unterwerfen, ist nicht bloß ein konventioneller Schnörkel, ein längst seiner Funktion entkleideter Wurmfortsatz überholter wissenschaftlicher Praxis,

sondern eine der Säulen, auf denen Verifikation und – wichtiger noch – *Falsifikation* von Thesen und Ergebnissen ruhen. Von derselben elementaren Bedeutung ist ferner, daß jener Rückbezug nur dann seinen Zweck erfüllt, wenn er auf etwas Statisches verweist, einen definierten Fixpunkt gewissermaßen, der für den Leser genau so nachvollziehbar sein muß: *Bücher*, die immerhin Jahrhunderte alt werden können, sind geeignete Fixpunkte dieser Art, weshalb wir es uns aufgegeben haben, nicht bloß einen Autor zu zitieren, sondern außer dem Titel seines Buches auch Auflage, Jahr und Seitenzahl präzise anzugeben. Niemand, der mit beiden Beinen in unserem Wissenschaftsbetrieb steht, wird den Sinn dieser Einrichtung in Abrede stellen.

Diese Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Redlichkeit wird es bei reiner WWW-Publikation nicht mehr geben. Der Grund dafür ist, daß es im Web keine Fixpunkte gibt, auf die wir uns beziehen könnten. Die Web-Adresse (bzw. der sog. URL¹⁴) bezeichnet keinen statischen Zustand, sondern ist bestenfalls einer Bibliothekssignatur vergleichbar. Was genau an dieser Stelle zu finden ist, ist jederzeit ganz ins Belieben des Webseiten-Betreibers gestellt. Typischerweise zeigt ein Drittel sämtlicher URLs binnen Jahresfrist ins Leere (mit steigender Tendenz), was nur besagt: den »Machern« ist die Zeit, die Lust oder das Geld ausgegangen, und die Informationen, die bei ihnen zu finden waren, haben sich damit gleichermaßen in nichts aufgelöst. Seitenzahlen oder vergleichbar Referenzierbares gibt es bei Web-Dokumenten ohnehin nicht, und selbst wenn es sie gäbe, wären sie ohne Wert, weil selbstverständlich jeder Web-Publisher das Recht hat, an seinen Dokumenten zu ändern, zu streichen und zu ergänzen, was immer und wann immer er will. Dagegen hilft auch nicht, mit der Referenz das genaue Datum und die Uhrzeit des Dokuments zu protokollieren, denn den »alten« Zustand gibt es ja seit der Änderung nicht mehr, so daß auch eine Verifikation nicht mehr möglich, die Referenz mithin sinnlos geworden ist. Es wäre nicht einmal ein Remedium, eine Downloadkopie¹⁵ des Web-Dokuments selbst aufzubewahren,

¹⁴ URL = Unified [auch »uniformed« bzw. »universak«] Resource Locator, zu finden meist in der Form »http://www.xyz.com«.

¹⁵ *Sit venia verbo*: Gemeint ist mit »Download« das »Herunterladen« eines Internet-Dokumentes auf die eigene Festplatte zur dortigen Aufbewahrung.

denn das Dokument wäre, anders als Bücher in Bibliotheken, zum einen in dieser Form beliebig manipulierbar und zum anderen nicht mehr an neutraler Stelle überprüfbar, insgesamt also nicht im erforderlichen Maße beweiskräftig.

Einige wenige Betreiber von Internet-Zeitschriften haben dieses Problem erkannt und dokumentieren »eingefrorene« Zustände ihrer Ausgaben. Aber dies sind äußerst seltene Ausnahmen, die überdies auf solche Fälle beschränkt sind, in denen wie bei der traditionellen (Buch-)Veröffentlichung außer dem Autor noch jemand anderer Mitverantwortung für die Publikation übernimmt. Sie haben, verglichen mit der Masse der sonstigen Webpublikationen, keinerlei Bedeutung. – Gelegentlich war außerdem von Versuchen zu hören, »Gesamtabzüge« des Internets (gemeint sind punktuelle Kopien *aller* Informationen im WWW, fotografischen Momentaufnahmen vergleichbar) in festen Zeitabständen zu konservieren. Ein solches Unterfangen ist nach meiner Überzeugung angesichts des ungeheuren Datenaufkommens im Web¹⁶ von vornherein zum Scheitern verurteilt, aber selbst wenn es gelänge, könnte das Datenvolumen nicht mehr auf Platten, sondern nur noch auf Magnetbändern untergebracht werden. Doch für diese gilt ein anderes Bedenken: ihre Haltbarkeit ist im Vergleich zu Büchern kaum erwähnenswert. Und selbst wenn diese beiden Einwände sich als gegenstandslos erwiesen, wäre nichts damit gewonnen: Besagte Bänder würden in irgendeinem Archiv verstauben, womit die auf ihnen gesicherten Informationen für den Durchschnittsbenutzer – der bisher, nach guter Gewohnheit, einfach mehrere Male pro Tag zum Nachschlagen in die Bibliothek ging – ebenfalls nicht mehr erreichbar, faktisch also nicht existent wären.

¹⁶ Die Gesamtmenge aller aktuellen Webseiten wurde vor zweieinhalb Jahren auf ca. 800 Millionen geschätzt (vgl. c't, 15/1999, S. 24, nach einer Querschnittsstudie von Steve Lawrence und Lee Giles [www.wwwmetrics.com]), was auf eine reine Textmenge – incl. HTML-Codes – von ca. 1,5 bis 2 Terabyte (1 TB = 1000 Gigabyte) schließen ließ. Heute, im Jahre 2002, dürften es bereits 3,5 bis 4 TB sein. Mit allen Programmskripts, Graphiken und Multimediadateien, bes. Musik- und Filmdateien, muß dieses Volumen klarerweise noch einmal um vieles größer veranschlagt werden. Datenmengen solcher – übrigens weiterhin exponentiell steigender – Größenordnungen, die ja für ein Projekt wie das genannte wenigstens täglich gesichert werden müßten, lassen sich weder mit den herkömmlichen Netzstrukturen noch mit den aktuellen Massenspeichern handhaben.

Schluß

Das Resümee aus der skizzierten Problematik ist ein simples: Wesentliche Funktionen des Buches namentlich in der wissenschaftlichen Welt lassen sich – wohl auch auf lange Sicht – nicht befriedigend digital substituieren. Es wäre kurzsichtig zu verkennen, daß unsere Zukunft digital sein wird, aber die Begeisterung über den daran gekoppelten, in seiner Vielfalt nicht abzuschätzenden Perspektivenreichtum darf nicht dazu verführen, das Überkommene radikal über Bord zu werfen. Der eingangs postulierte vernünftige Gebrauch der neuen Medien kann nur darin bestehen, daß man sie komplementär *an die Seite* der bewährten alten – und nicht an deren Stelle – treten läßt. Im Grunde ist das bereits die Forderung, die Plato im Theuth-Mythos schon vor 2400 Jahren erhoben hat. Noch einmal vereinfacht läßt sie sich aber auch auf den Nenner einer sehr viel jüngeren Anekdote bringen (die offenbar gut verbürgt ist, die ich aber für meine Zwecke nicht besser hätte erfinden können):

Als der spätere Kaiser Wilhelm I., damals noch Kronprinz, einmal die Bonner Sternwarte besuchte, fragte er den Direktor, der ihn führte, mit einem leutseligen Blick in die Runde seines Gefolges: »Na, mein lieber Argelander, was gibt's denn Neues unter den Sternen?« – »*Neues?*« fragte daraufhin der liebe Argelander, baß erstaunt, zurück, »Kennen königliche Hoheit denn schon das *Alte?*«

Editor als Beruf

Hans-Gert Roloff

I

In den letzten dreißig Jahren hat in fast allen geisteswissenschaftlichen Fächern das Editions Wesen in Theorie und Praxis einen ungeahnten Aufschwung genommen, so daß ängstliche Wissenschaftsgemüter – nicht nur im Ausland! – die bange Frage stellten: Müssen wir das alles auch noch lesen und verarbeiten? Und sie rieten dazu, den editorischen Bemühungen Einhalt zu gebieten.

Aber statt dessen nimmt die Welle der Editionen nur zu. Das ist keine Mode mehr, die bald wieder verebbt, sondern dahinter stehen die Signale einer Umorientierung in den Geisteswissenschaften insgesamt: das Vertrauen in Meinungen *über* Texte ist durch die ideologischen Implikationen der Referenten in Skepsis umgeschlagen. Man möchte die Basis, d. h. den bis dahin nur schwer zugänglichen Text, zur eigenen Kenntnis und Bewertung verfügbar haben.

Genügte früher eine angesehene Monographie über einen Autor des 17. Jh. zum Beispiel, um dessen Positionen gemäß Referent in die Literaturgeschichte zu integrieren, so ist heute die Textausgabe nötig – und dabei zeigt sich nicht selten, daß man die Texte heute ganz anders liest, als es damals der Referent getan hat. Mit anderen Worten: Editionen tragen zur Korrektur historischer Bilder bei.

Die Skepsis gegenüber tradierten Meinungen und Ansichten hat insgesamt zum Interesse am Schrifttum weitester Provenienz geführt und die durchaus begrüßenswerte Forderung erhoben, im Sinne des erweiterten Literaturbegriffs möglichst viele neue Quellen zugänglich zu erhalten. Diese Quellen sollen und müssen in ihrer Textqualität philologisch-wissenschaftlich konstituiert und in ihrer Kommentierung sachlich erschlossen sein.

Unser Standpunkt dürfte heute folgender sein: Ohne eine fortschreitende Expandierung unserer geschichtlichen Grundlagen kommen wir bei der Bildung von Historie nicht mehr aus. Jede neue Edition ist ein neuer Aspekt.

Freilich hat das nun einen Haken bekommen: Wir können es uns wirtschaftlich nicht mehr leisten, vom selben Objekt, sei es Werk oder Autor, mehrere Ausgaben für unterschiedlich imaginierte Leser zu erstellen. Die traditionelle editorische Antinomie von Lese-Ausgaben und historisch-kritischen Ausgaben beruht auf einem institutionellen Irrtum. Der Text, der nach dem Tod des Autors und damit nach dem Ende seines Einflusses auf seinen Text erscheint, hat mit Rücksicht auf seine Leser in jeder Hinsicht textphilologisch optimal und einwandfrei zu sein, abgesehen davon, was man der Textedition als editorische Beigaben zuordnen möchte – aber dafür interessieren sich nur verhältnismäßig wenige Leser!

Und damit sind wir beim Problem: das Editions Wesen birgt heute so viele Fragen und Auflagen, daß es zu seiner wissenschaftlichen Konstituierung kommen mußte: Die Editions wissenschaft ist die Lehre vom Edieren von Texten aller Arten und aller Fächer; sie bezieht sich nicht nur auf sogenannte wissenschaftliche Ausgaben – im vermeintlichen Gegensatz zu nichtwissenschaftlichen Ausgaben, was ein Nonsense ist, denn jede Art von Edition verlangt Kenntnis im Umgang mit Texten und den Problemen ihrer Publikation.

Die Antinomie wissenschaftliche – nichtwissenschaftliche Edition ist deshalb falsch. Würde man das früher erkannt haben, gäbe es nicht so viele schlechte Ausgaben, die vorgeblich durch bessere ersetzt werden müßten. Der Grund dafür scheint mir zu sein, daß ein Mangel an editions wissenschaftlicher Ausbildung, ja an entsprechenden Kenntnissen überhaupt, besteht. Deswegen haben die geisteswissenschaftlichen Fächer die systematische Erschließung ihrer Quellen nicht nur zu pflegen, sondern vor allem auch zu lehren.

Freilich: Editions wissenschaft im akademischen Unterricht hat ein Janus-Gesicht, dessen Seiten man nicht verwechseln darf: Die eine Seite ist auf die kreative Konstitution von Textausgaben mit wissenschaftlichen Beigaben gerichtet, die andere auf die Unterweisung, *wie* solche Textausgaben zu benutzen und auszuwerten sind. Der erste Aspekt ist ein umfangreiches Lehr- und Forschungsgebiet, der zweite Aspekt gehört in jedes literaturwissenschaftliche Proseminar.

II

Die wissenschaftliche Bedeutung angemessener Quellenedition und Quellenerschließung und das seit längerer Zeit stark anwachsende Interesse daran – und zwar unter den gegensätzlichen Aspekten von ›Produktion‹ und ›Rezeption‹ – lassen es mindestens für die ›großen‹ Universitäten schlicht zur Pflicht werden, editionswissenschaftliche Studiengänge einzurichten, und zwar in interdisziplinärer Orientierung. Die Geisteswissenschaften haben mit einem solchen speziellen Lehr- und Forschungsgebiet eine weitere seltene Gelegenheit mehr, ihren Absolventen durch diese Spezialausbildung Wege in die Berufspraxis zu ebnet. Vor allem im Bereich des Verlagswesens bietet sich eine vorzügliche Chance, die Probleme von Wissenschaft und Wirtschaft zum Ausgleich zu bringen. Die Vorteile auf beiden Seiten dürften nicht gering sein.

Der wissenschaftlich ausgebildete Editor, um den es in den folgenden Ausführungen geht, ist keine editorische Hilfskraft, sondern ein Wissenschaftler, der *innovativ* und *kreativ* veranlagt ist und der mit dem nötigen Problembewußtsein umsichtig und verantwortungsvoll geschichtliche Quellen im Sinne der Grundlagenforschung erschließt. Hohe Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit und hohes Verantwortungsmaß gegenüber der auswertenden und systematischen Wissenschaftstätigkeit bestimmen sein Tun.

Machen wir uns zunächst ›ein virtuelles Bild‹ dieses wissenschaftlich ausgebildeten ›Editors‹ in seinen möglichen Tätigkeitsbereichen:

Für die Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge dürfte diese Spezifizierung ein Novum sein, denn herkömmlicherweise sind die Tätigkeitsbereiche unserer Absolventen Schule – Bibliothek – Wissenschaftsinstitutionen – Kulturbetrieb – Verlagswesen (Lektor) – Medien. Erfahrungsgemäß können die Absolventen in diesen Bereichen der Praxis ihre wissenschaftlichen Kenntnisse nur nach meist irritierenden Transmissionen zur Anwendung bringen.

Beim Editor dürfte das etwas anders liegen: seine editorische Spezialisierung ist eine Zusatzqualifikation, die auf ein solides Fachstudium aufgebaut werden kann oder ggf. teilweise dazu parallel läuft. Ohne ein umfassendes Fachstudium bleibt allerdings dieser qualifizierende Studiengang ohne Effizienz.

Der Editor im praktischen Beruf braucht die wissenschaftlichen Fach- und die detaillierten Spezialkenntnisse in vollem Umfang, andernfalls kann er die ihn erwartenden Probleme nicht lösen und keine verantwortbaren Entscheidungen in seinem Arbeitsfeld treffen.

Gehen wir von virtuellen Berufsfeldern von Editoren aus und überlegen wir, wo diese Spezies am sinnvollsten tätig sein kann; diese Fach- *und* Spezialkenntnisse sind in folgenden Tätigkeitsbereichen notwendig:

1. Tätigkeitsfeld in der Wirtschaft / im Verlag

Die Aufgaben, die hier auf einen Editor zukommen, dürften folgende sein:

- Entwicklung von Editionsprogrammen mit Wissenschaftlern
- Aufstellung der Prinzipien für die Editionsvorhaben
- kritische Sichtung von vorgelegten Manuskripten und ggfs. Überarbeitungsvorschläge
- Verhandlungen zum Ausgleich zwischen dem wissenschaftlichen Bedarf und den Verlagsintentionen
- Betreuung und kritische Beurteilung von vorgelegten Editionsprojekten in wissenschaftlicher, publizistischer, inhaltlicher, struktureller, formaler Hinsicht
- Entscheidung über die Brauchbarkeit und Qualität der vorgelegten Projekte, Manuskripte usw.
- kritische Betreuung der Edition von Forschungspublikationen und Publikationsorganen
- Fragen der Ausstattung (Illustrationen), der Formatierung, der Editionsarten
- Kenntnis der Herstellungsverfahren
- Kenntnis der Rechtsverhältnisse der verlegerischen Tätigkeit: Autorenrecht, Verlagsrecht, Publikationsrecht, Vertragsrecht usw.
- außerdem sind Grundkenntnisse betriebswirtschaftlicher Verfahren erforderlich

2. Berufsfeld in der Wissenschaft: Institutionstätigkeit

- Editionsarbeiten im bestimmten Fachrahmen (Voraussetzung: solide Kenntnisse des Faches und seines Umfeldes, philologisch-sprachliche Fähigkeiten im Editionsgebiet)
- Versiertheit mit Editionsverfahren und Textverarbeitung
- breite historische Sachkenntnisse über das Umfeld des Editionsprojekts und seiner Epoche (Kommentierung!)
- Kreativität für innovative Projektvorschläge

3. Editorische Teiltätigkeit

Sie wird meistens wahrgenommen von Wissenschaftlern, die auch bereit sind, Quellen zu edieren und zu erschließen, aber dies nicht hauptsächlich betreiben. Auch für sie ist die Ausbildung des Editors ein großer Vorteil, ja eigentlich eine Notwendigkeit.

- der Editor in Nebentätigkeit: er realisiert eigenverantwortlich Editionsprogramme im Rahmen der editorischen Grundlagenforschung in Kooperation mit Verlagen. Voraussetzung ist die Beherrschung der ganzen Tabulatur des modernen Editionswesens und die Möglichkeit zu sachgerechter Diskussion mit dem entsprechend versierten Verlagsvertreter. Erfahrungsgemäß wird es immer zu Kompromissen zwischen editorischem Individualbegehren und verlegerisch-wirtschaftlicher Plausibilität und Brauchbarkeit kommen.
- Tätigkeit eines ausgebildeten Editors als Rezensent bzw. Gutachter von Editionen

4. Hochschulbereich

Es ist anzunehmen, daß in Zukunft im Hinblick auf den Praxisbezug dieser Ausbildung davon auszugehen ist, daß es auch einige Hochschullehrer für Editions-

wissenschaft gibt, die neben ihren Lehrverpflichtungen auch die Leitung von Projektgruppen usw. zu übernehmen haben.

III

Die wissenschaftliche Ausbildung des Editors ist im Hinblick auf die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung, die das Editions Wesen in den letzten dreißig Jahren gewonnen hat, eine Aufgabe der Universität und des akademischen Unterrichts geworden. Sie gehört in das wichtige Lehr- und Forschungsgebiet der geisteswissenschaftlichen Grundlagenforschung, das leider auch noch nicht seine wünschenswerte Entfaltung erfahren hat: Lexikographie, Bibliographie, Realienkunde – um nur die großen Zentralgebiete zu nennen.

Seit etwa zehn Jahren gibt es in Deutschland Versuche, Edieren zu lehren – wenn auch in unterschiedlichen Ansätzen: so in Osnabrück als Studiengbiet, allerdings nur bezogen auf die Neuere Deutsche Literatur; in Hamburg gab es einzelne Lehrveranstaltungen, ebenfalls nur auf die Neuere und Neueste Literatur bezogen; München hat ein temporäres interdisziplinäres Graduiertenkolleg ›Textkritik‹ eingerichtet. In Berlin (FUB) besteht ein offizieller interdisziplinärer Studiengang ›Editionswissenschaft‹ seit dem Wintersemester 1995/96. In einem Turnus von vier Semestern und entsprechenden Ergänzungsveranstaltungen werden die Grundlagen des Editions Wesens in Theorie und Praxis zu vermitteln gesucht. Die Erfahrung aus drei Durchgängen zeigt, daß einerseits zwar den Studenten neue Fachaspekte geboten werden, die bisher nicht thematisiert wurden, andererseits aber die seinerzeit von der Administration verfügte rigide Beschränkung auf eine Obligatorik von 4×4 Semesterstunden – trotz der Ergänzung durch Projektpractica – zu wenig Zeit läßt, um die Spezifica in gebotenen und verantwortbarem Umfang zu thematisieren.

Es wäre wünschenswert, wenn in Zukunft der Studiengang sinnvoll ausgeweitet werden könnte.

Man muß sicherlich berücksichtigen, daß der Studiengang Editions Wissenschaft in didaktischer Hinsicht ein Novum ist, das aus den sich nach und nach einstellenden Erfahrungen eine weitere Auffächerung und Intensivierung mit

sich bringt. Bisher haben die Editoren aus der Verbindung von Theorie und der Analyse praktischer Editionsprojekte ihre Arbeitskriterien bezogen – nur wenige haben über das, was sie tun, reflektiert. So ist die editorische Systemvielfalt, die sich uns in den letzten Jahrzehnten bietet, recht buntscheckig und wenig geeignet, unkomplizierte Hilfestellung für die Quellenauswertung zu bieten. Auch hierin wären von einem editionswissenschaftlichen Zentrum aus richtungsweisende Impulse zur Orientierung und zu modellhaften Verfahrensweisen zu erwarten. Daß sie in Richtung einer Vereinfachung zielen sollten, scheint mir wünschenswert – freilich ohne Verlust an formaler Information und an Signalen, die aus der Textgenese abzulesen sind. Die bisherigen Versuche, zu einem vereinheitlichten System zu kommen, und sei es auch nur im Gebrauch der editorischen Zeichen, sind allesamt gescheitert – sehr zum Nachteil der Leser, die bei fast jeder Edition auf eine editorische Symboltechnik *sui generis* stoßen!

Ausgesprochen *gefährlich* für die Ausbildung und die spätere Berufstätigkeit dürfte eine nicht selten geforderte Beschränkung sein – z. B. vom Blickpunkt der Germanistik aus auf die »neugermanistische Editionswissenschaft«. Das germanistische Editions Wesen – wenn man das so bezeichnen will – ist schon aus Gründen der literarischen Überlieferung umfassend; wer darin qualifiziert sein möchte, muß ebenso die Verfahrensweisen in der mediävistischen und mittleren Literatur wie in der mittellateinischen und neulateinischen beherrschen. Für den berufstätigen Editor ist das m. E. eine Selbstverständlichkeit. Nur Editionsverfahren für Texte alter oder neuer Provenienz, für Texte der klassischen Literatur usw. zu lehren, ist zu eng und schränkt die späteren Entscheidungsmöglichkeiten des berufstätigen Editors ein. Für ihn ist es erforderlich, über das ganze Gebiet editionswissenschaftlicher Betätigung informiert zu sein – und zwar in der theoretischen Diskussion und auch weitgehend in der Praxis.

Unter diesem beruflichen Aspekt dürfte es wichtig sein, sich immer wieder vor Augen zu halten, daß die Editions wissenschaft nicht nur und allein durch ihr Flaggschiff, die Historisch-Kritischen Ausgaben, definiert und determiniert wird. Die anti-editorischen Diskussionen der letzten Zeit haben diesen Fehler gemacht. Vielmehr wird es darauf ankommen, für die Zukunft Strukturformen zu entwickeln, die sowohl dem interessierten Leser als auch dem wissenschaftlichen

Benutzer gerecht werden und die verhindern, daß die teuren hochqualifizierten Historisch-Kritischen Ausgaben in Bibliotheksmagazinen verstauben, während kleine Textausgaben, die in der Informationsleistung natürlich beschränkt sind, auch dem wissenschaftlichen Leser als Arbeitsgrundlage dienen!

In Zukunft werden die Editoren in Wissenschaft und Verlag um sinnvolle Kompromisse zwischen wissenschaftlichem Materialbedarf und ökonomisch machbarer Umsetzung zu ringen haben, denn die Subventionen für die Publikationen werden aufhören. Was heute häufig geschieht, ist wissenschaftlich nicht gut zu heißen: daß nämlich editionswissenschaftlich unbeschlagene Verleger aus ökonomischen Gründen den Editoren Materialreduktionen verordnen, durch die die wissenschaftliche Brauchbarkeit stark geschmälert wird.

Hier zu einem sinnvollen sachbezogenen Ausgleich zu kommen, sehe ich in dem Ziel, daß für einen großen Teil der Absolventen der Editionswissenschaft der Tätigkeitsplatz im Verlag sein wird, und zwar nicht nur im streng wissenschaftlich orientierten, sondern auch im allgemeinen ›Gemischtverlag‹ – vielleicht auch in Betrieben für Unterhaltungsliteraturproduktion.

Gewiß, auch die Editionswissenschaft hängt in ihrer angestrebten Außenwirkung am Tropf der Wirtschaftlichkeit, aber es dürfte darauf ankommen, daß die Tropfen nicht immer auf die gleichen heißen Steine träufeln, sondern zu sinnvollen Rinnsalen kanalisiert werden und – um im Bilde zu bleiben – dadurch editorische Wüsten befeuchten.

Diesen Ausgleich zwischen Wissenschaft und Wirtschaft können eigentlich nur versiert ausgebildete Editoren leisten, die in der Wirtschaft, in den Verlagen, tätig sind. Ich meine, daß die Verlage durchaus daran interessiert sein dürften, qualifiziert ausgebildete Fachleute für ihre Produktionen engagieren zu können. Bisher hat es diese Berufsspezies noch nicht gegeben, so daß negative Abwehrbewegungen ins Leere gingen.

Für die allseits angestrebte Praxisorientierung in der geisteswissenschaftlichen Ausbildung liegen hier nicht geringe Chancen, und sie sollten von den akademischen Bildungsanstalten genutzt werden, nötigenfalls auch durch gezielte Informations- und Diskussionskampagnen in und mit der Verlagswelt. Es wäre die Antwort auf die notorische Verdrossenheit der Wirtschaft gegenüber den Universitätsabsolventen, vorzüglich denen aus den Geisteswissenschaften.

IV

Unter dieser Perspektive sind die akademischen Ausbildungsstätten zur Entwicklung umfassender, Theorie *und* Praxis berücksichtigender Lehrkonzepte verpflichtet, die nicht nur, wie sonst üblich, allgemein gehaltene Orientierungen, sondern ganz konkret inhaltlich-sachliche Anforderungen aufstellen sollten.

Die wissenschaftliche Qualifizierung zum Editor gehört in die Ausbildungsverantwortung der Universitäten, auch wenn nicht jede einen solchen Studiengang einzurichten brauchte. Man sollte sich aber nicht darin täuschen, daß die Ausbildung in Editionswissenschaft hohe Anforderungen an Lehrende und Lernende stellt und nicht mit ergänzenden Nebenkursen abgetan werden darf.

Im Folgenden wird hier konkret aufgelistet, was für die Editionswissenschaft und für den in der Praxis tätigen Editor »essentiell« ist.

1. Voraussetzungen

Der editionswissenschaftliche Studiengang kann, um erfolgreich zu sein, nicht ohne fachliche Voraussetzungen beschritten werden. Die Absolventen bedürfen gewisser Grundkenntnisse, ohne die eine qualifizierende Ausbildung nicht möglich ist. Vorhandene Lücken können im laufenden Studiengang nicht kompensiert werden.

Als Voraussetzungen für den Eintritt in den Studiengang »Editionswissenschaft (interdisziplinär)« sollten gelten:

- abgeschlossenes, oder weitgehend abgeschlossenes Fachstudium in einem geisteswissenschaftlichen Fach und in den entsprechenden Nebenfächern
- versierte Sprachbeherrschung zum Arbeitsgebiet der betreffenden Literatur des Editionsprojekts: gute Beherrschung der entsprechenden philologischen Methodik: Sprachgeschichte, Laut- und Formenlehre, Syntax, Orthographie, Interpunktion; Kenntnis der klassischen Sprachen, vor allem Latein; Kenntnis moderner Fremdsprachen
- historische und systematische Kenntnisse im Fach, zu dem die Edition gehört

- gute allgemeine bibliographische Kenntnisse
- Vertrautheit mit EDV-Verfahrensweisen

2. Akademische Ausbildung

Die akademische Ausbildung in Editionswissenschaft kann weitgehend interdisziplinär ausgerichtet sein, da sich der größere Teil der Kenntnisse und Fähigkeiten editorischer Tätigkeit interdisziplinär überdeckt; die einzelnen fachspezifischen Besonderheiten gehören zwar auch zum Wissensbestand der Editoren, auch wenn sie unmittelbar von ihnen nicht praktiziert werden. Anders als die fachlichen Grundkenntnisse können die einzelnen fachspezifischen Besonderheiten in ergänzenden Lehrveranstaltungen, die die einzelnen Fächer in einem gewissen festzustellenden Turnus anbieten, vorgestellt werden. Entscheidend dürfte aber sein, daß die Ausbildung die Ganzheit der Fächer umfaßt, also nicht auf eine Editionswissenschaft der Neueren Literatur sich beschränkt.

Der Studiengang muß folgende Basis-Themen enthalten:

- solide Ausbildung in Paläographie vom Mittelalter bis zur Gegenwart (einschließlich Stenographie)
- Kenntnisse der medialen Seite der Überlieferungen: Kodikologie im weitesten Sinne; Druckkunde, Buchkunde, Medienkunde (bis in die Gegenwart)
- Kulturelle Institutionenkunde: Bibliothekswesen, Archivwesen, Sammlungen: Wesen, Beschaffenheit, Funktion, Verfahren zwecks editorischer Ausschöpfung
- Bibliographie für Editoren (insbesondere für Kommentierungsarbeiten erforderlich)

Theoretische Schwerpunkte des Editionswesens, interdisziplinär:

- Typologie und Struktur von Editionen
- Methodik der Überlieferungsrecherche und deren Probleme der Sichtung, Wertung, Strukturierung
- Textkritik und Textkonstitution und deren Verfahrensweisen

- Probleme der Kommentierung
- ergänzend zu diesem Komplex: spezielle editorische Verfahren einzelner Fachdisziplinen
- Grundzüge des modernen Publikationswesens (einschließlich Ausblicke auf Verlagswirtschaft)
- juristische Aspekte: Urheberrecht / Autorrecht / Verlagsrecht, Besitzstandsrecht, Vertragserstellung
- Geschichte des Editionswesens
- Verfahrensweisen bei EDV-Editionen
- Diskussion der Probleme der Editionswissenschaft und ihre aktuellen Modelle in Symposien

Praktische Ausbildung im Edieren:

- Editorische Practica unter Leitung eines Hochschullehrers
- gemeinsame Editionsprojekte
- Einzelprojekte
- Volontariate in Verlagen, Forschungsinstitutionen und umfangreichen Editionsprojekten

Wichtig für die Absolventen dürften akademische Abschlüsse in Editions-wissenschaft sein (Diplom, Magister, Promotion), denn sie weisen den Spezialisten auch nach außen hin aus.

Keiner dieser hier aufgelisteten Bereiche dürfte für den Editor überflüssig sein. Editions-wissenschaft ist nicht die Lehre eines wissenschaftlichen Handwerks, sondern Teil der wissenschaftlichen Grundlagenforschung und ihrer praktischen Anwendung; sie besitzt eine wissenschaftlich-historische Basis-Funktion und bedarf natürlich der ständigen Problematisierung der Vorgänge, Verfahrensweisen und Theoreme.

Der Beruf des Editors ist in den Geisteswissenschaften von höchstem Anspruch an Kenntnissen, er steht dem Exegeten oder historischen Systematiker in nichts nach.

Zum Sinn von Sinnlichkeit

Vom Nutzen EDV-erzeugter Indices für die Begriffsgeschichte

Takeshi Nakazawa

I. Einleitung

Was versteht man heutzutage alles unter Sinnlichkeit? Diese Frage zu beantworten ist eine überraschend schwierige Aufgabe. Sie ist deswegen so schwierig, weil es sich um ein Wort handelt, das wegen seines breiten Bedeutungsspektrums »sich schwer begreifen läßt«.¹ Sie ist aber auch deswegen so schwierig, weil der Gebrauch des Wortes »Sinnlichkeit« heute offenbar selbstverständlich geworden ist und weil eben dem »alltagssprachlichen Dasein«² in der Regel das Bewußtsein des angedeuteten Facettenreichtums fehlt, oder vielmehr die Einsicht in die Notwendigkeit der Segmentierung des Begriffs der Sinnlichkeit fast zwangsläufig abgeht. Um sich diesen Sachverhalt vor Augen zu führen, wird es genügen, einen flüchtigen Blick auf die Verwendungsweise des Wortes »Sinnlichkeit« im Journalismus zu werfen. Die Titel einiger Artikel nämlich, die in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitungen erschienen sind, lauten z. B. *Die Sinnlichkeit der Rolling Stones*, *Vom Sinn der Sinnlichkeit* oder *Die Sinnlichkeit des Glaubens*. Merkwürdig daran ist, daß keiner der Verfasser dieser Artikel die Frage stellt, was man meint, wenn man das Wort »Sinnlichkeit« gebraucht.

Nicht nur in der Alltagssprache, sondern auch im Bereich der wissenschaftlichen Arbeit fehlt es nicht selten an einem angemessenen Problembewußtsein

¹ Waltraud Naumann-Beyer, *Der Aufstieg der »Sinnlichkeit« in Deutschland*, in: *Ästhetische Grundbegriffe. Studien zu einem historischen Wörterbuch*, hrsg. von Karlheinz Barck, Martin Fontius und Wolfgang Thierse, Berlin 1990, S. 281.

² Ebd. S. 282.

im Hinblick auf den Begriff der Sinnlichkeit. Ein neueres philosophisches Lexikon z. B., dessen Neuauflage mit der vielfachen Zustimmung zu seinem Grundkonzept begründet wird, verweist unter dem Stichwort ›Sinnlichkeit‹ schlichtweg auf einen selbständigen Artikel über die ›Leidenschaft. In diesem Artikel nun heißt es ohne Bedenken: »Da die Affekte und Leidenschaften [...] die Gesamtheit des Menschen als Leibwesen betreffen, werden sie auch seine *Sinnlichkeit* genannt.«³ Was den heutigen Umgang mit dem Wort ›Sinnlichkeit‹ angeht, so fühlt man sich an die Worte Kants erinnert: »Wenn man so die ganze Sprache durchgehen sollte, so würde man erstaunen über die Menge Wörter, die die Menschen brauchen [= gebrauchen] und doch nicht verstehen, mancher Mensch versteht sich selber nicht.«⁴

Das Joch dieser *scheinbaren Selbstverständlichkeit* der Fachsprache abzuwerfen, ist jedoch mit bloßen Händen kaum möglich. Erst mit einem mächtigen Hebel kann man sich den Zugang zum sachgerechten Umgang mit der wissenschaftlichen Terminologie verschaffen. Eben zu diesem Zweck ist der Trierer *Kant-Index*, und zwar in mehrfacher Hinsicht, ein unverzichtbares Werkzeug.

Der Trierer *Kant-Index*, der an der Universität Trier erarbeitet worden ist, ist der *lemmatisierte* Index zum Kantischen Logik- sowie Ethikcorpus. Seit 1986 sind bisher 8 Bde. (6 Bde. zum Logikcorpus, 2 Bde. zum Ethikcorpus) von den geplanten 34 Bänden dieses Index (14 Bde. zum Logikcorpus, 20 Bde. zum Ethikcorpus) erschienen. Der vorliegende Beitrag beabsichtigt – als Fallstudie –, die

³ Das *Lexikon der Ethik*, hrsg. v. Otfried Höffe, München 51997 (1977), S. 176.

⁴ ›Die Vorlesung des Wintersemesters 1772/73‹ [= *Anthropologie Parow*], in: *Kant's Vorlesungen*, hrsg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Bd. 2: *Vorlesungen über Anthropologie*, bearbeitet von Reinhard Brandt und Werner Stark (*Kant's gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (und ihren Nachfolgern) [= Akad.-Ausg.], Berlin (u. Leipzig) 21910 ff. (1900 ff.), Bd. 25), S. 358. Im folgenden werden Kants Druckschriften in der Regel nach der Ausgabe von Wilhelm Weischedel, *Immanuel Kant. Werke in sechs Bänden*, 5. erneut überprüfter reprographischer Nachdruck 1983 der Ausgabe Darmstadt 1956–1964, Darmstadt 1998 (Sonderausgabe), und zwar nach der dort vermerkten Paginierung der Originalausgaben, zitiert: A bezeichnet die erste, B die zweite Auflage. Die deutsche Übersetzung der lateinischen Schrift Kants von 1770 folgt dieser Ausgabe. Die Nachschriften von Kants Vorlesungen sowie Kants Nachlaßreflexionen werden nach der Akad.-Ausg. zitiert. Dabei bezeichnen die römischen Ziffern den Band, die arabischen Ziffern die Seite; durch tiefgestellte Ziffern werden die Zeilen dieser Ausgabe bezeichnet.

durch den *Kant-Index* zum *Logikcorpus* eröffnete neue Dimension der sprachorientierten Kantforschung aufzuzeigen. Dafür ist der Begriff ›Sinnlichkeit‹ ein Paradebeispiel. Im folgenden wird dies in drei Abschnitten erläutert. Es handelt sich dabei um die drei wichtigsten *Anwendungsfelder* der elektronischen Datenverarbeitung (EDV) im Gebiet der Kantforschung: zur *Wort- und Begriffsgeschichte*, zur *Quellengeschichte* und zur *Datierung* der Texte. Darüber hinaus wird die vorliegende Untersuchung in einer zweifachen Hinsicht durchgeführt. Denn einerseits bietet der *Kant-Index* viele Anhaltspunkte für *Erläuterungen* bekannter Sachverhalte, andererseits aber – und dies ist für die Kantforschung keineswegs von geringerem Nutzen – werden auch *neue Fragestellungen* erst durch eben diesen Index ermöglicht.

II. Zur Wort- und Begriffsgeschichte von Sinnlichkeit

Das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, ist für die deutsche Fachsprache auch »das Zeitalter [...] einer terminologischen Revolution«⁵. Dieses Zeitalter könnte man auch als das »fruchtbare Chaos der Übergangsphase«⁶ bezeichnen, in dem sich die allgemein anerkannte deutsche Terminologie als »das Ergebnis einer allmählichen und komplizierten Transformation«⁷, und zwar mit einer »Vielfalt nebeneinander herlaufender oder miteinander konkurrierender Übersetzungsversuche«⁸ vom Lateinischen ins Deutsche, schließlich herausgebildet hat. »Was ursprünglich einmal mit zäher Mühe erarbeitet werden mußte«, versteinert jedoch schnell zum »fraglos Selbstverständlichen«.⁹

⁵ Norbert Hinske, *Kants neue Theorie der Sinnlichkeit und ihre Sprachregelungen*, in: *Sensus-sensatio. VIII Colloquio Internazionale del Lessico Intellettuale Europeo, Roma, 6–8 gennaio 1995*, hrsg. von Massimo L. Bianchi (Lessico Intellettuale Europeo, Bd. 66), Florenz 1996, S. 527.

⁶ Ebd. S. 531.

⁷ Claudio La Rocca, Rezension zu: Manfred Gawlina, *Das Medusenhaupt der Kritik. Die Kontroverse zwischen Immanuel Kant und Johannes August Eberhard*, Berlin u. New York 1996, in: *Philosophische Rundschau* 47 (2000), S. 249.

⁸ Hinske, *Kants neue Theorie der Sinnlichkeit und ihre Sprachregelungen*, a. a. O. S. 532.

⁹ Ebd. S. 528.

So stößt man z.B. in einem Sammelband, der sich als »Studien zu einem historischen Wörterbuch« verstehen will, auf die Behauptung: »Die Geburtsstunde des Sinnlichkeitsbegriffes kann man bei Heraklit ansetzen.«¹⁰ Wenn man darüber hinaus den Artikel »Sinnlichkeit, sinnlich« im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* liest, so bekommt man den Eindruck, der Terminus »Sinnlichkeit« gehöre »zum zeitlosen Bestand einer philosophischen Terminologie.«¹¹

Einer derart unhistorischen Betrachtungsweise ist jedoch ein Befund aus einem mit Hilfe der EDV hergestellten Nachschlagewerk entgegenzustellen. Es handelt sich um das 1989 in Japan erschienene Wörterbuch *Onomasticon philosophicum latinoteutonicum et teutonicolatinum*.¹² Es zeigt nämlich, daß »Sinnlichkeit« innerhalb der zahlreichen Texte des 17. und 18. Jahrhunderts, die für dieses Wörterbuch verarbeitet worden sind, nur dreimal als Übersetzung des entsprechenden lateinischen Ausdruckes auftaucht. Hieraus läßt sich ersehen, wie selten eine Belegstelle für den Wortgebrauch von »Sinnlichkeit« innerhalb der philosophischen Veröffentlichungen des 18. Jahrhunderts zu finden ist. Da das *Onomasticon philosophicum* jedoch nur solche Belegstellen berücksichtigt, wo das Wort »Sinnlichkeit« und der ihm entsprechende lateinische Ausdruck in unmittelbarer Nachbarschaft vorzufinden sind, kann freilich noch lange nicht mit Sicherheit gesagt werden, daß der Begriff »Sinnlichkeit« im 18. Jahrhundert tatsächlich solch ein seltener Fund ist.

Wenn man aber versuchen wollte, nur auf sich gestellt und von Hand eine weitläufige Recherche in den wichtigsten Nachschlagewerken des 18. Jahrhunderts sowie in den Werken der führenden Philosophen der deutschen Aufklärung

¹⁰ Naumann-Beyer, *Der Aufstieg der »Sinnlichkeit« in Deutschland*, a. a. O. S. 282.

¹¹ Norbert Hinske, *Lambert-Index*, Bd. 1: *Stellenindex zu Johann Heinrich Lambert »Neues Organon I«*, erstellt in Zusammenarbeit mit Heinrich P. Delfosse, unter Mitwirkung von Michael Albrecht, Rainer A. Bast, Birgitta Drosdol, Hans-Jürgen Engfer und Birgit Nehren (Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung [= FMDA], Abt. III: Indices, Bd. 1), Stuttgart-Bad Cannstatt 1983, S. V.

¹² *Onomasticon philosophicum latinoteutonicum et teutonicolatinum*, hrsg. von Ken Aso, Masao Kurosaki, Tanehisa Otabe und Shiro Yamauchi, Tokio 1989. In diesem Wörterbuch sind ca. 16 000 wissenschaftliche Termini aufgenommen, die hauptsächlich aus philosophischen Texten des 18. Jahrhunderts, teilweise aber auch aus Texten anderer Bereiche, wie z. B. der juristischen, philologischen, mathematischen und theologischen Literatur stammen.

durchzuführen, um mit größerer Wahrscheinlichkeit festzustellen, daß ein bestimmter Begriff im 18. Jahrhundert in der Tat nicht oft gebraucht wird, so wäre das ein sehr mühsames, beinahe aussichtsloses Unterfangen. Ein durch die Umstände begünstigter Forscher kann vielleicht ein Buch wie die Anthologie von Wyttenbach (dem späteren Lehrer von Karl Marx) zur Hand nehmen.¹³ Der zweite Abschnitt dieser Anthologie, der ›Sinnlichkeit‹ betitelt ist, führt insgesamt 47 Zitate aus den Schriften von 33 älteren und neueren Denkern und Schriftstellern – von denen 4 anonym sind – auf. Jedoch wird nur in 8 Zitaten der Begriff ›Sinnlichkeit‹ tatsächlich gebraucht.

Doch der Band *Stellenindex und Konkordanz zu Meiers »Auszug aus der Vernunftlehre«*, der als erster Band des *Kant-Index* erschienen ist, macht es zum ersten Mal jedermann möglich, ohne große Mühe festzustellen, daß das Wort ›Sinnlichkeit‹ wenigstens in diesem Lehrbuch, das »im Felde der Philosophie zu den charakteristischsten Schriften der deutschen Aufklärung gehört«¹⁴, nicht zu finden ist. Der oben angedeutete Eindruck der seltenen Verwendung des Wortes ›Sinnlichkeit‹ im 18. Jahrhundert kann dadurch ein Stück weit erhärtet werden.

Was den Wortgebrauch von ›Sinnlichkeit‹ bei Kant selbst angeht, so macht schon der *Allgemeine Kantindex zu Kants gesammelten Schriften* von Gottfried Martin darauf aufmerksam, daß ›Sinnlichkeit‹ kein selbstverständlicher Bestandteil der Kantischen Terminologie ist. Kant benutzt diesen Begriff nämlich vor 1781 in seinen Druckschriften nicht ein einziges Mal. Dagegen wird er in der zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* plötzlich mindestens 167mal gebraucht. Danach gehört der Begriff ›Sinnlichkeit‹ – den Kant in seinen Werken dann insgesamt 529mal gebraucht – zu seinem festen Wortbestand. Ein schärferer Unterschied zwischen der ›vorkritischen‹ und der ›kritischen‹ Phase der Entwicklung der Philosophie Kants ist vielleicht kaum denkbar. So lautet Kants Begriff der

¹³ Johann Hugo Wyttenbach und Johann Anton Neurohr, *Aussprüche des reinen Herzens und der philosophirenden Vernunft über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände. Zusammen getragen aus den Schriften älterer und neuerer Denker*, 3 Bde., Leipzig 1801–1821.

¹⁴ Norbert Hinske, *Kant-Index*, Bd. 1: *Stellenindex und Konkordanz zu George Friedrich Meier »Auszug aus der Vernunftlehre«*, erstellt in Zusammenarbeit mit Heinrich P. Delfosse und Heinz Schay, unter Mitwirkung von Fred Feibert, Martina Gierens, Berthold Krämer und Elfriede Reinardt (FMDA, Abt. III: Indices, Bd. 5), S. XII.

Sinnlichkeit am Anfang der ›Transzendentalen Ästhetik‹: »Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen, heißt *Sinnlichkeit*.« (B 33) Diese prägnante Formel scheint zwar angesichts des oben erwähnten Umbruchs in der Wortverwendung von ›Sinnlichkeit‹ innerhalb der Druckschriften Kants 1781 wie aus heiterem Himmel zum Vorschein zu kommen. In Wahrheit hat sie aber einen langen Weg der Entwicklung der Kantischen Terminologie hinter sich.

Um diese Entwicklung erforschen zu können, muß jedoch die Möglichkeit geschaffen werden, Zugang zu Kants ungedruckten Materialien zu haben, und zwar so, daß man solche Materialien im Hinblick auf einen bestimmten Begriff mühelos vergleichen kann. Zu diesem Zweck ist der Trierer *Kant-Index* ein unverzichtbares Hilfsmittel. Denn ihm gelingt es zum ersten Mal – mit Hilfe eines wortstatistischen Verfahrens –, die »Vergleichbarkeit«¹⁵ solcher Materialien untereinander zu gewährleisten.

Bei diesem Verfahren handelt es sich um die *Lemmatisierung* relevanter Texte:

Die unterschiedlichen Flexionsformen eines Wortes sind unter einer Grundform, dem *Lemma*, zusammengefaßt; ebenso sind unterschiedliche Schreibweisen eines und desselben Wortes (orthographische Varianten) einer gemeinsamen, normierten ›Grundform‹ zugeordnet.¹⁶

Aus dieser Lemmatisierung läßt sich sodann nicht nur die *absolute* Häufigkeit eines Lemmas oder die Gesamtzahl einer Wortform innerhalb des bestimmten Textes ablesen, sondern auch – und das ist einer der großen Vorteile dieses Verfahrens – die *relative* Häufigkeit des Lemmas in den verschiedenen einbezogenen Texten. Daß dies in begriffsgeschichtlicher Hinsicht von nicht geringem Nutzen ist, kann das Beispiel des Begriffs ›Sinnlichkeit‹ aus dem Kantischen Logikcorpus verdeutlichen.

Wie die Tabelle am Ende dieses Beitrags (Abb. 1) zeigt, kann der Begriff ›Sinnlichkeit‹ innerhalb der Logikvorlesungen Kants der Gruppe der »*Lemmata mit ab-*

¹⁵ Ebd. S. XIII.

¹⁶ Ebd.

nehmender Häufigkeit¹⁷ zugeordnet werden. Während das Lemma ›Sinnlichkeit‹ in der *Logik Blomberg* 32mal und in der *Logik Philippi* sogar 105mal gebraucht wird, findet man es in der *Logik Pölitz* nur 29mal, in der *Logik Busolt* nur 14mal und in der *Logik Dobna-Wundlacken* nur 14mal. Hier muß allerdings bedacht werden, daß die letzteren drei Nachschriften im Vergleich zu den ersten beiden wesentlich kürzer sind.¹⁸ Nur bei der *Wiener Logik* liegt ein abweichender Befund mit 51 Belegstellen vor. Hier ist jedoch auf das Problem der Datierung der Logiknachschriften achtzugeben. Deswegen wird davon im vierten Abschnitt des vorliegenden Beitrags eigens gehandelt.

Durch die graphische Darstellung der absoluten und relativen Häufigkeit des Lemmas ›Sinnlichkeit‹ (Abb. 2) wird darüber hinaus greifbar dargestellt, daß der Gebrauch dieses Begriffes in den Logiknachschriften – abgesehen von der *Wiener Logik* – deutlich nach einer abnehmenden Linie verläuft. Im Hinblick auf Kants terminologische Entwicklung mag an dieser Verlaufskurve am merkwürdigsten sein, daß die Worthäufigkeit von ›Sinnlichkeit‹ in der *Logik Philippi* – also bald nach 1770¹⁹ – einen rapiden Anstieg verzeichnet. Da das Wort ›Sinnlichkeit‹ aber in Meiers *Auszug aus der Vernunftlehre* nicht ein einziges Mal zu finden ist, kann dieses Phänomen sicherlich nicht auf den »Einfluß, den das Kompendium [= Meiers *Auszug aus der Vernunftlehre*] auf Kants eigenen Sprachgebrauch gerade in den ersten Jahrzehnten seiner Lehrtätigkeit ausgeübt hat«²⁰, zurückzuführen sein. Dadurch unterscheidet sich der Begriff ›Sinnlichkeit‹ zu-

¹⁷ Norbert Hinske, *Kant-Index*, Bd. 14: *Personenindex zum Logikcorpus*, erstellt in Zusammenarbeit mit Heinrich P. Delfosse und Elfriede Reinardt, unter Mitwirkung von Terry Boswell, Sabine Ganz, Birgit Krier, Birgit Nehren und Susanne Schoenau (FMDA, Abt. III: Indices, Bd. 18), Stuttgart-Bad Cannstatt 1991, S. XVI.

¹⁸ Während der Haupttext in der *Logik Blomberg* und *Logik Philippi* nach der Paginierung der Akademie-Ausgabe jeweils 285 und 186 Seiten umfaßt, besteht er in der *Logik Pölitz* aus 101, in der *Logik Busolt* lediglich aus 79 und in der *Logik Dobna-Wundlacken* aus 92 Seiten.

¹⁹ Zur Datierung der *Logik Philippi* vgl. Norbert Hinske, *Kant-Index*, Bd. 3: *Stellenindex und Konkordanz zur »Logik Blomberg«*, erstellt in Zusammenarbeit mit Heinrich P. Delfosse und Elfriede Reinardt, unter Mitwirkung von Terry Boswell, Sabine Ganz, Birgit Krier, Birgit Nehren und Susanne Schoenau, Teilbd. 1: *Stellenindex* (FMDA, Abt. III: Indices, Bd. 7.1), Stuttgart-Bad Cannstatt 1989, S. XXVIII ff.; ferner Hinske, *Kant-Index*, Bd. 14: *Personenindex zum Logikcorpus*, a. a. O. S. XIX f.

²⁰ Hinske, *Kant-Index*, Bd. 14: *Personenindex zum Logikcorpus*, a. a. O. S. XVI.

gleich von anderen Wörtern der Gruppe mit abnehmender Häufigkeit, die sich bereits bei Meier finden.

Ein naheliegender Grund für diesen Verlauf der Worthäufigkeit von ›Sinnlichkeit‹ mag Kants größeres Interesse an dem Problem der Sinnlichkeit in den ersten Jahren der 70er Jahre sein. Ein Indiz dafür ist die unverkennbare Parallele zwischen der oben erwähnten Formel der Sinnlichkeit in der *Kritik der reinen Vernunft* und der Definition des entsprechenden lateinischen Begriffs ›sensualitas‹ in Kants lateinischer Dissertation von 1770. Dort heißt es nämlich gleich am Anfang des Paragraphen 3: »Sensualitas est receptivitas subiecti, per quam possibile est, ut status ipsius repraesentativus obiecti alicuius praesentia certo modo afficiatur.« »Sinnlichkeit ist die Empfänglichkeit eines Subjekts, durch die es möglich ist, daß sein Vorstellungszustand von der Gegenwart irgendeines Objekts auf bestimmte Weise affiziert wird.« Daraus läßt sich schließen, daß Kant wahrscheinlich für diese lateinische Formulierung in dem Wort ›Sinnlichkeit‹ einen entsprechenden deutschen Ausdruck gefunden hat und daß er eben deswegen in den ersten Jahren nach der lateinischen Dissertation ein relativ großes Interesse an diesem Wort gehabt haben mag.

Nun läßt sich aber fragen, in welchem Verhältnis denn Kants Wortgebrauch von ›Sinnlichkeit‹ zur Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache im 18. Jahrhundert überhaupt steht. Wo mag Kant wohl den Begriff ›Sinnlichkeit‹ hergenommen haben? Die Notwendigkeit solcher quellengeschichtlicher Fragestellungen, die übrigens im nächsten Abschnitt des vorliegenden Beitrags noch einmal erörtert werden, wird nicht zuletzt angesichts des handgreiflichen Ergebnisses, das sich mit Hilfe des *Kant-Index* ergibt, deutlich erkennbar.

III. Zur Quellengeschichte des Begriffs ›Sinnlichkeit‹

Damit ist neben dem wort- und begriffsgeschichtlichen Aspekt ein zweites wichtiges *Anwendungsfeld* der EDV im Gebiet der Kantforschung berührt. Es handelt sich um die Quellengeschichte von Kants Begriff der Sinnlichkeit. Zu diesem Problem sei hier kurz in Erwägung gezogen, welche Anhaltspunkte für weitere Untersuchungen der *Kant-Index* bietet.

Die Quellengeschichte von Kants Begriff der ›Sinnlichkeit‹ ist ein Thema, auf das die Kantforschung – abgesehen von wenigen Versuchen²¹ – bisher kaum eingegangen ist. Das mag auf die *scheinbare Selbstverständlichkeit* dieses Begriffes zurückzuführen sein. So erklärt z.B. Vaihinger in seinem *Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft* zum »Gegensatz der passiven Sinnlichkeit und des activen Verstandes«, einem ›fundamentalen Artikel‹ von Kants Philosophie: »Der Unterschied ist eine der wichtigsten *Voraussetzungen* der Kantischen Philosophie.«²² Doch schon allein die Tatsache, daß C. Chr. E. Schmid es für notwendig gehalten hat, sich in seinem Wörterbuch mit dem Kantischen Begriff der Sinnlichkeit – im Vergleich zum Selleschen – in einem längeren Abschnitt eigens auseinanderzusetzen²³, legt die Vermutung nahe, daß dieser Begriff alles andere als selbstverständlich ist.

Es ist nämlich aufgrund der bisherigen begriffsgeschichtlichen Untersuchungen zu vermuten, daß der Begriff ›Sinnlichkeit‹ bei Kant auf andere, in der Kantforschung bisher kaum in Betracht gezogene Quellen zurückgeht. Denn erstens ist der zur Diskussion stehende Begriff – wie aus dem oben angeführten Beispiel der Anthologie Wyttensbachs ersichtlich sein mag – spätestens am Ende des 18. Jahrhunderts einer der tragenden Grundbegriffe der deutschen (Spät-) Aufklärung. Zweitens hat dieser Begriff etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine rasche Verbreitung erfahren. Drittens läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß diese Entwicklung im wesentlichen auf einige wichtige Diskussionskreise im 18. Jahrhundert zurückgeht – obwohl nicht völlig auszuschließen ist, daß der Einfluß der Kantischen Philosophie mit zu dieser Karriere

²¹ Vgl. Hinske, *Kants neue Theorie der Sinnlichkeit und ihre Sprachregelungen*, a.a.O. Vgl. ferner Takeshi Nakazawa, *Kanto no kansei gainen. Gainenshiteki gensenshiteki kenkyū no kokoromi* (Kants Begriff der Sinnlichkeit. Versuch einer begriffs- und quellengeschichtlichen Untersuchung), in: *Kanto to Nihon-bunka* (Kant und die japanische Kultur) (*Nihon kanto kenkyū* (Kantforschung in Japan), Bd. 2), Tokio 2001, S. 53–67.

²² Hans Vaihinger, *Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft*, hrsg. von Raymund Schmidt, Bd. 2, Stuttgart, Berlin u. Leipzig 21922 (11892) [Neudruck: Aalen 1970], S. 22.

²³ Vgl. Carl Christian Erhard Schmid, *Wörterbuch zum leichtern Gebrauch der Kantischen Schriften*, neu hrsg., eingeleitet und mit einem Personenregister versehen von Norbert Hinske, 3., um ein Nachwort ergänzte Aufl. (reprographischer Nachdruck der 4., vermehrten Ausgabe Jena 1798), Darmstadt 1998 (Sonderausgabe) (1976, 21980), S. 623–632 (der erste Abschnitt mit dem Titel ›Sinnlichkeit‹ in dem ›Anhang. Einige Bemerkungen über den Empirismus und Purismus in der Philosophie; durch die Grundsätze der reinen Philosophie von Herrn Selle veranlaßt).

von ›Sinnlichkeit‹ beigetragen hat. Von diesen Diskussionskreisen sind stichwortartig die folgenden drei zu nennen: die im Entstehen begriffene deutsche Ästhetik bei A. G. Baumgarten sowie bei G. Fr. Meier, die Anthropologie der evangelischen Theologie insbesondere bei J. J. Spalding und die Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts insbesondere bei Herder.

Die Entwicklung und der Einfluß jeder der eben angedeuteten Diskussionskreise bedürfen – an anderer Stelle – einer eingehenderen Untersuchung; hier kann dieses Thema nur gestreift werden. Wo aber ist wohl der Schnittpunkt solcher Linien mit dem Werdegang von Kants eigener Terminologie zu suchen? Es liegt auf der Hand, daß man eine sehr weitläufige Recherche durchführen muß, um auf diese Frage eine mehr oder weniger genügende Antwort geben zu können. Zu diesem Sachverhalt läßt sich gleichwohl schon jetzt mit Hilfe des Trierer *Kant-Index* ein eher ernüchternder Hinweis geben, und zwar in zweifacher Hinsicht.

Da sich – wie im vorangehenden Abschnitt erläutert worden ist – der Begriff ›Sinnlichkeit‹ nicht in Meiers *Auszug aus der Vernunftlehre* findet, unterscheidet sich dieser Begriff von einer ganzen Reihe anderer Begriffe, bei denen man mit Hilfe der EDV ohne größere Mühe feststellen kann, daß sie allem Vermuten nach auf dieses Kompendium zurückgehen. Als Beispiele für solche Begriffe wären etwa die Begriffspaare ›Analytik – Dialektik‹ sowie ›Mutterwitz – Schulwitz‹ zu nennen.²⁴ Was dagegen Kants Begriff der Sinnlichkeit angeht, so wird durch diesen Befund verhindert, daß man den genannten Begriff schnurstracks auf Kants Logikkompendium und Logikvorlesungen zurückbezieht, obwohl der Begriff ›Sinnlichkeit‹ in seinen Logikvorlesungen ein Gegenstand von relativ großem Interesse gewesen ist.²⁵

Das mag dem kühnen Unternehmen einer weitläufigen Nachforschung Vorschub leisten, Quellen für Kants Begriff der ›Sinnlichkeit‹ bei allen möglichen in

²⁴ Vgl. Hinske, *Lambert-Index*, Bd. 1: *Stellenindex zu Johann Heinrich Lambert »Neues Organon I«, a. a. O.* S. X f.

²⁵ So zeigt das Wort ›Sinnlichkeit‹ z. B. in der *Logik Blomberg* mit 0.342 Promille ungefähr eine ebenso große Häufigkeit wie der logische Terminus ›Bestimmung‹ (mit 0.353 Promille). Ein ähnliches Bild ergibt die *Jäsche-Logik*: auch dort ergibt sich, daß die beiden Begriffe (›Sinnlichkeit‹ mit 0.622, ›Bestimmung‹ mit 0.672 Promille) mit fast gleicher Worthäufigkeit vorkommen.

Frage kommenden Autoren im 18. Jahrhundert zu suchen. Auf der anderen Seite kann eine solche Ausuferung der Recherchearbeit jedoch durch den *Kant-Index* in Schranken gehalten werden. Denn eine der wichtigsten Lehren, die aus ihm gezogen werden können, ist, daß man die Quelle der Kantischen Terminologie zunächst in Kants unmittelbarer Umgebung suchen muß: Das sind nämlich die von Kant benutzten Kompendien.

So findet man den Begriff ›Sinnlichkeit‹ in der Tat in einem von Kants Vorlesungskompendien, nämlich in den *Metaphysica* von A. G. Baumgarten. In dem Abschnitt dieses Kompendiums mit dem Titel *Intellectus Dei, Der Verstand Gottes*, heißt es: »Mundus, quatenus sensitive repraesentatur, sensibilis (adspectabilis), quatenus distincte cognoscitur, intelligibilis est.«²⁶ »Die Welt, sofern sie sinnlich vorgestellt wird, ist die *Sinnenwelt* (sichtbare Welt), sofern sie deutlich erkannt wird, ist die *Verstandeswelt*«. Dem Ausdruck ›mundus sensibilis‹ fügt Baumgarten dann die deutsche Übersetzung hinzu: »die Welt, als ein Schauspiel der *Sinnlichkeit*.«

Durch die vorliegende Übereinstimmung der Terminologie Kants mit dem Sprachgebrauch Baumgartens in den *Metaphysica* ist die gestellte Quellenfrage nach dem Begriff ›Sinnlichkeit‹ bei Kant jedoch nicht so ohne weiteres beantwortet. Vielmehr tauchen damit neue Probleme auf. Denn einerseits ist zu vermuten, daß Kant den Terminus ›Sinnlichkeit‹ durch Baumgartens Metaphysiklehrbuch spätestens seit Anfang der 60er Jahre gekannt hat, da Kant bekanntlich, Emil Arnoldt zufolge, Baumgartens *Metaphysica* seit dem Wintersemester 1759/60 – mit Ausnahme des Wintersemesters 1770/71 – seiner Metaphysikvorlesung zugrunde gelegt und nach diesem Kompendium bis in die letzten Jahre seiner eigenen Lehrtätigkeit gelesen hat.²⁷ Andererseits aber hat Kant den Begriff ›Sinnlichkeit‹ erst überraschend spät – 1781 in der ersten Auflage der *Kritik der*

²⁶ Alexander Gottlieb Baumgarten, *Metaphysica*, Halle 41757 (1739) [wiederabgedruckt in: Akad.-Ausg., Bd. XV, Berlin u. Leipzig 21923 (1913), S. 5–54 (Psychologia empirica) und Bd. XVII, Berlin u. Leipzig 1926, S. 5–226], XVII 169 (§ 869).

²⁷ Vgl. Emil Arnoldt, *Möglichst vollständiges Verzeichnis aller von Kant gehaltenen oder auch nur angekündigten Vorlesungen nebst darauf bezüglichen Notizen und Bemerkungen*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Otto Schöndörffer, Bd. 5, Berlin 1909, S. 191 ff.; ferner *Vorlesungsverzeichnisse der Universität Königsberg (1720–1804)*, mit einer Einleitung und Registern hrsg. von Michael Oberhausen und Riccardo Pozzo, 2 Teilbde., Stuttgart-Bad Cannstatt 1999, S. 318, 325, 340 u. ö. (siehe Register, S. 753).

reinen Vernunft – in seinen Druckschriften verwendet. Auch in Kants Briefwechsel findet sich dieser Begriff erst 1772, in dem Brief an seinen früheren Schüler Marcus Herz vom 21. Februar, seinen Niederschlag. Wie kann man eine so späte Aufnahme des Terminus »Sinnlichkeit« erklären? Wie hat sich der Wortgebrauch von »Sinnlichkeit« bei Kant durchsetzen können? Aus den bisherigen Ausführungen wird ersichtlich, daß ein Bedarf an genauerer Analyse des Verhältnisses der Kantischen Terminologie zum Sprachgebrauch der Philosophie der deutschen (*Hoch-* bzw. *Spät-*)Aufklärung besteht.

IV. Zur Textdatierung

Daß die Anhaltspunkte für die Beantwortung der eben gestellten Fragen nach der Etablierung von Kants Begriff der Sinnlichkeit mittels der Analyse von solchen Materialien *außerhalb* der *Druckschriften* Kants zu finden sind, durch die die terminologische Entwicklung Kants dokumentiert wird, dürfte ebenfalls auf der Hand liegen. Es handelt sich dabei um die Vorlesungsnachschriften und Kants handschriftliche Nachlaßreflexionen. An eben diesem Punkt muß der Wert des Trierer *Kant-Index* als ein einzigartiges Mittel zur Erschließung der erwähnten Materialien anerkannt werden. Da die meisten dieser Materialien im Hinblick auf ihre Abfassungszeit »bis jetzt ungewiß oder zumindest umstritten«²⁸ sind, wird mit der Aufgabe der Analyse solcher Materialien das *dritte Feld* der EDV-unterstützten Kantforschung berührt. Es ist dies die *Datierungsfrage* der Nachschriften und Reflexionen.

1. Logik-Nachschriften

Der Trierer *Kant-Index* hatte die genauere Datierung seit Beginn seiner Planung als eines seiner Hauptinteressen im Auge.²⁹ Die unabdingbare Voraussetzung für

²⁸ Hinske, *Kant-Index*, Bd. 1: *Stellenindex und Konkordanz zu George Friedrich Meier »Auszug aus der Vernunftlehre«*, a. a. O. S. XIII.

²⁹ Vgl. ebd.

eine solche Datierung, d.h. die *Vergleichbarkeit* der relevanten Texte, ist durch das Verfahren der Lemmatisierung geschaffen worden. Der Wert der erzielten Vergleichbarkeit ist jedoch daran zu messen, inwieweit sie der philosophischen bzw. philosophiehistorischen Forschung zur Beantwortung der »konkreten«³⁰ Fragen zu verhelfen vermag.

So wird mit Hilfe der Analyse der Worthäufigkeit von »Sinnlichkeit« – wie man aus ihrer Verlaufskurve (s. unten Abb. 2) ersehen kann – nahegelegt, daß die *Wiener Logik* »chronologisch vor der *Logik Busolt*«³¹ eingeordnet werden muß. Da die Verlaufskurve der Worthäufigkeit von »Sinnlichkeit« das gleiche Bild wie bei einer ganzen Reihe anderer Wörter bietet, die zu der Gruppe der *Lemmata mit abnehmender Häufigkeit* gehören, ist die Möglichkeit, den Begriff der Sinnlichkeit als einen Sonderfall anzusehen, auszuschließen.

Neben diesem wortstatistischen Vergleich der relevanten Texte kann man anhand des *Kant-Index* einen inhaltlichen Vergleich durchführen, der sich auf den zweiten, nicht weniger nützlichen Bestandteil dieses Index stützt. Es handelt sich bei diesem zweiten Teil um die *Konkordanz*, die eine »Auswahl«³² der Lemmata enthält, die – mit wenigen Ausnahmen – fast nur »den Wortklassen Substantiv, Verb oder Adjektiv angehören.«³³

Die Konkordanz des *Kant-Index* läßt sich vor allem dann als »ein äußerst nützliches Hilfsmittel« betrachten, wenn es darum geht, »die Parallelen zwischen verschiedenen Texten aufzufinden.«³⁴ So läßt sich auf diese Weise im Falle des Begriffs »Sinnlichkeit« die Parallelität zwischen der *Logik Blomberg*, der *Logik Pölitz*, der *Wiener Logik* und der *Jäsche-Logik* herausfinden³⁵:

³⁰ Ebd. S. XV.

³¹ Norbert Hinske, *Zwischen Aufklärung und Vernunftkritik. Studien zum Kantschen Logikcorpus*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1998, S. 154 u. ö.

³² Hinske, *Kant-Index*, Bd. 1: *Stellenindex und Konkordanz zu George Friedrich Meier »Auszug aus der Vernunftlehre«*, a. a. O. S. XXVIII.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd. S. XXX.

³⁵ Da der geplante Band 8 des *Kant-Index* d.h. *Stellenindex und Konkordanz zur »Logik Philippi«* noch nicht erschienen ist, muß im vorliegenden Beitrag leider auf den Vergleich mit der *Logik Philippi* mit Hilfe der Konkordanz verzichtet werden.

Blomberg: Die *Rationalitas* kommt denen Dingen zu, in so ferne wir uns dieselbe durch allgemeine Begriffe denken. Die Sinnlichkeit aber hingegen in so ferne wir uns eine Sache durch einzeln Begriffe vorstellen. (XXIV 127₂₅₋₂₈)

Pölitz: Das Vermögen der Anschauung ist Sinnlichkeit, das Vermögen der Begriffe ist Verstand. Man kann Sinnlichkeit noch anders definiren nemlich metaphysisch, wo sie von einer andern Seite betrachtet wird, nemlich sie ist das Vermögen der Receptivität, der Verstand aber ist das Vermögen der Spontaneität, der nur Dinge vorstellt wie sie sind, nicht wie sie uns afficiren. (XXIV 512₂₀₋₂₅)

Wien: Alle unsre Erkenntniße sind entweder Anschauung, oder Begriffe. Das Vermögen der Anschauung ist die Sinnlichkeit. Das Vermögen der Begriffe ist der Verstand, und durch Begriffe etwas erkennen, heißt denken. Die Anschauung aber geht nur auf etwas Einzelnes, Begriff auf das, was mehrere Dinge gemein haben. Von einer andern Seite wird die Sinnlichkeit so erklärt, daß sie sey eine receptivtaet, eine Fähigkeit von Gegenständen afficirt zu werden. Der Verstand, als eine Spontaneitaet, ein Vermögen, Dinge vorzustellen, wie sie sind, nicht wie sie uns afficiren. (XXIV 806₅₋₁₃)

Jäsche: Alle unsre Erkenntnisse nämlich sind [...] entweder *Anschauungen* oder *Begriffe*. Die erstern haben ihre Quelle in der *Sinnlichkeit*, dem Vermögen der Anschauungen, die letztern im *Verstande*, dem Vermögen der Begriffe. Dieses ist der *logische* Unterschied zwischen Verstand und Sinnlichkeit, nach welchem diese nichts als Anschauungen, jener hingegen nichts als Begriffe liefert. Beide Grundvermögen lassen sich freilich auch noch von einer andern Seite betrachten und auf eine andre Art definiren; nämlich die Sinnlichkeit als ein Vermögen der *Receptivität*, der Verstand als ein Vermögen der *Spontaneität*. Allein diese Erklärungsart ist nicht logisch, sondern *metaphysisch*. (IX 36₂₋₁₂)

Aus dem Vergleich der zitierten Passagen wird nun zumindest Folgendes ersichtlich:

1. In den letzten drei Nachschriften handelt es sich gleichermaßen um einen *ausdrücklichen* Perspektivenwechsel von der *logischen* Unterscheidung zwischen der Sinnlichkeit und dem Verstande zu der *metaphysischen* Unterscheidung.

2. In der *Logik Blomberg* wird noch der Begriff ›Rationalitas‹ statt des (späten) Begriffs ›Verstand‹ verwandt. Im Gegensatz zum Begriffspaar ›Anschauung(en) – Begriff(e)‹ in den anderen Nachschriften steht in der *Logik Blomberg* (noch) ein anderes: ›allgemeine Begriffe – einzeln[e] Begriffe‹.
3. Es scheint sowohl dem Wortgebrauch als auch dem Inhalt nach unverkennbar zu sein, daß die letzten drei Nachschriften – zumindest an den zitierten Stellen – zu einer und derselben Texttradition gehören.

Darüber hinaus ist bezüglich des erstgenannten Punktes hervorzuheben, daß der ausdrückliche Perspektivenwechsel von Logischem zu Metaphysischem ein Gedanke ist, den man in der *Kritik der reinen Vernunft* nirgendwo finden kann. In der *Kritik der reinen Vernunft* heißt es nämlich an einer repräsentativen Stelle in bezug auf die zur Diskussion stehende Unterscheidung wie folgt:

Wollen wir die *Rezeptivität* unseres Gemüths, Vorstellungen zu empfangen, so fern es auf irgend eine Weise affiziert wird, *Sinnlichkeit* nennen: so ist dagegen das Vermögen, Vorstellungen selbst hervorzubringen, oder die *Spontaneität* des Erkenntnisses, der *Verstand*. Unsre Natur bringt es so mit sich, daß die *Anschauung* niemals anders als sinnlich sein kann, d. i. nur die Art enthält, wie wir von Gegenständen affiziert werden. Dagegen ist das Vermögen, den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu *denken*, der *Verstand*. (B 75)

Hier ist, trotz eindeutiger Übereinstimmung mit den letztgenannten drei Logiknachschriften, von einem *ausdrücklichen* Wechsel von der logischen Betrachtungsweise zur metaphysischen nicht die Rede.

Was die umstrittene Datierung der *Logik Pölitz* angeht, so läßt sich m. E. dem durchgeführten Vergleich der Parallelen in den Logiknachschriften zufolge vermuten, daß eher für den terminus a quo der Anfertigung dieser Nachschrift *nach* der *Kritik der reinen Vernunft* – zumindest als *Teildatierung*³⁶ – als für den terminus a quo *vor* 1781 zu plädieren ist.

³⁶ Hinske, *Kant-Index*, Bd. 6: *Stellenindex und Konkordanz zur »Logik Pölitz«*, a. a. O. S. XLII.

2. Reflexionen

Durch ein weiteres Beispiel der wortstatistischen Kantforschung kann die Bedeutung von Textanalysen dieser Art noch handgreiflicher vor Augen geführt werden. Es handelt sich hierbei um die Datierung der *Reflexionen*. Erich Adickes hat bekanntlich bei einer ganzen Reihe von Reflexionen nicht selten den breiten Zeitraum von mehr als zehn Jahren zugelassen. Ein Paradebeispiel dafür ist die *Reflexion 3402*, die Adickes in die Zeit zwischen 1760–1775 verlegt hat: »Die Rede, welche auf die logische Vollkommenheit alles bezieht, oder die alles auf das unterhaltende Spiel der Sinnlichkeit bezieht.«

Wenn man davon ausgehen darf, daß die *Logik Philippi*, in der der Begriff ›Sinnlichkeit‹ mit sehr viel größerer Häufigkeit als in den anderen Nachschriften vorkommt, aus den ersten Jahren der 70er Jahre – man vermutet sogar aus dem Jahre 1772³⁷ – stammt, so kann die von Adickes bevorzugte, relativ frühe Datierung der Reflexion – die Datierung auf die Phase (1764–1768) sowie auf die Phase (1769) – eher als unwahrscheinlich gelten; geschweige denn die von ihm vermutete Datierung auf die Phase (1760–1764).

Freilich muß man in diesem *dritten Anwendungsfeld* der EDV auf die Kantforschung, um sich nicht irreleiten zu lassen, ein besonderes Augenmerk auf ein eigentümliches Problem der Textdatierung richten. Es handelt sich um das Problem, das durch die Untersuchung der Logiknachschriften mit Hilfe des *Kant-Index* sichtbar wird und das sich wohl am deutlichsten folgendermaßen zusammenfassen läßt: »Die Annahme textgenealogischer Verhältnisse in der Form einer reinen Abschriftentradition³⁸ reicht nicht aus, die Verhältnisse unter den Nachschriften zu erklären.«³⁹ Was insbesondere die Datierung der *Logik Blomberg* und der *Logik Philippi* angeht, so läßt sich aus der wortstatistischen Text-

³⁷ Hinske, *Zwischen Aufklärung und Vernunftkritik*, a. a. O. S. 85. Zur Datierung der *Logik Philippi* vgl. ferner Hinske, *Kant-Index*, Bd. 3: *Stellenindex und Konkordanz zur »Logik Blomberg«*, Teilbd. 1: *Stellenindex* a. a. O. S. XXVIII ff. und Hinske, *Kant-Index*, Bd. 14: *Personenindex zum Logikcorpus*, a. a. O. S. XIX f. (wie oben Anm. 17).

³⁸ Zu einer derartigen Annahme und der Unhaltbarkeit ihrer Argumentationen vgl. Hinske, *Kant-Index*, Bd. 6: *Stellenindex und Konkordanz zur »Logik Pölitz«*, S. XXII f., S. XLIV f. und S. L ff.

³⁹ Hinske, *Kant-Index*, Bd. 6: *Stellenindex und Konkordanz zur »Logik Pölitz«*, S. XL.

analyse im Rahmen des *Kant-Index* ersehen, daß man weder die *Logik Blomberg* noch die *Logik Philippi* als »Einheit«⁴⁰ betrachten darf; »Eine exakte Zeitbestimmung wird dadurch so gut wie unmöglich gemacht.«⁴¹ Demzufolge muß man, wie der vorliegende Beitrag anhand des Begriffs ›Sinnlichkeit‹ dargelegt hat, Kants Logiknachschriften Zeile um Zeile überprüfen, und zwar dadurch, daß man die Passage, in der ein bestimmter Begriff auftaucht, nicht nur mit den Parallelen in anderen Logiknachschriften, sondern auch mit relevanten Reflexionen sowie mit Kants Druckschriften vergleicht. Freilich wird man dabei auf Schritt und Tritt auf schwierige textkritische Fragen stoßen. Aber eben dies muß als eines der großen Verdienste des Trierer *Kant-Index* angesehen werden, daß er es seinem Benutzer gestattet, solche Fragen nicht nur selbst zu stellen, sondern auch selber zu beantworten.

Schlußwort

Aus den bisherigen Darlegungen mag deutlich geworden sein, daß der Trierer *Kant-Index* nicht nur handfeste Erklärungen gibt, sondern vielmehr auch die Notwendigkeit erkennen läßt, weitere Nachforschungen auch *außerhalb* des Anwendungsfeldes der EDV im Felde der Kantforschung durchzuführen. Der vorliegende Beitrag versucht zu verdeutlichen, daß zu einer hinreichenden Auffassung des breiten Spektrums, das den ›Sinn der Sinnlichkeit‹ charakterisiert, zunächst eine weitläufige wort-, begriffs- und quellengeschichtliche Recherche zu unternehmen ist. Auf der Basis solcher Recherchearbeit muß man sodann – im Falle Kants – einen eingehenderen Vergleich zwischen den Druckschriften, Vorlesungsnachschriften und Nachlaßreflexionen durchführen. Jedoch wird spätestens an diesem Punkt sichtbar, daß das als lemmatisierter Index angelegte wortstatistische Hilfsmittel an seine Grenze stößt. Da sich der Gebrauch des Begriffs ›Sinnlichkeit‹ in Wahrheit nicht auf das Gebiet des Logikcorpus

⁴⁰ Hinske, *Kant-Index*, Bd. 3: *Stellenindex und Konkordanz zur »Logik Blomberg«*, Teilbd. 1: *Stellenindex*, a. a. O. S. XXIX.

⁴¹ Ebd.

beschränkt, sondern auch auf dem Gebiet der Metaphysik sowie der Anthropologie zu beobachten ist, sieht man sich zu dem eben erwähnten Zweck einer hinreichenden Auffassung des Bedeutungsspektrums der Sinnlichkeit gezwungen, die Nachforschungen auf ein umfangreicheres Gebiet zu erweitern. Demzufolge ist es offenbar Zeit, alle Hebel in Bewegung zu setzen.

Lemma	Meier	Blomberg	Philippi	Pölitz	Busolt	Dohna-Wundl.	Wiener Logik	Gesamthäufigkeit
Sinnlichkeit	–	32	105	29	16	14	51	247
	–	<i>0.342</i>	<i>1.699</i>	<i>0.718</i>	<i>0.602</i>	<i>0.482</i>	<i>0.908</i>	

Abbildung 1: ›Sinnlichkeit‹. Verteilung der absoluten und relativen Worthäufigkeit auf die verschiedenen Logiknachschriften*

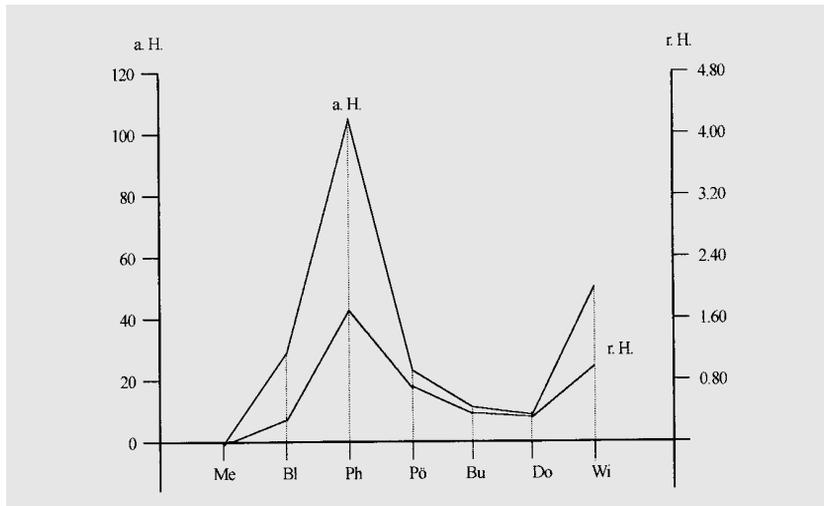


Abbildung 2: ›Sinnlichkeit‹. Verlauf der absoluten und relativen Worthäufigkeit**

* Recte geschriebene Ziffern nennen die absolute, kursiv geschriebene die relative Häufigkeit.

** Die linke Vertikalachse ist die Skala für die absolute Häufigkeit (a. H.), die rechte die Skala (Promille) für die relative Häufigkeit (r. H.). Die Horizontalachse nennt Kants Kompendium (Me = *Meier*) und die einzelnen vollständig überlieferten Vorlesungsnachschriften in der von der Akademie-Ausgabe angenommenen (chronologischen) Reihenfolge (Bl = *Blomberg*; Ph = *Philippi*; Pö = *Pölitz*; Bu = *Busolt*; Do = *Dohna-Wundlacken*; Wi = *Wiener*).

Einblicke in die Werkstatt

© 2017 frommann-holzboog e.K.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Der Philosoph, der Tyrann und das Buch

Über Platons Bedenken gegen die unbeschränkte Öffentlichkeit der Philosophie

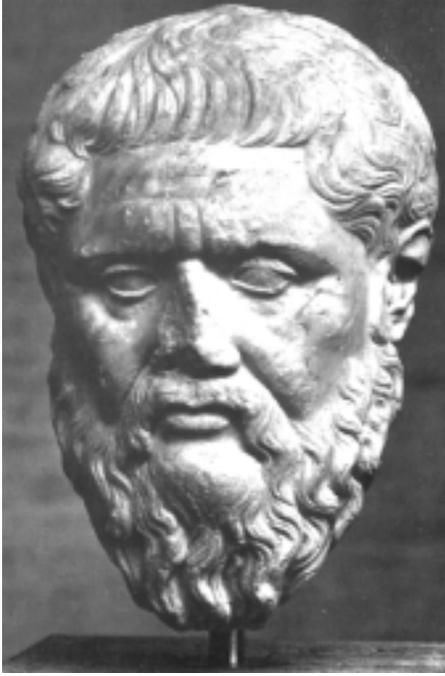
Thomas Alexander Szlezák

Die Festschrift will Günther Holzboog, der den Autoren des Hauses gewiß primär *als Mensch* in Erinnerung bleiben wird (mit seiner Spontaneität und seiner Herzlichkeit, seinem Humor und seinem guten Urteil), *als Verleger* ehren. Der Ehrgeiz des Verlegers muß es sein, vorhandenen Werken von Rang die ihnen gebührende Verbreitung zu verschaffen.

Im Fall des *Supplementum Platonicum* ist es nicht in erster Linie der geistige Rang der zu publizierenden Texte selbst, der zur Veröffentlichung drängt, als vielmehr der Rang der Zentralfigur, die sie mit zu beleuchten helfen: Platons. Dieser eigentliche Gründer des abendländischen Philosophierens gilt uns – und galt schon der Antike – als so wichtig, daß alles, was mit ihm zu tun hatte und womit er zu tun hatte, der Überlieferung und der Verbreitung für wert erachtet wird. Der internationalen Platonforschung erweist der Verlag frommann-holzboog einen großen Dienst durch Veröffentlichung der Reihe, die alle antike Überlieferung, sofern sie direkt mit dem Namen Platon verknüpft ist, zu dokumentieren versucht.

Wie hätte sich nun Platon selbst zu solch umfassender Dokumentation gestellt? Zum Glück besitzen wir ein Dokument von ihm, das überraschend eindeutige Aussagen macht über die Tendenz, alles der Öffentlichkeit preiszugeben. Überraschend ist aber nicht nur die Eindeutigkeit der Aussage – nachgerade schockierend ist ihr Inhalt: abgeraten wird nicht von der Veröffentlichung von Supplementärem oder gar Trivialem, nein, von der Verbreitung durch die Schrift ist nach diesem Dokument auszunehmen gerade das Wichtigste und Wertvollste: der höchste Punkt des Philosophierens.

Die Rede ist von Platons Siebtem Brief, der im Rahmen des *Supplementum Platonicum* zunächst einmal als zeitgenössisches Zeugnis für Platons Verwicklung



Platon

in die Politik von Syrakus, des mächtigsten Einzelstaates im damaligen Griechenland, von Interesse ist. Denn selbst wenn der Brief nicht von Platon stammen sollte, wäre er als eine den geschilderten Ereignissen zeitlich nahe Darstellung eines offensichtlich wohlinformierten Mannes ernstzunehmen. Für die Äußerungen des Briefes über philosophische Zurückhaltung in der Schrift ist die Frage der Echtheit weit wichtiger. Da sich aber die Echtheit eines Dokumentes nie positiv beweisen läßt, allenfalls seine Unechtheit, genügt die Feststellung, daß zahlreiche Forscher die Unechtheit zu beweisen versuchten, aber keiner ein überzeugendes Indiz dafür beibringen konnte.

Was sagt also dieser doch wohl echte Platontext? Es gibt keine Schrift von mir, sagt Platon, über das, womit mir letztlich ernst ist, und es wird nie eine solche geben. Denn das, worum es hier geht, ist nicht mitteilbar in der Art wie andere

Lehrinhalte mittelbar sind. Vielmehr ist es so, daß aus einer Vielzahl von auf die Sache selbst gerichteten Gesprächen und aus dem philosophischen Zusammenleben sich plötzlich in der Seele eine Erkenntnis einstellt, vergleichbar dem Aufgehen eines Lichtes durch Überspringen eines Funkens (341 c 4 – d 2).

Wovon redet der Text? Offenbar von dem Vorgang des *plötzlichen* Sicheinstellens von Einsicht nach langer vergeblicher Bemühung. Ein innerseelischer Vorgang, der wegen seiner ›Plötzlichkeit‹, d. h. wegen des Fehlens eines nachvollziehbaren zeitlichen Ablaufs, mit der Metapher des ›Sprungs‹ (bzw. ›Überspringens‹ des Funkens) belegt wird, ist klarerweise aus prinzipiellen Gründen nicht in Worte zu fassen. Wenn Platon also darüber nichts geschrieben hat, so fehlt uns nichts von dem, was Platon hätte schreiben können: er redet hier offenbar von einem prinzipiell Unsagbaren, von dem wohl auch Wittgensteins Wort gelten müßte: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen«.

Wäre das alles, was der Brief uns über das Nichtschreiben sagt, so wäre die Sache einfach. Man könnte einfach feststellen, daß Platon offensichtlich gar nichts hatte, was er hätte schreiben können aber nicht schreiben wollte, daß er statt dessen einmal kurz reflektierte auf die Tatsache, daß der Vorgang der Entstehung von Einsicht nicht beschreibbar ist. Und in diesem Sinne erklären denn auch manche Interpreten, der Siebte Brief sei kein Zeugnis für eine mündliche (esoterische) Philosophie Platons.

Indes sagt der Brief uns noch sehr viel mehr über das philosophische Schreiben und über die Notwendigkeit, es mitunter zu unterlassen, auch wenn formulierbare Einsichten und ausformulierte Sätze vorliegen. Denn unzweifelhaft hat Platon zum jungen Dionysios, der in Syrakus im Jahr 367 v. Chr. das Erbe der von seinem Vater aufgebauten mächtigen Tyrannis übernahm, in ausformulierten Sätzen gesprochen und sich dabei auf intersubjektiv nachvollziehbare Einsichten bezogen (gewiß nicht lediglich auf das private Erlebnis des Überspringens des Funkens, über das man ja ebensowenig reden wie schreiben kann). Ein ausführliches Gespräch zwischen dem Philosophen und dem Tyrannen gab es nämlich, auch wenn es bei diesem einzigen Gespräch blieb (341 a, 345 a). Platon führte ein Gespräch dieser Art nicht etwa zum ersten Mal in seinem Leben (wenn auch sicher zum ersten Mal mit einem jungen Mann mit einer riesigen Militär-

macht im Rücken). Er deutet an, daß er eine Methode des Testens von Aspiranten der Philosophie hatte. Die Methode sah vor zu zeigen, worin die ganze Sache (der Philosophie) besteht, von welcher Art sie ist und mit welchen Anstrengungen und Mühen verbunden. In den Dialogen gibt es zwar immer wieder Hinweise auf die unendliche Schwierigkeit und Länge des philosophischen Geschäfts, doch nirgends finden wir das verbunden mit einer Art (inhaltlicher) Gesamtübersicht über die Philosophie Platons. Das Testgespräch oder die *Peira*, wie Platon sie nennt, enthielt also Dinge, die wir so nicht finden im Schriftwerk des Philosophen. Der Zweck der *Peira* war, die wirklich philosophischen Hörer zu noch größerer Begeisterung für die Sache der Philosophie zu entfachen; die nicht Geeigneten würden in der Regel erkennen, daß sie solch einer geistigen Anstrengung nicht gewachsen wären – einige freilich seien dann überzeugt, schon hinreichend viel mitbekommen zu haben und weiterer Anstrengung nicht zu bedürfen.

Von letzterer Sorte war offenbar der junge Tyrann. Obwohl die Version der *Peira*, die Platon ihm bot, inhaltlich unvollständig war (341 a), machte er sich ohne Verständigung mit dem Meister daran, aus dem nur einmal Gehörten ein eigenes Buch zu machen.

Platon verurteilt dieses Verhalten. Wir Heutige würden ohne weiteres davon ausgehen, daß ihn das Plagiat am meisten gestört haben müsse. Indes wird dieser Aspekt des Vergehens des Dionysios nur am Rande erwähnt (341 b). Oder wir würden annehmen, das niedrige Niveau und die Inkorrektheiten, die bei so kurzer Vorbereitung nicht ausbleiben konnten, seien der Anklagepunkt. Indes hat Platon das Produkt des Dionysios gar nicht gesehen, Fehler und Niveaulosigkeit wirft er ihm nicht vor. Das einzige, woran er Anstoß nimmt, ist die Tatsache der Veröffentlichung. Der Inhalt der *Peira* betraf einen Bereich seiner Philosophie, der von der Veröffentlichung ausgeschlossen war.

Daß es da Inhalte genug gab, die schriftlich mitgeteilt werden konnten, geht aus dem Brief klar hervor. Auch ohne das Buch des Dionysios gelesen zu haben, zweifelt Platon nicht daran, daß der ihm von anderen berichtete Inhalt letztlich der Inhalt seiner *Peira* war: offenbar waren das klar umrissene Positionen, die auch bei indirekter Kenntnisnahme identifizierbar waren. Dann ist da der schon erwähnte Hinweis auf die inhaltliche Unvollständigkeit jener einzigen Darlegung



Das Philosophenmosaik in Neapel – Ein Darstellung der Platonischen Akademie?

vor Dionysios: ein nach Punkten oder Abschnitten gegliedertes Ganzes konnte einmal vollständig, ein andermal nur zu einem Teil referiert werden. Schließlich haben wir die Ausführungen über die Schwäche der Erkenntnismittel, die eine sichere Übertragung von Einsicht von einer Seele zur anderen unmöglich machen. Den wahren Dialektikern bleibt nichts als sich im wohlwollenden Gespräch immer wieder mit der Sache zu befassen, bis das Licht der Erkenntnis aufleucht.

tet (344 b). Daß solche Gespräche sachbezogen und in sich differenziert waren, dafür bürgt der platonische Begriff der Dialektik. Es gibt für den platonischen Philosophen also sehr viel Sachhaltiges zu sagen und zu formulieren, bevor es zur nicht voraussagbaren und nicht erzwingbaren vollen Einsicht kommt. Diese formulierbaren Dinge aber *soll* ein vernünftiger Mensch nicht der Schrift anvertrauen (344 cd). Der Appell an die Vernunft des Philosophen zeigt, daß er auch anders handeln könnte. Während das schlichtweg Unsagbare, von dem wir ausgingen, in jedem Fall ungesagt bleibt, auch wenn etwa »darum herumgeredet« würde, können die Gedankengänge und Theorien, die der Erkenntnis des Höchsten vorausgehen, durchaus schriftlich mitgeteilt werden – doch wer das täte, verginge sich an einer Sache, der Platon mit religiöser Scheu begegnete: sein Ausdruck dafür ist *sebesthai*, (*religiös*) *verehren* (344 d). Dionysios brachte diese Haltung nicht auf, was er tat, war ein *Hinauswerfen* von Inhalten, die es nicht verdienen, auf diese Weise verbreitet zu werden. Denn mögen sie an sich auch das Höchste der menschlichen Erkenntnis darstellen, ohne die rechte Vorbereitung wäre ihre Kenntnis für die meisten Menschen kein Gewinn (341 de).

Man sieht: der Brief ist ein eindeutiges Zeugnis für platonische Esoterik. Platon hatte eine inhaltlich ausdifferenzierte mündliche Philosophie, die er aus prinzipiellen Erwägungen heraus im Bereich der Mündlichkeit behalten wollte. Daß das schriftgläubige 20. Jh. das nicht wahrhaben wollte und keck am Text des Briefes heruminterpretierte, bis das Gegenteil herauszukommen schien, ist im Rückblick zu Beginn des 21. Jh. mehr mit einem Lächeln als mit Ärger zu vermerken.

Der Herausgeber aber und der Verleger müssen sich mit dem seltsamen Umstand anfreunden, daß sie ihren ganzen Ernst auf die Publikation von Dingen verwenden, die für den Autor allenfalls sein Zweitbestes waren, während sein Bestes – das, »womit ihm Ernst war« – für ihn vernünftigerweise vor der öffentlichen Verbreitung zu bewahren war.

Transcriptions of an Autograph Text
of Thomas Aquinas
from 1260–65 to the Present Day¹

Roberto Busa S.J.

To transcribe a text is not the same activity as to translate it into another language. To transcribe means only that the signs or symbols are copied or, rather, reproduced on another support system, without modification of either the words or their order.

Typography, lithography, offset, xerography, photography reproduce pages of signs exactly as they are in the original, without any change of their meaning. Digitizing them on a computer, however, implies a series of mutations of signs internal to the computer; nonetheless the final goal is in any case still an output legible to the human eye. The operative intermediate transfers, in fact, are not directly legible to the human eye; they are numerous and diverse: characters in bytes, such as the Ebcdic and Ascii systems, with different distributions and sequences, on hard and floppy discs or CD-ROM, according to the varieties of the operative systems and/or of the word-processors, with compressions and decodifications etc.

Also on a PC the output may (but not must) in its graphic aspects be different from the pages and lines of the original text, without damage to the content. »Digitalization« (not the same as »digitization«) is spreading throughout every sector of reproductive technologies, from text-scanners (also with figures and colours) to sound frequencies and Hertzian waves. However, transcriptions and copies are as old as culture, or better, as old as writing. Johannes Gutenberg began

¹ I would like to thank Father Oliva for his many contributions to this article and for revising it; I would also like to thank Philip Barras, who at present teaches at the Catholic University in Milan, for his English version.

the process of mechanization, Luis Jacques Mandé Daguerre that of photography, and someone unknown (to me at least) that of printing coloured designs on textiles.

Today, ever since God guided man to learn to manipulate some of the basic forces of the micro-cosmos (atoms, sub-atoms, molecules, cells, electricity, Hertizian waves, magnetism and who knows what else?) the technical possibilities of reproducing, transferring from one sign-system into another have »exploded«, that is, they are increasing exponentially both in number and types of application, while diminishing in inverse proportion to the length of time it takes to perform them. And yet it is both soothing and instructive to see how this passing of the functions of signs from one type of physical entity to another took place when God had not yet guided man either to mechanics, or to automation, or to electronics.

Thomas Aquinas (1220–1274) left writings made up of 8,767,848 words: about as many as come down to us from classical Latin (while those of classical Greek amount to about 80 million). Of his works, some are »reportationes«, i. e. short-hand reports made while he was speaking. Others he dictated himself, e. g. *De Veritate*, and others he wrote in his own hand, e. g. the *Summa contra Gentiles*, which he started in Paris c. 1260 and finished in Italy c. 1265. Autograph versions remain of this last work and of a few others.

Looking at the photocopy (see page 202) of one part of chapter 48 of the third book, »Quod ultima hominis felicitas non sit in hac vita« (»man's ultimate happiness is not in this life«), one realizes immediately why for centuries this handwriting was known as »littera inintelligibilis« – indecipherable.² It was eventually deciphered by Father Petrus Paulus Daniel Mackey O. P., who was born in England at Erdington, Wilts., in 1851. From 1881 on he was part of the Leonine Commission in Rome at S. Sabina, where he died on the 23rd of April 1935. He had become blind in his later years.

Together with other members of his order he prepared a critical edition of the whole of the *Summa contra Gentiles*, in vols. 13, 14, and 15, which came out

² This part was photocopied for me from the manuscript Vat. lat. 9850 in the Vatican Library – for which my heart-felt thanks.

in 1918, 1926, and 1930, and compiled the marvellous indices in vol. 16 (1948) of the *Summa contra Gentiles* and of the *Summa Theologiae*. The Leonine Commission (Grottaferrata) preserves the large sheets of paper (53 by 42 cm) on which he wrote his decipherment of the autograph. His obituary in vol. 16 (pp. V–VI) stresses the fifty years of his life that he spent in silent activity dedicated to »studii absconditis, taediosis, subordinatis, parum amatis« – arcane philological studies, repetitive team-work, appreciated by few. The prefaces, introductions, apparatus and indices of these editions compel us to admire the deep logical wisdom of those who took such a burden upon themselves, a proof of how human effort in every field is conditioned by daily converse with God, i.e. »pietas«.

And in fact the first decipherment, after centuries of printed transmissions, could only be made, as one says, »by hand«. Only after a first interpretation had already been acquired by means of the aggressiveness of a methodical and persevering intelligence could the instructions be individuated and formalized so that their execution could be entrusted to a computer program.

The handwriting of St. Thomas turned out to be systematic, as indeed are his endless abbreviations. Among those capable of reading it today are Father Pieter Gils O. P. (who was born, as I was, in 1913, and who has recently died) and Father Adriano Oliva O. P. (born in 1964), director of the Leonine Commission at Grottaferrata.³

The following pages show 1. the autograph of one part of chapter 48 of the third book of the *Summa contra Gentiles*, 2. its decipherment, 3. its Latin transcription and finally 4. its English translation.

³ For more detailed information see:

- Ant. Dondaine O.P. *Secrétaires de Saint Thomas*, Roma: S. Sabina 1956, 2 vols., pp. 277+15+XL plates
- J.-P. Torrell O.P. *Initiation à Saint Thomas d'Aquin*, Paris: Ed. du Cerf 1993, pp. 552
- two articles by Adr. Oliva O.P.: a) on the original dictated by St Thomas of the *Qu. Disp. De Veritate* and b) on the original autographs of the *Summa contra Gentiles*, of the *Super Boetium De Trinitate* and of the *Lectura super Isaiam* which can be found in: Events (ed.): »Diventare Santo«, pp. 127–130 (catalogue of all autographs of the saints and the beatified kept in the Vatican Library)

The autograph (Vat. lat. 9850, f 50 r a)*

* The marks [] in the texts on this and on the following pages (202–205) are editorial additions of ours to show the correspondence of the paragraphs.

Ghibet RE t ipse q. d. p. bar i x. ecb. ipso e dte
 q. ho i hac uita uicim suu hne plegit. Et p. o. p. e
 i p. i. e. d. e. r. e. x. i. r. e. i. a. c. t. u. ; q. d. u. g. n. e. e. x. c. o. r. o. f. e. m. p.
 i. a. c. t. u. ! h. e. i. s. u. o. h. n. e. u. l. t. i. o. T. e. l. l. i. g. a. u. p. o. l. i. t. e. n. t.
 e. i. p. o. a. d. o. f. f. f. o. r. t. r. e. r. e. f. f. b. i. t. i. o. g. g. l. e. d. u. l. ; r. e. d. u. c. i.
 r. a. u. i. a. c. t. u. c. u. a. l. i. q. e. a. r. u. g. g. l. e. ; i. g. o. n. e. t. r.
 e. x. c. o. r. o. i. a. c. t. u. i. g. g. n. i. i. u. l. t. i. o. s. u. o. h. n. e. ! n. i. q. u. o. t. a.
 l. a. l. e. t. i. f. e. a. u. t. i. a. g. g. l. e. t. o. ; h. i. h. u. p. h. o. a. l. l. e. g. p. l. e. t. i. s. p. e.
 c. l. a. t. a. l. q. b. u. l. i. h. a. c. u. i. c. a. u. t. o. a. r. e. g. g. l. e. m. p. ; h. e. q. p. o. l. e.
 q. u. l. t. a. f. e. t. h. o. i. l. h. i. r. i. h. a. c. u. i. c. a. . Et p. p. h. a. l. a. u. z. h. i. g.
 h. o. e. l. a. l. e. x. z. a. u. e. t. o. y. l. p. o. l. u. e. r. e. u. l. t. a. z. h. o. i. l. f. e. t. h. e. e.
 i. g. g. e. h. u. a. q. e. p. l. i. a. l. s. p. e. c. t. a. t. a. l. . E. t. p. p. r. i. n. c. i. p. a. t. z.
 t. u. l. b. a. s. e. p. a. r. a. . q. u. a. e. e. c. e. d. e. b. a. t. p. o. l. e. h. o. i. i. h. a. c. u. i. c. a. .
 P. r. i. m. o. u. o. a. p. p. . u. i. d. e. r. q. n. e. a. l. i. a. g. g. h. o. i. l. i. h. a. c.
 u. i. c. a. q. p. l. e. t. i. a. l. s. p. e. c. t. a. t. o. r. a. l. . p. o. l. i. t. e. p. o. l. i. t. e. h. o. i. z.
 h. i. g. l. e. q. f. e. t. p. l. e. a. z. h. i. s. u. o. m. o. ; i. q. l. a. t. i. l. o. p. p. e. r. q. r. a.
 a. g. u. l. t. i. a. p. a. t. i. e. b. a. t. h. i. t. i. o. e. o. r. u. p. l. e. t. a. r. a. i. g. e. t. a. .
 I. a. q. b. z. a. g. u. l. t. i. y. l. i. b. a. b. i. t. i. s. n. i. p. o. n. a. m. p. f. p. b. o. e. l. p. m. i. s. s. i. a. l.
 h. o. i. e. a. d. u. t. a. f. e. t. p. h. o. i. e. u. i. c. a. p. u. e. t. i. r. e. p. o. l. i. t. e. a. i. a.
 h. o. i. l. i. m. o. e. a. l. i. e. x. i. s. t. e. r. e. i. q. l. e. t. a. r. u. a. t. a. i. c. e. l. l. i. g. z.
 p. m. o. d. u. q. i. c. e. l. l. i. g. e. l. b. e. s. e. p. a. r. e. . I. i. e. i. l. o. h. u. i. o. p. i. l.
 o. f. f. e. l. i. e. Et e. i. c. e. q. u. l. t. a. f. e. t. h. o. i. l. . i. g. g. e. d. e. j. q. h. e. a.
 h. u. a. m. e. l. p. h. a. c. u. i. c. a. . p. m. o. d. u. q. i. p. m. g. g. l. e. l. b. e.
 s. e. p. a. r. e. Et p. p. q. m. l. o. d. i. l. i. c. e. d. e. n. o. b. i. c. e. l. i. s. p. m. e. t. i. c. ;
 z. m. x. p. p. . d. e. q. l. e. i. e. r. e. l. i. e. a. g. l. i. t. e. a. l. e. q. u. i. d. e. o.

The decipherment (by Father Oliva)

© 2017 frommann-holzboog e.K.
 Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung,
 vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder
 ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
 unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

□ consistere, sicut etiam ipse Aristoteles probat in X *Eth.* a impossibile est dicere quod homo in hac vita ultimum suum finem consequatur.

□ Praeterea. Omne quod est in potentia, intendit exire in actum. Quandiu igitur non est ex toto factum in actu, non est in suo fine ultimo. Intellectus autem noster est in potentia ad omnes formas rerum cognoscendas: reducitur autem in actum cum aliquam earum cognoscit. □ Ergo non erit ex toto in actu, nec in ultimo suo fine, nisi quando omnia, saltem ista materialia, cognoscit. □ Sed hoc non potest homo assequi per scientias speculativas, quibus in hac vita veritatem cognoscimus. Non est igitur possibile quod ultima felicitas hominis sit in hac vita.

□ Propter has autem et huiusmodi rationes, Alexander et Averroes posuerunt ultimam hominis felicitatem non esse in cognitione humana, quae est per scientias speculativas, sed per continuationem cum substantia separata, quam esse credebant possibilem homini in hac vita. □ Quia vero Aristoteles vidit quod non est alia cognitio hominis in hac vita quam per scientias speculativas, posuit hominem non conse-

qui felicitatem perfectam, sed suo modo.

□ In quo satis apparet quantam angustiam patiebantur hinc inde eorum praeclara ingenia. □ A quibus angustiis liberabimur si ponamus, secundum probationes praemissas, hominem ad veram felicitatem post hanc vitam pervenire posse, anima hominis immortaliter existente, in quo statu anima intelliget per modum quo intelligunt substantiae separatae, □ sicut in Secundo huius Operis ostensum est.

□ Erit igitur ultima felicitas hominis in cognitione Dei quam habet humana mens post hanc vitam, per modum quo ipsum cognoscunt substantiae separatae. □ Propter quod, *Matth.* V, Dominus *mercedem nobis in caelis* promittit; et *Matth.* XXII, dicit quod *Sancti erunt sicut Angeli, qui vident.*

The Latin transcription (Editio Leonina Manualis, Roma 1934, 279a)

┌As Aristotle himself proves in *Ethics* X, it is impossible to say that man achieves his ultimate end in this life.

┌Moreover, everything that is in potency tends to proceed into act. So, as long as it is not made wholly actual, it is not at its ultimate end. Now, our intellect is in potency in regard to all the forms of things to be known, and it is reduced to act when it knows any one of them. ┌So, it will not be wholly in act, nor at its ultimate end, until it knows all things, at least all these material things. ┌But man cannot achieve this through the speculative sciences, through which he knows truth in this life.

Therefore, it is not possible for man's ultimate felicity to be in this life.

┌For these and like reasons, Alexander and Averroes claimed that man's ultimate felicity does not consist in the human knowledge which comes through the speculative sciences, but through a connection with a separate substance, which they believed to be possible for man in this life. ┌But, since Aristotle saw that there is no other knowledge for man in this life than through the speculative sciences,

he maintained that man does not achieve perfect felicity, but only a limited kind.

┌On this point there is abundant evidence of how even the brilliant minds of these men suffered from the narrowness of their viewpoint. ┌From which narrow attitudes we shall be freed if we grant in accord with the foregoing proofs that man can reach true felicity after this life, when man's soul is existing immortally; in which state the soul will understand in the way that separate substances understand, ┌as we showed in Book Two of this work.

┌And so, man's ultimate felicity will lie in the knowledge of God that the human mind has after this life, according to the way in which separate substances know Him. ┌For which reason our Lord promises us »a reward in heaven« and says that the saints »shall be as the angels who always see God«.

The English translation (by V. J. Bourke, Doubleday 1950, 162 ff.)

Gertruds von Helfta ›Exercitia spiritualia‹

Margot Schmidt

Die *Exercitia spiritualia* der Gertrud von Helfta, auch Gertrud die Große genannt, sind bisher allein im Frühdruck des Kölner Karthäusers Johannes Lanspergius von 1536 überliefert und zwar als Anhang ihres Hauptwerkes der *Insinuationes divinae pietatis* in fünf Büchern, das nach einigen späteren Handschriften den Titel *Legatus divinae pietatis* führt: ›Der Gesandte der göttlichen Liebe‹, ein Titel, der sich durchsetzte. Für die *Exercitia* gibt es bisher keine handschriftliche Überlieferung. Daß die beiden Texte im Frühdruck von Lanspergius ursprünglich zusammengebunden waren, wird aus der hohen Paginierung der *Exercitia* ersichtlich. Außerdem nennt das vorangestellte Inhaltsverzeichnis nach Aufzählung der fünf Bücher des *Legatus* zum Schluß die *Exercitia*, mit denen das Werk abschließt: »Adjiciuntur exercitia [...] quae librum claudunt«. Nach dem Inhaltsverzeichnis steht vor dem Text eine *Epistola apologetica*, die sich offensichtlich auf beide Texte bezieht. Die *Epistola* hält fest, daß die Approbation nur in der »einheimischen Sprache«, nämlich in deutscher Sprache: »lingua nostra vernacula« vorläge und ins Lateinische übersetzt worden sei: »in linguam vertimus in latinam.« Aus der *Epistola* geht ferner hervor, daß die Texte aufgrund der Initiative vom Prälaten des Klosters ausgewiesenen, berühmten Theologen aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden zur Durchsicht und Prüfung vorgelegt worden sind. Anschließend werden diese aufgeführt:

Der gelehrte und geistvolle Mann, Bruder Heinrich von Mühlhausen, der als erster dieses Buch las und approbierte. Danach Pater Heinrich aus Wernigerode, der ebenso gelehrt wie fromm war und sich im Kloster Halle aufhielt. Danach wurde es um 1300 von einem in hohem Ansehen stehenden und mit großen Geistesgaben ausgestatteten Lektor begutachtet, der bei den Minoriten in Halber-

stadt »von Burgo« genannt wurde und es mit höchstem Lob empfahl. Nach diesem prüft der überaus gelehrte Bruder und Lektor Nikolaus aus Hildesheim das Werk, der um 1300 das Amt des Priors in Halberstadt innehatte. Durch diesen ausgezeichneten Theologen fand das Werk große Anerkennung. Anschließend wird der Dominikaner Dietrich von Apolda genannt, der auch das *Fließende Licht der Gottheit* der Mechthild von Magdeburg kannte und Teile daraus für seine *Vita* des hl. Dominikus zitierte, desgleichen mit der »hl. Jungfrau (Gertrud) Gespräche geführt hatte«. Auch er hat vorbehaltlos ihren Schriften zugestimmt. Schließlich wird »unter den hochgelehrten Männern jener Zeit, Magister Gottfried, genannt: König« aufgeführt und mehrere andere, die zu Bewunderern von Gertruds Schriften werden, in denen man »aus dem Geist der Wahrheit« die »universale Weisheit« findet, die »zur Verteidigung der katholischen heiligen Gelehrsamkeit«, welche Gertruds Buch vermittelt, »bis zum Tode beflügelt«.

Hiermit endet sozusagen das kirchliche »Nihil obstat« für die weitere Verbreitung von Gertruds Schriften, ähnlich wie Hildegard von Bingen auf der Synode von Trier 1147/1148 durch die Vermittlung des Bernhard von Clairvaux in Gegenwart von Papst Eugen III. von allerhöchster Autorität die Anerkennung und Schreibfortsetzung ihrer Visionsschriften erhielt und damit der Verbreitung ihrer lateinischen Schriften Vorschub geleistet wurde. Nicht ganz so spektakulär wie bei Gertrud und Hildegard empfiehlt die lateinisch-deutsche Vorrede seitens des Dominikanerordens Mechthilds *Fließendes Licht* zur aufmerksamen und wiederholten Lektüre, da es »die Offenbarung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft enthält«. »Ein Bruder desselben Ordens stellte es zusammen und schrieb es.« So unter dominikanische Protektion gestellt, sollte es in seiner kühnen Ursprünglichkeit unangefochten seinen Weg in die Öffentlichkeit nehmen.

Bemerkenswert ist in der *Epistola apologetica*, daß am Schluß der Approbatio nach der Nennung von Magister Gottfried festgehalten wird: »Bis hierher stammt der Text« – der ja noch weitergeführt wird – »aus der Umgangssprache« (»ex vulgari idiomate«). Der lateinische Schreiber stützt sich also für diesen Teil auf eine deutsche, muttersprachliche Vorlage.

Vor diesem Hintergrund erscheint es interessant, daß in den *Exercitia* an drei Stellen mittelhochdeutsche Versionen eingestreut sind mit anschließender lateinischer Übersetzung. Dies vermerken und bieten auch die Herausgeber des

lateinischen Textes der *Exercitia* in den *Sources Chrétiennes* Bd. 127, Paris 1967, ohne jedoch näher darauf einzugehen. Bei der ersten Lektüre erscheint der mhd. Text natürlicher, frischer, auch in den Reimen. Schaut man genauer hin, findet man sprachliche Anklänge an das *Fließende Licht* der Mechthild von Magdeburg bis hin zur Dialektform des verlorengegangenen mittelniederdeutschen Originals, dessen Relikte sich vereinzelt in der oberdeutschen hochalemannischen Übertragung der Einsiedler Handschrift 277 wiederfinden.

Hierfür ein Beispiel:

Im zweiten deutschsprachigen Text der *Exercitia* II 24 heißt es von Maria, die um Hilfe angerufen wird:

»du vermachs das bouen al, allerbest mit dyme lieuen sone«

Der lateinische Übersetzer hat die vielleicht fremdartig klingende Stelle richtig verstanden:

»quia tu prae omnibus praevales [...]«

weil du es vor allen anderen am allerbesten vermagst [...]

»bouen« (= boven) = »über« ist ein mittelniederdt. Relikt »über allen«, ein Wort, das in der hochalemannischen Übertragung von Mechthilds Werk zweimal vorkommt. Die charakteristische Stelle ist in III 3,43: Die Seele klagt über ihren Hunger und Durst nach Gott Vater und Sohn und sagt: Ich habe von ihrer beider Geist soviel Liebesnot,

»sie gat boven des vatter wiesheit, die ich nit begriffen mag«¹

»die geht über des Vaters Weisheit, die ich nicht begreifen kann«²

Das zuvor genannte »mynnen cloester« in *Exercitia* II als »die schole des heiligen geistes«, in das Gertrud durch Marias Hilfe aufgenommen werden möchte,

1 Edition Hans Neumann, Bd. I: Text, München 1990, S. 81,43 und H. Neumann, Bd. II: Untersuchungen, München 1993, S. 192.

2 Mechthild von Magdeburg, *Das fließende Licht der Gottheit*. Zweite neubearbeitete Übersetzung mit Einführung und Kommentar von Margot Schmidt (*Mystik in Geschichte und Gegenwart* I/11), Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 87, 14 f. (frommann-holzboog). (Zitiert: Schmidt)

dürfte thematisch ein Anklang an Mechthilds Allegorie: *Von einem geistlichen Kloster* in VII 36 sein, das über den Aufbau von Tugenden zur »wahren Liebe« führen soll, wo die »Schulmeisterin die Wahrheit« ist.

Das Motiv des Grünens und Blühens

Zu Anfang der *Exercitia* II heißt es in den ersten vier deutschsprachigen Zeilen:

»Eya Jesu myn herze lief, ich hab vernomen,
das kein geistlich frucht nie mach wol bekomen,
sy en werde mit dynem geist gehossenn,
und in dyner bloiender minnen beslossen.«

Hierzu die lateinische Version:

»Eia Jesu, cordis mei dilectissime,
cum constet nullum spiritualem fructum posse coalescere,
nisi tui spiritus perfundatur rore,
nisi tui amoris foveatur vigore.«

Die »blühende Minne« findet sich im lateinischen Text nicht wieder. Die mhd. Version ist fließender, natürlicher, wärmer, lebendiger.

Bei Mechthild ist das Motiv des Grünens und Blühens breiter entfaltet. Bei ihr ist Gott: »innen glühend, von außen blühend« und er spricht zur Seele als »blühender Gott« (I 2).³

Von der beständigen Seele heißt es:

»sie blüht vor sich hin hocherhaben in ihrer edlen Schönheit, denn die
Wurzel ihrer Stetigkeit ist durch den Heiligen Geist zu allen Zeit grün«
(V 19, Schluß)⁴

³ Schmidt (wie Anm. 2), S. 12, 15; 11, 16.

⁴ Ebd., S. 180, 18 f.

Nach der Geburt des Gottessohnes geschah in Maria das Wunder:

»Das leuchtende Blühen ihrer strahlenden Augen« (V 23):⁵

Bei Gertrud sich im lateinischen Text ein Nachklang dieses Motivs in *Exercitia* IV 14 f.:

»ut in te tota convalescens reviream, et in veritate sanctificata refloream«
»damit ich in dir wieder ganz zu Kräften komme und wieder grüne,
und geheiligt in der Wahrheit wieder erblühe«

Hier ist die Gottesbeziehung angesprochen, die ständiger Pflege und Aufmerksamkeit bedarf, damit der Mensch in der Stunde des Heimgangs in satter Reife (*plena matura*) vollendet vor Gott stehen kann.

Das Motiv von (Minne-) Grab und Siegel

Der berühmte hochpoetische Ausspruch Mechthilds:

»Wer aus Minne stirbt, den soll man in Gott begraben« (I 3 Schluß)⁶

entspricht sachlich und reflexiv breiter ausgeführt in *Exercitia* IV 240 ff.:

»Absorbe spiritus meum tuo spiritu tam valide tamque profunde, ut vere tota sepelear in te [...] sepulturamque meam praeter amorem tuum nemo alius sciat in te.«

»Verschlinge meinen Geist durch deinen mit so starker und tiefgehender Kraft, daß ich ganz und gar in dir begraben werde [...] Und von meinem Grab in dir soll nur deine Liebe und sonst niemand wissen.«

Dem lateinischen Text voraus geht eine deutschsprachige, teils gereimte Version:

»[...] Sencke mynen geyst so vaste
in dynem geiste tzo grunt in einem haste,
das ich werlichen in dich werde begraben,

⁵ Ebd., S. 185, 26.

⁶ Ebd., S. 14, 10.

vnd vß mich yn dyne eynunge so gentzlichen gedraghen,
das myn graff in dich nyemant wysse,
dan dyn lebendighe mynne alleine,
die yren ingesegel dar vff setze. Amen.«

Auch hier wieder ist die deutsche Fassung lebendiger bis zur Dramatik zugespitzt durch die Worte: »vaste – haste«, weil sie deutlicher die Kraft und Schnelligkeit der plötzlichen Gottesüberwältigung in der Einung suggeriert, die niemandem einsichtig wird, da die grabesähnliche Eingeschlossenheit durch eine Versiegelung für jeden Unerfahrenen unzugänglich bleibt.

Wir sehen, wie das Motiv des mystischen Todes weiter entfaltet wird: Ganz in Gott versiegelt, nämlich in ihm verschlossen zu sein. Gertrud fährt an obiger lateinischer Stelle mit dem Bild des Siegels fort:

»Hic amor suo me claudat sigillo, et consignit tibi nexu individuo.«

»Die Liebe schließt mich mit ihrem Siegel ein und versiegelt mich dir durch ein untrennbares Band.«

Und fortfahrend:

»Pone ne sicut signaculum super cor tuum«

»Setze mich wie ein Siegel über dein Herz«

Hierzu Mechthild I 3:

»Wer je Gott über sich lieb gewann, weiß wohl, wo er das Siegel hernehmen kann: Es liegt zwischen uns beiden.«⁷

Mit diesen wenigen Beispielen, die weitaus zahlreicher und vielfältiger sind, soll auf die möglichen Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen Mechthild und Gertrud aufmerksam gemacht werden. Bereits Johanna Lanczkowski hat in ihrer Übersetzung des *Legatus*, Heidelberg 1989, S. 578 darauf hingewiesen, daß hierfür noch genaue Analysen ausstehen. Zudem wird im *Legatus* I 2 und V 7 auf persönliche Beziehungen zwischen Mechthild und Gertrud hingewiesen. Neben dieser Art der Textanalyse stehen weitere Fragen über Struktur und Aufbau der *Exercitia* in ihrer sprachlichen und sachlichen Gestaltung im Raum.

⁷ Ebd. S. 13, 34 ff.

Nicht zuletzt ist es auffallend, daß die vorangestellte *Epistola apologetica* mit der Nennung einer Anzahl zeitgenössischer Rezensenten, die im einzelnen nach Möglichkeit historisch zu verifizieren wären, um das geistige Umfeld und die gegenseitigen Beziehungen der Nonnen von Helfta mit den genannten Orten der Dominikaner- und Franziskanerklöster genauer abschätzen zu können, sehr deutlich für ihre Approbation auf eine volkssprachige Vorlage hinweist. In Verbindung mit den drei Stellen deutschsprachiger Versionen erhebt sich dann die Frage, ob die Urfassung der *Exercitia* deutsch oder lateinisch war? Ich möchte gern davon ausgehen, daß der derzeitige Bearbeiter der deutschen Übersetzung der *Exercitia*⁸ zu den verschiedenen offenen Fragen in seiner Einleitung und in Anmerkungen die ungeklärten Gesichtspunkte zumindest stückweise ein wenig voranbringen kann.

⁸ Erscheint demnächst als Band 18 der Reihe *Mystik in Geschichte und Gegenwart* (frommann-holzboog).

»Jüdische Brahmanen«

Matthias Dall'Asta

Auf der Schwelle zur Neuzeit begann Johannes Reuchlin (1455–1522) als einer der ersten nordeuropäischen Humanisten, die griechischen und hebräischen Quellentexte der Antike und des Mittelalters in einer Bibliothek zu sammeln und wieder neu zu erschließen. Seiner Einschätzung nach hatte sich Europas lateinischer Westen allzu lange mit tertiären, nur abgeleiteten Überlieferungen (»sumpfigem Wasser«) begnügt, ohne aus den ungetrübteren Zeugnissen (»Bächen«) der Griechen oder gar dem »Quellwasser« der Juden zu schöpfen: »Nos igitur Latini paludem bibimus, Graeci rivos, Iudaei fontes.«¹ Dieser Satz gibt dem Begriff der literarischen Quelle nicht nur seine verblaßte Bildhaftigkeit zurück, sondern enthält bereits in nuce Reuchlins Theorie der *translatio studiorum*, wie er sie im zweiten Buch seines 1517 erschienenen Dialogs *De arte cabalistica* weiter ausführt: Die lateinische beruhe auf der griechischen Philosophie und diese wiederum auf alten jüdischen Überlieferungen, die in der Antike vor allem von Pythagoras rezipiert worden seien. In diesem Zusammenhang spricht Reuchlin davon, mit Pythagoras hätten damals bei den Indern auch »die Juden, welche man Brahmanen nannte« (»Iudaei, quos appellarunt Brachmanas«) philosophiert, wofür fälschlicherweise der vermeintliche Peripatetiker Aristobulos als Gewährsmann angeführt wird.²

¹ *Hippocrates De praeparatione hominis, ad Ptolemaeum regem, nuper e Graeco in Latinum traductus a Ioanne Reuchlin*, Tübingen: Thomas Anshelm 1512, fol. A 2 v.

² Vgl. Johannes Reuchlin: *De verbo mirifico*. 1494. *De arte cabalistica*. 1517, Faksimile-Neudruck in einem Band, Stuttgart-Bad Cannstatt 1964, fol. XXIII r, S. [157]: »quo tempore [...] secum philosophati sunt [...] apud Indos denique Iudaei, quos appellarunt Brachmanas, ut Aristobulus peripateticus meminit.« Zur Bezeichnung des Pentateuch-Kommentators Aristobulos (2. Jh. v. Chr.) als »Peripatetiker« s. *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Bd. II,1, Sp. 919 f.

Diesen merkwürdigen »jüdischen Brahmanen« und der Ermittlung der ihnen tatsächlich zugrundeliegenden Quellen sollen die folgenden knappen Ausführungen gelten. Sie vermögen einen exemplarischen Eindruck von den Einzelfragen zu vermitteln, die sich bei der Arbeit an der kommentierten Ausgabe von Reuchlins Briefwechsel – einem in Verbindung mit Reuchlins Heimatstadt Pforzheim von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften getragenen Editionsprojekt³ – je und je stellen und nach Antworten verlangen. Was es mit Reuchlins »jüdischen Brahmanen« auf sich hat, erschließt sich nämlich am besten über die parallele Passage eines Briefes, der Reuchlins 1512 veröffentlichter Übersetzung der pseudohippokratischen Schrift *De praeparatione hominis* vorangestellt ist und aus dem auch das bereits zuvor angeführte Bild vom Ineinanderfließen der drei großen alten Schriftkulturen stammt. In diesem an den Ulmer Stadtphysikus Johannes Stocker gerichteten Brief heißt es:

Reliquit enim Aristobulus Peripateticus in monumentis historiarum suis hoc modo: Ἄπαντα μέντοι τὰ περὶ φύσεως εἰρημένα παρὰ τοῖς ἀρχαίοις λέγεται καὶ παρὰ τοῖς ἔξω τῆς Ἑλλάδος φιλοσοφοῦσι, τὰ μὲν παρὰ Ἰνδοῖς ὑπὸ τῶν Βραχμάνων Ἰουδαίων, id est: Universa nanque apud priscos dicta de natura etiam dicta sunt apud eos, qui extra Graeciam philosophabantur, Indos, a Brachmanibus Iudaeis, quod et Megasthenem historiae peritissimum ita posterorum memoriae tradidisse notavit Eusebius.⁴

Der Peripatetiker Aristobulos hat nämlich in den überlieferten Teilen seines Geschichtswerkes folgendes hinterlassen: »Alles freilich, was bei den Alten über die Natur gesagt worden ist, wird auch bei den außergriechischen Philosophen gelehrt, teils bei den Indern von den jüdischen Brahmanen« [im Original in griechischer Sprache, daher von Reuchlin noch ein-

³ Johannes Reuchlin: *Briefwechsel*, hrsg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Stuttgart-Bad Cannstatt 1999 ff. (Bd. 1 mit den Briefen der Jahre 1477–1505 liegt bereits vor, Bd. 2 mit den Briefen der Jahre 1506–1513 erscheint voraussichtlich 2002).

⁴ *Hippocrates De praeparatione hominis* (wie Anm. 1), fol. A 2 v (die Interpunktion sowie die Groß- und Kleinschreibung sind modernisiert). Vgl. die auf S. 218 beigelegte Abbildung aus dem Exemplar der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Sign.: H BK 162.

mal folgendermaßen übersetzt:], das heißt: »Alles nämlich, was bei den Alten über die Natur gesagt worden ist, wurde auch bei denen gesagt, die außerhalb von Griechenland philosophierten, den Indern, [und zwar] von den jüdischen Brahmanen«, was auch der bestens informierte Geschichtsschreiber Megasthenes gemäß dem Zeugnis des Eusebios so dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert habe.

Der griechische Originaltext wird von Reuchlin offenbar unvollständig zitiert, denn dem »τὰ μὲν« fehlt ganz offenkundig ein korrespondierendes »τὰ δέ«. Vergleicht man eine moderne Ausgabe des Kirchenvaters Eusebios, dessen *Praeparatio evangelica* Reuchlin das Fragment des griechischen Indienreisenden und Ethnographen Megasthenes (4./3. Jh. v. Chr.) entnommen hat, so wird diese Vermutung zur Gewißheit. Bei Eusebios, der an dieser Stelle die *Stromata* des Klements von Alexandria ausschreibt, heißt es nämlich vollständig: »[...] τὰ μὲν παρὰ Ἰνδοῖς ὑπὸ τῶν Βραχμάνων, τὰ δὲ ἐν Συρίᾳ ὑπὸ τῶν καλουμένων Ἰουδαίων,«⁵ also: »teils bei den Indern von den Brahmanen, teils in Syrien von den sogenannten Juden«. In Reuchlins griechischer Fassung fehlen demnach die Worte »τὰ δὲ ἐν Συρίᾳ ὑπὸ τῶν καλουμένων«. Läßt man in der deutschen Übersetzung die entsprechende Passage »teils in Syrien von den sogenannten« weg, erhält man gleichfalls die mysteriösen »Brahmanen-Juden« oder »jüdischen Brahmanen«, die auch in der bereits angeführten Partie von Reuchlins fünf Jahre später publiziertem Werk *De arte cabalistica* begegnen.

Für die Entstehung der unvollständigen Zitation bieten sich drei Erklärungsmöglichkeiten an: 1. Bereits Reuchlins Vorlage enthielt an dieser Stelle eine Lücke. 2. Reuchlin hat die fehlenden Worte versehentlich ausgelassen. 3. Reuchlin hat die fehlenden Worte bewußt ausgelassen. Zu dem ersten Erklärungsversuch ist zu bemerken, daß sich in keiner der neueren kritischen Ausgaben der *Praeparatio evangelica* Hinweise auf Kodizes finden, in denen ein entsprechender Textverlust vorliegt. Somit kann Reuchlins Auslassung kaum auf einer Lücke in der von ihm benutzten Handschrift – die erste gedruckte Ausgabe des

⁵ *Eus. praep. ev.* IX 6, 5 (Eusebius: *Werke*, Bd. 8: *Die Praeparatio Evangelica*, hrsg. von Karl Mras / Édouard des Places, Teil 1, Berlin 21982, S. 493).

griechischen Originaltextes erschien erst 1544 in Paris – beruhen. Da Reuchlin (gemäß dem 1913 von Karl Christ entdeckten Bücherverzeichnis) in seiner Bibliothek nicht über einen vollständigen Kodex der *Praeparatio evangelica* verfügt zu haben scheint,⁶ muß er einzelne Partien des griechischen Originaltextes aus einer nicht näher bestimmbar Quelle kopiert haben. Es ist denkbar, daß hierbei selbst einem gefeierten Gräzisten wie Reuchlin in der Eile ein Fehler unterlief, indem er – vielleicht von der Ähnlichkeit der Endungen »(Βραχ)μάνων« und »(καλου)μένων« veranlaßt – die fehlenden Worte beim Kopieren irrtümlich übersprang. Der dritte Erklärungsversuch einer ganz bewußten Auslassung erscheint dagegen zunächst unwahrscheinlich, da in diesem Fall kaum begreiflich wäre, daß das störende »τὰ μέν« stehengeblieben ist.

Reuchlins Text weist allerdings einige auffällige Gemeinsamkeiten mit einer älteren lateinischen Übersetzung der *Praeparatio evangelica* auf, die der aus Kreta stammende Gelehrte Georgios Trapezuntios (1395 – 1472/73) bereits 1448 angefertigt hatte.⁷ In dieser Übersetzung, die Reuchlin in einer 1497 in Venedig gedruckten Ausgabe selbst besaß (sein Exemplar befindet sich heute in der Badischen Landesbibliothek), lautet die entsprechende Passage:

Megastenes autem, qui cum Seleuco vixit, vir historiae peritissimus, in tertio Iudaicarum rerum haec dicit: Omnia, quae de natura prisca Graeci scripserunt, alii etiam ante ipsos scripserunt. Nam et Brachmani apud Indos, qui et Iudaei vocantur, multo prius philosophati sunt. Aristobolus etiam in primo ad Philometora his verbis utitur: Legem nostram in multis Plato secutus est.⁸

⁶ Vgl. Karl Christ: *Die Bibliothek Reuchlins in Pforzheim*, Leipzig 1924 (= 52. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen), bes. S. 62–68: Auch Reuchlins großer Kirchenväter-Kodex (Nr. 16 der Graeca) enthielt keine längeren Texte des Eusebios.

⁷ Vgl. *Collectanea Trapezuntiana. Texts, Documents, and Bibliographies of George of Trebizond*, hrsg. von John Monfasani, Binghampton, New York 1984 (= Medieval and Renaissance Texts and Studies 25), Nr. CLXXVIII, S. 721–726.

⁸ *Eusebius De evangelica praeparatione a Georgio Trapezuntio e Graeco in Latinum traductus*, Venedig: Bernardino Benali 1497, fol. i 2r (Text nach dem Exemplar der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, Sign.: Dg 148 fol., die Interpunktion ist modernisiert).

Megasthenes aber, der zur Zeit von Seleukos [Nikator] lebte, ein bestens informierter Geschichtsschreiber, sagt im dritten Buch seiner *Iudaica* [eigentlich *Indica*] dies: »Alles, was die alten Griechen über die Natur schriftlich niederlegten, haben vor ihnen bereits andere geschrieben. Denn auch die Brahmanen bei den Indern, die auch Juden genannt werden, haben schon viel früher philosophiert.« Auch Aristobulos benutzt diese Worte im ersten Buch an [Ptolemaios] Philometor: »In vielen Dingen ist Platon unserem Gesetz [gemeint ist der Pentateuch] gefolgt.«

Georgios Trapezuntios hat aus Megasthenes' *Indischer Geschichte* verfälschend eine *Jüdische Geschichte* gemacht und diese Manipulation offenbar anschließend durch die vom griechischen Originaltext noch stärker abweichende Behauptung zu legitimieren versucht, die Inder würden auch als Juden bezeichnet. Diese Tendenz zu einer regelrechten Vertauschung der Bezeichnungen Inder und Juden läßt sich auch an einer anderen Stelle seiner Übertragung der *Praeparatio evangelica* beobachten. Die Passage »ἀκηκοέναι τε πρὸς τοῦτοις Βραχμάνων ἰστορήται [sc. ὁ Πυθαγόρας] (Ἰνδῶν δέ εἰσιν οὔτοι φιλόσοφοι)«, also: »er [Pythagoras] soll zusätzlich auch die Brahmanen gehört haben (diese aber sind die Philosophen der Inder)« übersetzt Trapezuntios mit den Worten »audivit autem [sc. Pythagoras] et Brachmanas, Iudaeorum philosophos«,⁹ also: »er hörte aber auch die Brahmanen, die Philosophen der Juden.« Erneut wurden somit Inder in Juden verwandelt.

Reuchlin hat Trapezuntios' Übersetzung nachweislich auch an anderen Stellen herangezogen.¹⁰ Im vorliegenden Fall vermag sie nicht nur seine »jüdischen Brahmanen«, sondern auch das von beiden gemeinsam für Megasthenes gewählte Attribut »historiae peritissimus«¹¹ zu erklären. Vor allem kann sie aber den

⁹ Ebd., fol. i 8 r (Wiedergabe der Passage aus Eus. praep. ev. X 4), im Original ist »Brachmanas« zu »Brachinanas« verdruckt.

¹⁰ Vgl. Matthias Dall'Asta: Textfluß und Fehlerquell. Moderne Editionsphilologie am Beispiel von Reuchlins Briefwechsel, in: *Ängste und Auswege. Bilder aus Umbruchszeiten in Pforzheim*, hrsg. von der Löblichen Singergesellschaft von 1501 Pforzheim, Bd. 2, Ubstadt-Weiher voraussichtlich 2002, Abschnitt II. 2 (im Druck).

¹¹ »Historiae peritissimus« ist nicht aus dem griechischen Originaltext zu gewinnen, denn der lautet einfach »Μεγασθένης ὁ συγγραφεύς«.

anus imperator in libro contra Galilgos secūdo aliter sen-
 tiat ita scribēs ὁ γὰρ ζείδ ἐξ μὲν τῶν ποταμῶν ὄξυ τῶν ἀσκα-
 πῶν ἐγέννησεν id est Iuppiter in ipsis quidem intellectualibus
 ex se ipso Asclepiū genuit. Hoc tamen non usq; adeo incer-
 tum est, cum in Con Roma profectū esse. Sic illam in insulā
 alias Meropin dictā Asclepiadē medici darā fecere, Quo
 fit si ad summū pergamus, ut ars curādi tuendiq; corporis
 & eius utilitas iuxta Ciceronē in tusculanis deorū immor-
 talium inuentioni sit consecrata, siue Apollo solis angelus
 seu Apis ægyptiorū deus Chironi tantā scientiā inspiraue-
 rit. Cum aut̄ ægyptiis in omni philosophiā uetustiores sint
 iudæi, ut latius in Capnione de uerbo mirifico disputau-
 mus, patet manifestius, quod Apis ægyptius Chironem
 græcū, & multo ante iudæi ægyptios docuerunt. Reliquit
 em̄ Aristobulus peripateticus in monumentis historiārū
 suis, hoc modo ἀπαντα μὲν τὰ τὰ πρὸ φύσεως ἐκμάσια, πρὸς
 τοῖς ἀρχαίοις λέγουσιν καὶ πρὸς τοῖς ἕξο τῶν ἰσραηλῶν φιλοσοφῶν
 ἐν τῶν μὲν πρὸ ἰουδαίων καὶ τῶν βραχμάνων ἰουδαίων id est uniuersa
 sananq; apud priscos dicta de natura, etiā dicta sunt apud
 eos qui extra græciā philosophabant̄ indos, a brachmani-
 bus iudæis, qd & Megasthenem historię peritissimū ita po-
 sterorū memorię tradidisse notauit Eusebius. Ab his em̄
 in cunctas orbis terrarum gentes deriuata est philosophiā
 omnis, & iacta singularū sunt artiū fundamenta. Sane Py-
 thagoras qui prim⁹ philosophię nomē inuenit, Pherecydē
 sibi præceptorē hominē Syrū habuit. Syriū aut̄ cosmogra-
 phorū sententiā etiā hebræi sunt. Nos igitur latini paludē
 bibimus, græci riuos, iudæi fontes. Quin̄quidē princeps
 medicinæ Raphael, angelus iudgorum, est quod & nomē

Hippocrates De praeparatione hominis, Tübingen 1512, fol. A 2v

merkwürdigen Umstand begreiflich machen, daß Reuchlin das von ihm bis auf die Textlücke wörtlich zitierte und ansonsten genau übersetzte Megasthenes-Fragment Aristobulos zuweist. Hierzu ist er allem Anschein nach durch Trapezuntios' Formulierung »Aristobolus etiam in primo ad Philometora his verbis utitur« veranlaßt worden. Obwohl der Ablativ »his verbis« auf das folgende Zitat vorausweist, in dem dann nicht mehr von Pythagoras, sondern von Platons Rezeption jüdischer Überlieferung die Rede ist, hat Reuchlin diese Worte offenbar so interpretiert, als sei die bei Eusebios zitierte Passage aus dem Geschichtswerk des Megasthenes auch von Aristobulos tradiert worden. Dieses Mißverständnis kann schon deswegen nicht auf dem griechischen Originaltext der *Praeparatio evangelica* beruhen, weil dort zwischen dem Megasthenes-Fragment und dem anschließenden Zeugnis des Aristobulos noch ein weiterer Satz eingeschoben ist, den Trapezuntios nicht übersetzt hat. Statt noch weiter ins Detail zu gehen, sei an dieser Stelle nur noch darauf verwiesen, daß es für eine Parallelisierung von Brahmanen und Juden, bei der die ersteren zutreffend als priesterliche Kaste der Inder und die letzteren analog dazu als priesterliche Kaste der Syrer galten, eine ganze Reihe weiterer antiker Quellentexte gibt, die bereits 1938 von Werner Jaeger im Zusammenhang diskutiert wurden.¹²

Um dennoch ein vorläufiges Fazit zu ziehen: Reuchlin liest Eusebios' *Praeparatio evangelica* im griechischen Original und in Georgios Trapezuntios' lateinischer Übersetzung, und zwar an einer Stelle, die dort intentional verfälscht worden ist.¹³ Durch die in Reuchlins Zitat des griechischen Originals ausgelassenen Worte »τὰ δὲ ἐν Συρίᾳ ὑπὸ τῶν καλουμένων« entsteht ein Text, der – auch bei wörtlicher Übersetzung – der manipulierten Übertragung des Trapezuntios so auffällig nahe kommt, daß man nicht an einen Zufall glauben mag. Hat Reuchlin den griechischen Text also doch bewußt komprimiert, um seine These, daß Pythagoras den Griechen alte jüdische Überlieferungen vermittelt habe, durch das

¹² Vgl. Werner Jaeger: *Diokles von Karystos. Die griechische Medizin und die Schule des Aristoteles*, Berlin 1938, S. 134–153. Die entsprechenden Quellentexte sind bequem zugänglich in: *Greek and Latin authors on Jews and Judaism*, hrsg. von Menahem Stern, Bd. 1, Jerusalem 1976.

¹³ Georgios Trapezuntios' Übersetzung der »*Praeparatio evangelica*« wurde schon von den Zeitgenossen heftig kritisiert. Vgl. *Collectanea Trapezuntiana* (wie Anm. 7), S. 725 f.

»Jüdische Brahmanen«

Megasthenes-Zitat zusätzlich untermauern zu können? Charles Zika, der 1974 zum ersten Mal auf die Problematik der »jüdischen Brahmanen« aufmerksam gemacht hat, deutet diese Möglichkeit vorsichtig und pietätvoll in einer Fußnote an.¹⁴ Wo sich in diesem Fall das Quellwasser eintrübt und wo der Sumpf beginnt, ist noch immer nicht leicht zu entscheiden. Quellenforschung erscheint deswegen aber um so dringlicher, gerade auch im Hinblick auf Reuchlins Werke – seine Briefe eingeschlossen.

¹⁴ Vgl. Charles Zika: *Reuchlin und die okkulte Tradition der Renaissance*, Sigmaringen 1998 (= Pforzheimer Reuchlinschriften 6), S. 131 Anm. 23 sowie S. 88 Anm. 85 und S. 149.

Weltliteratur und Dorfprobleme Die Spannweite von Melanchthons Briefwechsel

Johanna Loebr / Heinz Scheible

Am 27. März 1975 besuchte Günther Holzboog zum ersten Mal die Melanchthon-Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Hier wurde eine kritische und kommentierte Ausgabe des Briefwechsels Melanchthons vorbereitet. Der Beginn der Publikation stand kurz bevor, und der findige Verleger konnte ein weiteres Großprojekt für sein Haus gewinnen. Melanchthons Briefwechsel ist eines der inhalts- und umfangreichsten Quellencorpora zur Geschichte der frühen Neuzeit, des Humanismus und vor allem der Reformation. Der Herausgeber wurde nicht zuletzt deshalb mit Günther Holzboog einig, weil dieser zu den wenigen Verlegern gehörte, die damals schon bereit waren, die elektronische Datenverarbeitung für die Herstellung von Büchern einzusetzen. Schon der erste Band von *Melanchthons Briefwechsel* (MBW), der 1977 erschien, ist EDV-unterstützt hergestellt worden. Der Zeitgewinn erstreckte sich von Anfang an auf die Erstellung der Register. Bald aber wurden alle Korrekturen und dann auch der Umbruch vom wissenschaftlichen Bearbeiter am Bildschirm erledigt.

Nach langjährigen Nachforschungen in den einschlägigen Archiven und Bibliotheken bestand die Hoffnung, alle erhaltenen Stücke dieses Briefwechsels und auch die handschriftliche Überlieferung der anderen Schriften Melanchthons erfaßt zu haben. 1998, als der neunte Band der Regesten erschien, waren 9722 Nummern bekannt. Seither wurden wir auf zwei weitere Briefe Melanchthons hingewiesen, die der Forschung bisher unbekannt waren.

Der eine ist als Autograph im Familienarchiv Salis-Planta in Samaden (Oberengadin) erhalten geblieben und befindet sich als Depositum im Staatsarchiv Chur. Er ist an den graubündischen Politiker und Literaten Johannes Travers

(1483 – 1563) in Chur gerichtet und dokumentiert einmal mehr die internationalen Verbindungen des Praeceptor Germaniae. Wie in diesem Fall entstanden sie nicht selten durch die Betreuung von Studenten, die aus ganz Europa nach Wittenberg kamen. Dieser Brief wurde von Walter Thüringer transkribiert, von Christine Mundhenk für die Edition in MBW Band T6 vorbereitet und für den vorliegenden Beitrag übersetzt.

Der andere unbekannte Brief Melanchthons wurde von dem sächsischen Pfarrer und Archivpfleger Ralf Thomas im Pfarrarchiv von Nepperwitz gefunden, einem Dorf bei Wurzen, das heutzutage sowohl die politische Selbständigkeit als auch den eigenen Pfarrer eingebüßt hat. Es ist ein Ortsteil von Bennewitz im Muldentalkreis geworden. Gleichwohl befindet sich dort noch ein Sammelband, in dem Handschriften und Drucke des 16. Jahrhunderts vereinigt wurden, darunter in Abschrift ein Brief Melanchthons an einen sächsischen Pfarrer. Hierin geht es um die Frage, ob zwei Dorfbewohner sich heiraten dürfen oder ob die nahe Verwandtschaft dies verbietet. Die Ortspfarrer konnten die Entscheidung oft nicht finden und suchten deshalb Rat bei Melanchthon, der 1540 ein Büchlein über die Verwandtschaftsgrade publizierte, um den evangelischen Pfarrern, die sich nicht mehr an die bischöflichen Ordinariate wenden konnten, eine Hilfestellung zu geben. Dieser neue Brief vermittelt also den Einblick in einen Teilbereich der täglichen Arbeit des Wittenberger Professors.

In ganz andere Dimensionen führt das dritte Dokument aus Melanchthons Briefwechsel, das hier vorgestellt werden soll. Im Jahre 1970 wurde im Speyrer Dom bei der Renovierung der Afra-Kapelle ein Reliquienkästchen entdeckt, das wie viele der anderen Kostbarkeiten des Speyrer Domarchivs aus dem Mainzer Domschatz stammte und deshalb in Aschaffenburg, einer Residenz des Mainzer Erzbischofs bis 1803, aufbewahrt worden war. Der bayerische Staat gab die 1814 mit Aschaffenburg in seinen Besitz gekommenen Schätze nicht dem nunmehr hessischen Bistum Mainz zurück, sondern stattete damit das 1821 errichtete Bistum der neuen bayerischen Pfalz aus. Das Reliquienkästchen enthielt u. a. ein Pergamentblatt, das auf rostrotem Grund in Silberschrift den Schluß des Markusevangeliums in gotischer Sprache aufweist. Fachleute erkannten rasch, daß es sich um das letzte Blatt des Codex Argenteus mit der Bibelübersetzung des Gotenbischofs Ulfilas (ca. 310–383) handelt, der 1648 von den Schweden als

Kriegsbeute von Prag nach Uppsala gebracht worden war. In Prag ist der nach 500 in Ravenna hergestellte Codex mit den Perikopen aus den Evangelien um 1570 im Besitz Kaiser Rudolfs II. nachweisbar. Davor befand er sich im Benediktinerkloster Werden an der Ruhr (seit 1929 ein Stadtteil von Essen, seit 1928 ein Domizil der Folkwang-Hochschule). Dessen Gründungsabt Liudger hatte ihn im Auftrag Karls des Großen erworben und zum Geschenk erhalten. Von den ursprünglich 336 Blättern sind in Uppsala noch 187 vorhanden. Außer dem einen in Speyer ist sonst kein weiteres bekannt.

Das Speyrer Blatt wurde entfremdet, bevor der Codex von Werden nach Prag gebracht wurde, denn es trägt auf dem Deckblatt den Namen Melanchthons. Auch dies wurde 1970 sofort bemerkt. Doch entstand zunächst die Meinung, Melanchthon habe seinen Namen eigenhändig geschrieben. Inzwischen besteht aber Einigkeit, daß der Name im Dativ steht, *Philippo Melanchthoni*, und auch aus diesem Grund nicht von seiner Hand stammt. Außer dieser Zueignung hat derselbe Vorbesitzer vermerkt, daß er den Text für einen griechischen hielt: *Rotula grecis literis exarata*. Wer dies geschrieben hat und also das kostbare Blatt dem Humanisten und Reformator schenkte, konnte noch nicht ermittelt werden.

Eine Widmung an Melanchthon wird nicht in die Regesten- und Textbände von MBW aufgenommen, sondern im Handschriftenverzeichnis registriert werden. Dann wird auch das Speyrer Ulfilas-Fragment endgültig mit Melanchthon verbunden sein.

S. D. Etsi nulla mihi scilicet, ut Plinius,
interdicitur, tamen rogatus a
Wolfgango meo propinquus tuis ad te literas
dedit, quas ut bene confabulor a meum regi,
namque ut, profectum est Wolfgangus
plurimum quibus referre, ut aliquid scire
regi a gratitudinis hincmanni offerret
lento. Expofita mihi precipue
mea antea officia per hactenus, ut
a literis abfentibus. long. profectum
se armis mereretur plus quam tibi
debet. Hanc sua voluntate a me
quod profectum tibi vultis, ut intelligatur
in beneficia mea apud homines bene
profectum. debentur se ut ipse cum
gratitudinis hincmanni regi a, cum ipse
confabulor, & his debentibus gratitudinis
mea permittit se ut scilicet literas

abigeret. Quare te rogo, ut aut
in te maneat, indecū nō erit.
quā — ut pluribus virtus prae
senti audeam te hominē egregia
decorum praestare, ultra studia
summa voluerat proferre.
Ergo nūc illud non solum dicit
sed etiam excellenti humanitate
praediti; q̄ est ad demonstrandam
nobilitatem splendorem litterarū sciētiarū
admirandis, nūc non solum hanc
familiam laudat, veritas, sed etiam
excitatur et iuvatur ab alijs
sanctis solum. Vides autē quam
suis hinc tempore inimica
Musis. Ideo maiore studio
a praefatis viris ac nūc
similibus confortatur ac defenditur

Inter haec verba. propter
ignem facis, si hinc non
propinquum incipit optime
autem ^{animo} ~~facile~~ sed de ad. in. in. is,
quod ut libenter inam facias
isus et modesta in. in. is,

incipit in. in. is. pub.
modesta ingenio in. in. is
vini. in. is. B. in. ac. in. in. is
vini. in. is. in. in. is. in. is
is. in. is. in. is. in. is

philippus in. in. is.

1634

Nobili vno
D. Joanni
Trompeter
praefecti Cantus
Ius honoris

Stabs-
Grossbuch
H 29 Nr. 41

M. an Johannes Travers in Chur.

Autograph: Chur SA, A I/2a Nr. 48 (Depositum aus dem Archiv Salis-Planta in Samaden/Oberengadin). Siegelspur. Löcher durch Faltung, Schwärzung durch Klebeband. – Hinweis von Pfarrer Erich Wenneker, Alfeld (Leine).

Text aus dem Autograph.

Regest: M. schreibt auf Bitten des Verwandten T.s Wolfgang [Dschalischius?] und ersucht T., dessen Studien weiter zu fördern. Denn es nützt dem Staat sehr, wenn maßvolle Leute in der Wissenschaft bleiben.

Nobili viro, dōmino Ioanni Traversio, praefecto Curienti, suo patrono.

S. D. Etsi nulla mihi tecum, vir nobilis, intercedit noticia, tamen rogatus a Wolfgango, tuo propinquo, has ad te literas dedi, quas ut boni consulas, te etiam atque etiam oro, praesertim cum Wolfgangus plurimum
 5 putarit referre, ut aliquod suae erga te gratitudinis testimonium afferret domum. Exposuit enim mihi praecipue tua autoritate effectum esse hactenus, ne a literis abstraheretur. Itaque profitetur se nemini mortalium plus quam tibi debere. Hanc suam voluntatem a me quoque perscribi tibi voluit, ut intelligeres te beneficia tua apud hominem gratum posuisse.
 10 Delectatus sum et ipse tum gratitudine iuvenis erga te tum ipsius constantia, quod his difficilimis temporibus non permotus est, ut studia literarum abiiceret. Quare te rogo, ut tuum in eo iuvando iudicium tueare. Quam rem pluribus verbis peterem, nisi audissem te, hominem egregia doctrina praeditum, ultro studia summa voluntate provehere. Est autem
 15 illud non solum docti, sed etiam excellenti humanitate praediti, quod, cum ad domesticum natalium splendorem literarum scientiam adiunxeris, nunc non solum tuam familiam literis ornas, sed etiam excitare et iuvare aliorum studia soles. Vides autem, quam sint haec tempora inimica Musis. Ideo maiore studio a praestantibus viris ac tui similibus conservandae ac defendendae sunt bonae artes. Praeclare igitur facies, si hunc tuum propinquum incensum optimarum artium amore sedulo adiuveris; quod
 20 ut libentius etiam facias, ipsius te modestia invitabit. Praecipue enim prodest reipublicae modesta ingenia in literis retineri. Bene ac foeliciter vale. Mense Iunio anno 1534.

25

Philippus Melanthon.

E 13 Nach Quam: zwei Buchstaben gestr. 21 amore: zuvor studio

Aus: Melanchthons Briefwechsel, hrsg. von Heinz Scheible, Band T6, bearbeitet von Christine Mundhenk unter Mitwirkung von Richard Wetzels, in Vorbereitung.

An den edlen Herrn Johannes Travers, den Amtmann von Chur, seinen Gönner.

Ich grüße Dich. Zwar verbindet mich mit Dir, edler Herr, keine Bekanntschaft, doch auf Bitten deines Verwandten Wolfgang richte ich diesen Brief an Dich und bitte Dich inständig, ihn wohlwollend aufzunehmen, besonders weil es Wolfgang sehr wichtig war, einen Beweis seiner Dir gegenüber empfundenen Dankbarkeit mit nach Hause zu nehmen. Wie er mir nämlich dargelegt hat, hat bisher hauptsächlich Dein Einfluß dafür gesorgt, daß er nicht den Wissenschaften entzogen wurde. Deshalb bekennt er, keinem Menschen mehr zu verdanken als Dir. Er bat mich, Dir von seiner Gesinnung zu berichten, damit Du merkst, daß Du Deine Wohltaten einem dankbaren Menschen erwiesen hast. Ich habe mich über die Dankbarkeit des jungen Mannes Dir gegenüber genauso gefreut wie über seine Beständigkeit, weil er sich auch in diesen äußerst schwierigen Zeiten nicht dazu bewegen ließ, das Studium der Wissenschaften aufzugeben. Ich bitte Dich deshalb: bleib bei Deiner Entscheidung, ihn zu unterstützen. Ich würde dies mit noch mehr Worten erbitten, wenn ich nicht gehört hätte, daß Du, ein Mann von hervorragender Gelehrsamkeit, die Wissenschaften ohnehin mit größter Bereitwilligkeit förderst. Es kennzeichnet jedoch einen nicht nur gebildeten, sondern mit vorzüglicher Menschlichkeit versehenen Mann, daß Du, nachdem Du dem Ansehen Deiner Vorfahren die Kenntnis der Wissenschaften hinzugefügt hast, jetzt nicht nur Deine Familie mit den Wissenschaften schmückst, sondern stets auch die Studien anderer anregst und unterstützt. Dennoch siehst Du, wie die Musen in diesen Zeiten angefeindet werden. Deshalb sind die schönen Künste von vortrefflichen Männern und besonders von deinesgleichen mit umso größerem Eifer zu bewahren und zu verteidigen. Du kannst ein deutliches Zeichen setzen, wenn Du diesen Deinen Verwandten, der von der Liebe zu den besten Künsten erfüllt ist, tatkräftig unterstützt; seine Bescheidenheit wird Dich dazu anregen, es umso bereitwilliger zu tun. Denn es ist für den Staat besonders wichtig, daß bescheidene begabte Leute bei den Wissenschaften gehalten werden. Lebe wohl und glücklich! Im Juni 1534.

Philipp Melanchthon.

Das Fragment
einer lateinisch-deutschen Passionsharmonie
von der Hand Valentin Weigels

Horst Pfefferl

Die kritische Ausgabe der *Sämtlichen Schriften* des sächsischen Pfarrers und spekulativen Denkers Valentin Weigel (1533–1588) erscheint seit 1962 im Verlag frommann-holzboog. Die Ausgabe ist zudem in besonderer Weise mit dem Verleger Günther Holzboog verbunden, da er es war, der sie angestoßen und mit besonderer persönlicher Aufmerksamkeit begleitet und gefördert hat. Auch ich als Herausgeber der *Neuen Edition* verdanke Günther Holzboog und seinem Verlag viel. Es ist mir daher eine Freude, an dieser Stelle und zu diesem Anlaß einen kleinen Einblick in die Praxis der Weigeledition geben und das ausgewählte Teilstück eines Weigel-Autographs vorstellen zu können.

Die Wiederentdeckung Weigels hat gerade erst begonnen. Ein nicht geringes Indiz für seine theologie- und geistesgeschichtliche Bedeutung an der Schwelle zur Neuzeit ist die beachtliche Zahl der Schriften und Texte, die ihm in der Überlieferung, mehr oder weniger zu Recht, zugewiesen wird.¹ Kaum bekannt sind hingegen originale Zeugnisse von Weigels Hand, die schnell anzuführen sind: Randbemerkungen in seinem Handexemplar der *Confessio Augustana*², ein Revers aus dem Jahr 1564³, die Abschrift zweier Paracelsus-Texte⁴, Reste einer *Passionsharmonie*⁵, vermutlich die Abschrift zweier Staupitz-Schriften und kleinerer

¹ Vgl. das Verzeichnis bei Horst Pfefferl: *Die Überlieferung der Schriften Valentin Weigels*. Phil.-Diss. (Masch.). Marburg 1991 (auszugsweise als Diss.-Teildruck, Marburg 1991 [1992]), III, S. IV–IX.

² Heute Universitätsbibliothek Marburg, XIX Cc 691^{aha}; Literaturhinweise zu den Weigel-Autographen finden sich in der Einleitung zu Weigel, *Neue Edition* 8, Stuttgart-Bad Cannstatt 1997, S. XXXII Anm. 13.

³ Heute Staatsarchiv Dresden, Orig.-Urkunde Nr. 11722.

⁴ Gotha, Forschungs- und Landesbibliothek, Chart. B 908.

⁵ Nr. 188 im Anhang zum Schriftenverzeichnis bei Pfefferl (wie oben Anm. 1), III, S. X; vgl. unten.

eigener Vorarbeiten⁶ sowie die gemeinsam mit seinem Diakon Benedikt Biedermann angefertigte Abschrift des *Gülden Griff* und der *Kontroverse um den ›Gülden Griff‹*⁷. Von diesen wichtigen Weigel-Zeugnissen war bis vor kurzem nur der Revers als Faksimile publiziert⁸. Die Abbildungen aus dem Leidener und dem Gothaer Kodex in der Einleitung zu Band 8 der *Neuen Edition*⁹ haben es erleichtert, Schriftenvergleiche vorzunehmen. Bei diesem Stand der Dinge bedeutet es einen guten Fortschritt, nun ein weiteres Weigel-Zeugnis zugänglich zu machen.

Es ist günstigen Umständen zu danken, daß vier Seiten mit Passionstexten von Weigels Hand in der British Library in London erhaltengeblieben sind. Sie gehören heute zu der Handschrift Harley 243¹⁰, die im Jahr 1601, gemeinsam mit einer ganzen Reihe weiterer Kodizes, von Weigels zeitweiligem Kantor Christoph Weickhart von Döbeln in Sachsen aus nach England geschickt wurde.¹¹ Die Blätter sind einseitig und in zwei Spalten lateinisch und deutsch beschrieben. Sie wurden dem Buchblock (Blätter 1–34) als Vorsatz- oder Einzelblätter angefügt und nachträglich als 1*, 2*, 35 und 36 gezählt. Weickhart könnte die vollständige Harmonie aus der Zeit seines Aufenthalts in Weigels Gemeinde in Zschopau¹² in Besitz gehabt und als Material bei der Herstellung der für England bestimmten Kodizes verwendet haben. Dabei gingen die restlichen Blätter und mit ihnen der restliche Text der Harmonie verloren, und die Reihenfolge der Seiten geriet durcheinander. Die ursprüngliche Abfolge nach dem Verlauf der Leidensgeschichte Jesu ist 35, 2*, 36, 1*.

⁶ Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Cod. Guelf. 774 Helmst.; vgl. Pfefferl, Teildruck, IV, S. 22–24.

⁷ Leiden, Universiteitsbibliotheek, Voss. Chym. Q 52; vgl. Weigel, *Neue Edition* 8, bes. Einleitung S. XII–XVIII.

⁸ August Israel: *M. Weigels Leben und Schriften*. Zschopau 1888, zwischen S. 6 und 7.

⁹ Wie oben Anm. 2, S. XIV–XV.

¹⁰ Beschreibung und Literatur zu der Folio-Handschrift bei Pfefferl. Phil.-Diss. (Masch.), II.A, 313–329. – Eine Autopsie der Handschrift wurde noch nicht vorgenommen.

¹¹ Vgl. Horst Pfefferl: Valentin Weigel und Paracelsus. In: *Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung* 26, 1988, 83 f., sowie ders., Teildruck, IV, S. 8–14, hier weitere Literatur.

¹² Weickhart war von 1577 bis 1583 als Kantor in Zschopau tätig und hielt sich eventuell noch einmal nach Weigels Tod dort auf. Vgl. Weigel, *Neue Edition* 3, Stuttgart-Bad Cannstatt 1996, Einleitung S. XXVI; Literatur ebd. Anm. 68.

Der Anfang der Harmonie fehlt. Als erstes sind auf Blatt 35 die Texte zu den Vorgängen um Jesus vor Pilatus erhalten. Die weiteren Blätter, die nicht unmittelbar aneinander anschließen, enthalten die Peinigung durch die Soldaten des Statthalters (2*), Teile der Kreuzigung (36) und die Ankunft der Frauen vor der Kreuzabnahme (1*). Alle vier Evangelien werden herangezogen, woraus sich eine gelegentlich eigenwillige Abfolge der Leidensgeschichte ergibt. Der deutsche Text folgt wortgetreu der Lutherbibel nach der Ausgabe Wittenberg 1545, der lateinische stimmt nicht in allem mit dem maßgeblichen Text der Vulgata überein. Welche lateinische Bibelausgabe benutzt wurde, bedarf noch der Untersuchung. Ungeklärt ist auch die Frage, ob die Auswahl der Evangelientexte einem vorgegebenen, eventuell in regionaler oder lokaler Tradition vorhandenen Formular folgt oder von Weigel selbst vorgenommen wurde. Die Harmonie könnte etwa für Passionsandachten geschrieben worden sein. Die nachfolgende Transkription des Textes beschränkt sich hier exemplarisch auf Blatt 35¹³.

¹³ Abbildung mit freundlicher Genehmigung der Handschriftenabteilung der British Library, London.

35^r, linke Spalte:

[*Pilatus autem*] > cum audisset hunc sermonem, adduxit foras Iesum, seditque pro tribunali, in loco qui dicitur Lithostrotos Hebraice autem Gabbatha.

Erat autem parasceue paschæ, hora uero quasi sexta: tum dicit Iudæis, Ecce rex vester. Illi autem clamauerunt, Tolle, tolle, crucifige eum.

Dicit eis pilatus, Regem vestrum crucifigam?

Responderunt principes sacerdotum, Non habemus regem nisi Cæsarem¹.

Videns autem pilatus, quod nihil efficeret, sed magis tumultus fieret², cogitabat gratificari populo³; et adiudicauit, ut fieret quod ipsi petebant⁴: acceptaque aqua, abluit manus coram turba, dicens, Innoxius ego sum a sanguine huius iusti: uos uideritis.

Et respondens vniuersus populus, dixit, Sanguis eius super nos et super filios nostros.

Dimisit autem eis Barrabam⁵ qui ob seditionem et propter cædem coniectus fuerat in Custodiam⁶, Iesum flagellatum et illud tradidit cupiditati⁷.

35^r, rechte Spalte:

[*Da Pilatus*] > das wort horet, furet er Iesum heraus, vnd satzte sich auf den Richtstuel, an der sted, die da heist Hohepfaster, auf Ebreisch aber Gabbatha. Es war aber der Rustag in den Ostern, vmb die sechste stunde, vnd er spricht zu den Juden, sehet das ist ewer konig, Sie schrien aber, weg, weg mit dem, Creutzige in. Spricht pilatus zu ihnen, sol ich eweren konig Creutzigen? Die Hohen priester antworten, wir haben keinen konig, den den keiser⁸.

Da aber pilatus sahe, das er nichts schaffet, sondern das viel ein grosser getumel ward⁹, gedachte er dem volck genug zu thun¹⁰, vnd ver vrtheilt¹¹, das ir bitte geschehe¹², nam wasser, vnd wusch die hende fur dem volck, vnd sprach, Jch bin vnschuldig an dem blut dieses gerechten, sehet ir zu. Da^b antwort das ganze volck vnd sprach, Sein blut kom vber vns, vnd vber vnsere kinder. Da gab er inen Barrabam los¹³, der vmb aufrurs vnd mords willen, war ins gefengnis geworffen, vmb welchen sie baten¹⁴, Iesum aber gezeisset vnd verspottet¹⁵ (vbergab)^F <[er jrem willen]¹⁶.

a Über den letzten drei Wörtern zwischen den Zeilen von der Hand des Schreibers nachgetragen: uolens turbæ satisfacere.

b Vor Da gefügt: de (?).

c Als Seitenkustos, die anschließende Seite fehlt.

1 Job. 19, 13–15 (lat.); der Anfang ist nach dem Text der Vulgata ergänzt.

2 Mt. 27, 24 a (lat.).

3 Mk. 15, 15 a (lat.).

4 Lk. 23, 24 (lat.).

5 Mt. 27, 24 b–26 a (lat.).

6 Lk. 23, 25 a (lat.).

7 Vgl. Mt. 27, 26 b; Lk. 23, 25 b (jeweils lat.).

8 Job. 19, 13–15; der Anfang ist hiernach ergänzt (Lutherbibel, Ausgabe Wittenberg 1545).

9 Mt. 27, 24 a.

10 Mk. 15, 15 a.

11 Statt ver vrtheilt ist vermutlich in Übereinstimmung mit dem Wortlaut der Lutherbibel vrtheilt zu lesen und ver als Beschreibung anzusehen.

12 Lk. 23, 24.

13 Mt. 27, 24 b–26 a.

14 Lk. 23, 25 a.

15 Vgl. Mt. 27, 26 b. 29–31; Mk. 15, 15 b. 20.

16 Der unvollständige Satz wurde ergänzt nach Lk. 23, 25 b; dort ist nur gezeisset vnd verspottet nicht enthalten.



London, British Library, Harley 243, 35'

© 2017 frommann-holzboog e.K.
Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Wer hat Sidneys ›Arcadia‹ ins Deutsche übersetzt?

Friedrich Seck

Der englische Diplomat Sir Philip Sidney (1554–1586) hatte einen umfangreichen, mit zahllosen Gedichten durchsetzten Roman *The Countesse of Pembrokes Arcadia* verfaßt, der postum erst 1590 erschienen war. Der Roman, mit dem die englische Schäferdichtung begründet wurde, war ein großer Erfolg: 1593 erschien eine erweiterte Fassung, 1624 bis 1625 in Paris zwei konkurrierende französische Übersetzungen, 1629 bei dem Verleger Matthäus Merian in Frankfurt am Main die erste deutsche. Um sie und ihren Übersetzer soll es hier gehen.

Wir lassen zunächst den langen, mit seinen anpreisenden und beschreibenden Elementen typisch »barocken« Titel folgen:

Arcadia Der Gräffin von Pembrock: Das ist: Ein sehr anmüthige Historische Beschreibung Arcadischer Gedicht vnd Geschichten / mit eingemängten Schöffereyen vnd Poesien. Warinn nicht allein von den wahren Eygenschaftten keuscher vnnnd beständiger Liebe gehandelt / sondern auch ein lebendig Bildt deß gantzen menschlichen Wesens vnd Wandels / auffß zierlichst für Augen gestellet wird: Allen Hoff- Raths- Kriegs- vnd Weltleuten / Edel vnd Vnedel / Hohes vnd Niederstands Personen / die hin vnd wider / sonderlich aber an Herrn Höfen / handeln und wandeln / lieblich / nützlich vnd nöthig zulesen / Anfangs in Englischer Sprach beschrieben / durch den Weyland Wolgeborenen / Trefflich beredten vnd Berühmbten Englischen Graffen vnd Ritter H. Philipps Sidney: Nachmalen von vnterschiedlichen Personen ins Frantzösische; *Nun aber auß beyden in vnser Hochteutsche Sprach/ fleissig vnd trewlich übersetzt Durch Valentinvm Theocritvm von Hirschberg.* Mit schönen neuen Kupfferstücken gezieret.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / bey Caspar Rötell / : In Verlegung Matthäi Merian, Anno 1629. – [5] Bl., 766 S.; 4°

Offenbar war der Roman auch bei deutschen Lesern beliebt; jedenfalls erschien 1638 ebenfalls bei Merian eine Neuauflage. Der Titel ist knapper, aber in der Verfasserangabe taucht ein neuer Name auf:

Arcadia Der Gräffin von Pembrock / vom Herrn Graffen vnd Rittern Herrn Philippsen von Sidney In Englischer Sprach geschrieben / auß derselbigen Frantzösisch / vnd auß beyden erstlich Teutsch gegeben Durch Valentinm Theocritvm von Hirschberg. Jetzo allenthalben vffs new vbersehen vnd gebessert: *die Gedichte aber vnd Reymen gantz anderst gemacht vnd vbersetzt Von dem Edlen vnd Vesten M. O. V. B.* Auch mit schönen Kupfferstücken gezieret vnd verlegt von Matthaео Merian. Getruckt zu Franckfurt am Mayn / in Wolfgang Hoffmans Buchtruckerey : Merian, 1638. – 1010 S., [1] Bl. ; 8°

Der abgekürzte Name des Bearbeiters ist – und war auch für die Zeitgenossen – leicht zu entschlüsseln: es ist kein anderer als Martin Opitz, der mit seinem *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) die deutsche Dichtung auf eine neue Grundlage gestellt hatte und seit seiner Erhebung in den Adelsstand den Namenszusatz »von Boberfeld« führte. Opitz starb 1639; die nächste Auflage, die 1643 bei Merian erschien¹, trägt seinen vollen Namen auf dem Titelblatt (»die Gedichte aber vnd Reymen gantz anderst gemacht vnd vbersetzt Von dem Edlen vnd Vesten Martin Opitz von Boberfeldt«). Zunächst als Probe beide Versionen des ersten Gedichts im Roman, eines sehr ironischen Lobes einer Dame namens Mopsa:

¹ Reprint Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1971.

1629, S. 25 f.

Von der Mademoiselle MOPSA
fürtrefflichen Schönheit.

Kan ich auch keinen finden genug/
Der MOPSA Lob zu singen?
In gantzer Welt jhr Tugendt klug
Mit wunder thut erklingen.
Ir Götter schärpfft mir Geist vnd Sinn!
Daß ich mag celebrieren
Mopsam, denn sie thut Cypriden
In Keuschheit secundieren.
Sie hat Saturni Freundlichkeit/
Ziechts Hertz wie ein Magnete.
Iuno geb schwerlich bessern Bscheid/
Als diß zart Früchtlein thete.
Ihr Glieder seyn so glat polirt/
Wie der Wald-Götter eben.
Ihre Discurs so wol formirt/
Daß Momo zschaffen geben.
Sie scheint ein andre Iris seyn/
So stäht ist jhr Humore,
Ihr Blick holdselig vnd gar fein/
Wers halten kan darvore.
Vulcanus hinckt; das kan sie auch/
Obs schon nicht wol thut stehen.
Cupido blind/ nach seinem brauch/
Doch mehr als sie kan sehen.
Blaw-braun Jacynthen an der Stirn;
An Wangen bundt Opalen.
Ihr Farb thet sie wol ziemlich ziern/
Wenn mans köndt röther mahlen.
Ihr Lefftzlein blaw wie ein Saphir/
Auß jhrem Mundt thut gehen
Ein so wolriechender Zephyr,
Das man dNas ab muß trähen.
Ihr Haar wie einer alten Kuhe/
Glaub auch der Götter Zorne
Hab das/ was sie noch decket zu/
Verschandlapt vnd verworren.
Sie ist Amoris Wunder-bild/
Den Ruhm thuts allen rauben/
Ihr Schön die gantze Welt erfüllt/
Ungsehen muß mans glauben.

1638, S. 37 f.²

Von der Edlen Jungfrauen Mopsa
fürtrefflichen Schönheit.

Weiß dann kein Mensch nicht dieser Zeit
Der Mopsa Lob zusingen?
Man hört ja jhre Tugend weit
Durch alle Welt erklingen.
5 Ihr Götter schärpfft die Sinnen mir/
Die Mopsa zuerhöhen:
Die Venus selber kan für jhr
An Keuschheit nicht bestehen.
Sie hat Saturni Freundlichkeit/
10 Zeucht wie Magnet die Sinnen:
Auch Juno würde nicht Bescheyd
So freundlich geben können.
Kein Waldt-Gott nicht so glatt seyn kan/
Als jhre zarte Glieder:
15 Das Reden steht jhr trefflich an/
Kein Momus redt darwider.
Sie scheint Iris selbst zuseyn/
Pfleget stet vnd steiff zubleiben:
Ihr Anblick ist so vberfein/
20 Daß viel darvon zuschreiben.
Vulcanus hincket besser nicht/
Als sie an beyden Füßen:
Cupido wird nicht sein Gesicht
Als sie zubauchen wissen.
25 Jacynthen braun die Stirne steht/
Die Wangen sind Opalen:
Sagt/ was wie jhr Farbe blüht:
Was kan man röthers mahlen?
Saphyrblaw jhre Leffzen sind/
30 Auß jhrem Mund thut wehen
Ein wolgeschmacker Westen-Wind/
Daß man die Nase drehet.
Ihr Haar wie einer alten Kuh/
Die anfängt zuverdorren:
35 Es haben was sie decket zu/
Die Götter selbst verworren.
Sie ist deß Amors Wunder-Bild/
Weg/ wer auff Schönheit bawet/
Dann diese füllt die gantze Welt/
40 Man glaubt es vngeschawet.

² Im Druck von 1643 ebenfalls S. 37 f.; Wortlaut identisch, zwei orthographische Unterschiede: V. 13 Wald-Gott, V. 31 Westen-Windt.

Verszahl und Metrum sind *in diesem Gedicht* geblieben, im übrigen ist der Text stark überarbeitet, so daß nur drei Verse (2, 9 und 33) nahezu unverändert stehen geblieben sind (wobei das als Genitiv gebrauchte »Saturnus« in V. 9 keine Verbesserung ist; Opitz lehnt die lateinische Flexion von Fremdwörtern im Gedicht ab³). Daß sich die Bearbeitung glatter liest, liegt hauptsächlich daran, daß Verstöße gegen das Metrum wie in Vers 7, 9, 15, 31 der alten Fassung vermieden sind, daß die von Opitz abgelehnte Unterdrückung von Vokalen im Wortinnern⁴ (1629 V. 11, 16, 32f., 40) nicht mehr vorkommt und die Verwendung von Füllwörtern wie »thut« stark eingeschränkt ist (1629 fünfmal, 1638 einmal). Im ganzen wirkt die alte Fassung im Vergleich zur neuen unbeholfen. Andere Gedichte sind noch stärker verändert oder ganz neu gefaßt, die Prosa dagegen ist, in Übereinstimmung mit den Angaben des Titelblatts, wenig verändert.

Der Übersetzer der ersten deutschen Ausgabe nannte sich Valentinus Theocritus von Hirschberg; er wird auch in den späteren Ausgaben vor Opitz genannt: kein Zweifel, daß damit wenigstens fiktiv zwei verschiedene Personen angesprochen sind. Aber weil man einen Mann namens Valentin Theocritus von (oder aus) Hirschberg nicht nachweisen konnte, suchte man nach Gründen, ihn mit Opitz gleichzusetzen. Gab es nicht in Opitzens schlesischer Heimat die Stadt Hirschberg, in der sich Opitz auch gerade um 1629 aufgehalten haben soll? Liegt diese Stadt nicht – hätte man hinzufügen können –, passend zu Opitzens Adelstitel, am Bober? Diese Vermutungen, die auf C. G. Lindner⁵ zurückgehen, haben viele überzeugt: nicht nur in manchen Bibliothekskatalogen wie dem des British Museum und der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, sondern auch in Kindlers Literaturlexikon wird der Übersetzer vorbehaltlos mit Opitz identifiziert. Indessen hatte Agnes Wurmb in ihrer Heidelberger Dissertation schon 1911 nachgewiesen, daß Opitz nicht der Übersetzer der *Arcadia* von 1629 gewesen sein

³ Opitz: *Deutsche Poeterey*, Bl. 1^b.

⁴ Opitz: *Deutsche Poeterey*, Bl. 4^r.

⁵ Caspar Gottlieb Lindner: *Umständliche Nachricht von des weltberühmten Schlesiens, Martin Opitz von Boberfeld, Leben Todte und Schriften*. Bd. 1. 2. Hirschberg, 1740–1741. – Da mir das Werk nicht vorlag, entnehme ich Lindners Argumente den Darstellungen von Friedrich Strehlke: *Martin Opitz*. Leipzig, 1856, S. 74 f. und Wurmb (s. folgende Anm.), S. 54 f.

kann.⁶ Sie argumentiert zunächst mit Äußerungen des Übersetzers in seiner nur in der ersten Ausgabe gedruckten Vorrede: er wolle sich in seinen Mußestunden in Fremdsprachen üben; Opitz aber klagt gerade 1629 über Mangel an Zeit für seine literarischen Arbeiten. Valentin Theocritus gibt sich »für keinen Sprachmeister oder Wolredner« aus; er sei »ein schlechter Hoffmann« – beides trifft auf Opitz nicht zu. Die zahlreichen Mißverständnisse der französischen Vorlage seien Opitz nicht zuzutrauen; besonders aber die Verwendung vieler Fremdwörter und die Metrik der Verseinlagen widersprüchen Opitzens Theorie und Praxis. Wieso – könnte man hinzufügen – hätte Opitz noch 1629 so ungeschickte Übersetzungen abliefern sollen, daß er sich neun Jahre später zu einer völligen Revision veranlaßt gesehen hätte? Schließlich war sein *Buch von der Deutschen Poeterey* bereits 1624, die repräsentative Sammlung seiner Gedichte (*Acht Bücher deutscher Poematum*) ein Jahr später erschienen. Seine Lehrjahre hatte Opitz längst hinter sich. Mit Recht stellt Agnes Wurmb fest (S. 58): »Val. Theocrit kann also nicht Opitz sein; er kann auch nicht unter Opitz' unmittelbarem Einfluß gestanden haben. Weiteres über ihn ergibt das vorliegende Material nicht.«

Was die Person des Übersetzers anlangt, bliebe es beim *non liquet*, wenn nicht bei der Herausgabe von Wilhelm Schickards Briefwechsel ein Brief aufgetaucht wäre, der den erwünschten Aufschluß gibt.⁷ Daniel Mögling, der aus einer Tübinger Professorenfamilie abstammende frühere Rosenkreuzer, nun Arzt und Astroном des Landgrafen Philipp von Hessen-Butzbach,⁸ schreibt am 3. Januar 1630 an seinen Freund Schickard. Er erwähnt zunächst seinen »Mechanischer Kunst-Kammer ersten Theil«, eine aus verschiedenen Schriftstellern kompilierte Übersetzung, spielt dann ohne nähere Angaben auf andere solche Arbeiten an und fährt fort: »Nomen meum non ubique addidi, nisi aliquando mutatum. Prodiit

⁶ Agnes Wurmb: *Die deutsche Uebersetzung von Sidneys Arcadia (1629 und 1638) und Opitz' Verhältnis dazu*. Diss. Heidelberg, 1911. 64 S, hier S. 54–59.

⁷ Österreichische Nationalbibliothek Wien, Cod. 9737v, Bl. 36. – In der bei frommann-holzboog angekündigten Briefedition voraussichtlich Brief 401.

⁸ Zu Mögling vgl. Ulrich Neumann: »Olim, da die Rosen Creutzerey noch florirt, Theophilus Schweighart genant«; Schickards Freund und Briefpartner Daniel Mögling. – In: *Zum 400. Geburtstag von Wilhelm Schickard / Zweites Tübinger Schickard-Symposion*, 25. bis 27. Juni 1992 / hrsg. von Friedrich Seck. (Contubernium; Bd. 41). Sigmaringen: Thorbecke, 1995. S. 93–115. – Ferner Neumann in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 17 (1994), S. 614.

ante semestre ARCADIA teutsch in 4 vnd Ihr F. D. Landgraff Georgen zu Darmstadt Gemahlin etc. von dem Verleger dedicirt, Interpres ist gewesen *Valentinus Theocritus* von Hirschberg. (memento der wirtemb: Hirsch) si novisti nega et si lubet per otium ridere ride. Sed sufficiat de his nugis.«⁹

Damit gibt sich Mögling zweifelsfrei als Übersetzer der Arcadia zu erkennen. Wenn er schreibt, er gebe seinen Namen in veränderter Form an, und mit »von Hirschberg« deutlich auf seine Herkunft, nämlich die Hirschstangen im württembergischen Wappen, anspielt, dann fragt man sich sofort, was denn die beiden anderen Bestandteile des Pseudonyms bedeuten sollen. Möglings hebräischstämmiger Vorname Daniel bedeutet »Gott ist mein Richter«: beide Wörter finden wir in *Theocritus* wieder (κρίνω = trennen, entscheiden, aber auch anklagen, verurteilen). Im Familiennamen aber steckt »mögen«, »vermögen«, was im Sinn von »können« dem lateinischen »valere« entspricht.¹⁰ Dies etwa mag sich Mögling bei der Wahl des Pseudonyms gedacht haben. Leicht erkennbar wird es dadurch freilich nicht und sollte es auch nicht sein, denn am Ende der Vorrede an den Leser bittet der Übersetzer, »daß mir der günstige Leser kecklich glauben vnd zutrawen/ also jhm den Valentinum Theocritum zu beharrlichen Gunsten befohlen/ vnd dafer jhm etwan dessen wenige Person bekindt/ selbige bey sich in freundlichem Vertrawen *verborgen seyn lassen wolle.*« (Bl. [iv]^v). Ganz ernst muß man aber dies Versteckspiel nicht nehmen, denn am Schluß der Vorrede gibt Mögling noch einen Wink: Sie ist datiert »Abtsberch in der Wawte den 20. Jul. M.DC.XXIX«. »Abtsberch in der Wawte« aber ist, wenn man eins der beiden W in zwei V auflöst, ein Anagramm für seinen Wohnort »Bvtsbach in der Weterav«. So glauben wir Daniel Möglings Manen keinen Tört anzutun, wenn wir sein Geheimnis hier preisgeben.

⁹ »Meinen Namen habe ich immer nur mit gewissen Änderungen angegeben. Vor sechs Monaten ist die Arcadia deutsch in Quart erschienen und vom Verleger ihrer Fürstlichen Durchlaucht der Gemahlin Landgraf Georgs zu Darmstadt gewidmet worden. Übersetzer war Valentinus Theocritus von Hirschberg (beachte: der württembergische Hirsch). Wenn du es weißt, leugne es, und wenn du Zeit zum Lachen hast, lache. Aber nun Schluß mit diesem dummen Zeug!« – Die Übersetzung ist demnach Mitte 1629 erschienen und nicht, wie man aus der Datierung des Titelkupfers geschlossen hat, erst 1630.

¹⁰ Auf ein ähnliches Pseudonym weist Neumann a. a. O., S. 94 f., Anm. 8 hin: Valerius Saledini, wobei Saledini Anagramm von Danielis und Valerius wie im Text zu erklären ist.

Das Geheimnis des göttlichen Namens

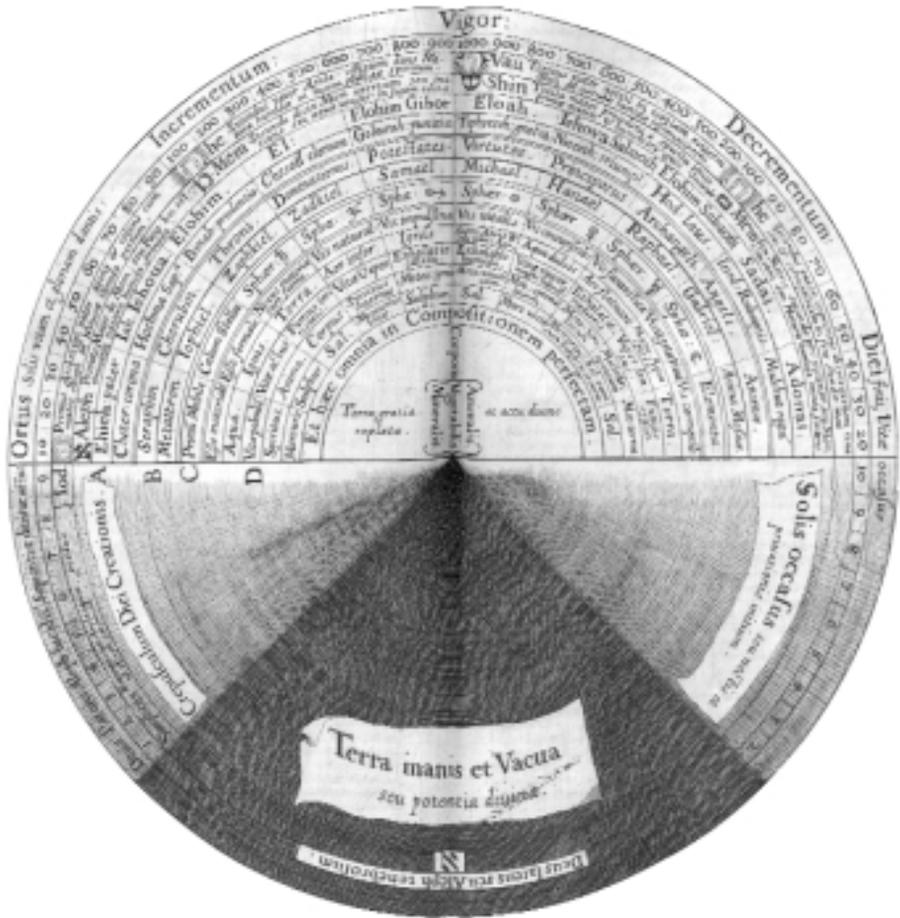
Robert Fludds
kabbalistisches Weltschema

Wilhelm Schmidt-Biggemann

Robert Fludds *Utriusque Cosmi Historia* ist ein Schlüsselwerk der mystischen Naturphilosophie der Frühen Neuzeit. Robert Fludd (1574–1637), Kabbalist, Mediziner, Astrologe, Mathematiker und Naturphilosoph, verband in der Nachfolge des Nikolaus von Kues und Johannes Reuchlins christlichen Neuplatonismus, Pythagoraismus und Kabbala miteinander. In seiner Enzyklopädie *Utriusque cosmi historia* (1617–21) entwirft er eine Kosmologie, die die mosaische Schöpfungsgeschichte interpretiert. Die Schöpfung ist für ihn ein fortdauernder Durchdringungsprozeß von Geist und Materie. Dieser Prozeß hat seinen Ursprung in Gott selbst. In einem großen Weltschema hat Fludd diesen kosmischen Informationsprozeß dargestellt, ein Schaubild, das an Informationsreichtum und Komplexität seinesgleichen sucht.

Ich möchte die drei äußeren Kreise dieses Schemas zu deuten versuchen: Das große Weltschema im 4. Teil von Fludds *Utriusque Cosmi Historia* demonstriert den kabbalistischen Aufbau der Kosmologie Fludds. Hier zeigt sich der Kern von Fludds Theosophie: die Uroffenbarung Gottes in seinem Namen יהוה ist der Ursprung des Weltprozesses, der sich erst mit der Eschatologie, wenn Gott *alles in allem* ist, vollenden wird. Während sich der Kosmos im Ganzen allmählich vervollkommen wird, ist das Leben innerhalb des Kosmos als ein ewiger Kreislauf konzipiert. Diese ewige Schöpfung vollzieht sich vom Himmel zur Erde, im Schema wird das als Weg von außen nach innen dargestellt.

I. Der Ausgang ist die trinitarische Interpretation des ersten Bibelworts בְּרֵשִׁית (Breschith): »*Im Anfang* schuf Gott Himmel und Erde«. Dieses *Im Anfang* ist begriffen als der Ausgang des göttlichen Namens, in dem sich Gott überhaupt zu



Causarum Universalium Speculum (folio 181)

erkennen gibt. Fludd geht dabei von einer prozessualen Auslegung der Trinitätstheologie aus. Die Trinität ist für ihn ein ständiger Prozeß, der immer drei Momente aufweist:

- a) Das erste Moment ist durch das \aleph tenebrosum symbolisiert, in dem Gott verborgen ist und das als unbestimmte Einheit, als $\aleph\iota\delta\aleph$ (en sof) begriffen wird

und das die Prädikate »ens« und »non ens« יהוה (ha – iesch w-ain) zugleich hat. Dieses Aleph tenebrosum gebiert aus sich das Aleph lucidum, das dem Beth, dem zweiten Buchstaben des Alphabets korrespondiert.

Der Prozeß dieses Hervorbringens von א lucidum aus dem א tenebrosum wird als das beständige göttliche Werden aus dem Nichts begriffen: Dieser Prozeß wird durch den Buchstaben י (Jot), den ersten Buchstaben des Tetragramms, symbolisiert, der, wenn er geschrieben wird, als die anfängliche Bewegung vom unausgedehnten Punkt nach oben und zur Seite gedeutet ist. Der Punkt, der keine Teile hat, symbolisiert die noch nicht entfaltete göttliche Existenz; den Anfang schlechthin; und die Bewegung des Jot beschreibt das Werden vom א tenebrosum zum א lucidum.

- b) Das Verhältnis von א tenebrosum und א lucidum symbolisiert zugleich den ewigen Prozeß der anfänglichen Trennung von Vater und Sohn. Symbol der Trennung ist das ו (Waw) im Tetragramm. Zugleich mit der Trennung wird der Actus der göttlichen Weisheit sichtbar, der mit dem וְשִׁיחַ (Breschith) erscheint und dessen Repräsentant im Tetragramm das ה (He) ist. Im ו (Beth) des Breschith zeigt sich zugleich das ב (Ben) des Sohnes, der aus dem Vater hervorgeht: »Monas, monadem gignens«. Das ו ist das im Sohn sichtbar gewordene א.
- c) Das erste ה des Tetragramms bedeutet den Heiligen Geist, das ו den Sohn als wirkendes Wort, das zweite ה die göttliche Sophia, Gottes Außenseite. So sind der Heilige Geist und die Weisheit (von außen) ununterscheidbar, allein in der geheimnisvollen Offenbarung des inneren Lebens der Trinität, nämlich im Tetragramm וְוְוְו wird der Unterschied sichtbar.

II. Die Prozessualität Gottes ist die Entfaltung der göttlichen Kraft. Diese zeigt sich in der täglichen Bewegung des Kosmos. Aus dem Aufgang der Sonne und des göttlichen Lichts wird durch Steigerung die größte Kraft des Lichts im Mittag, die wieder abnimmt; der Untergang der Sonne und die Nacht symbolisieren auch den Untergang des Lebens und die Rückkehr in die unbestimmte, dunkle Einheit des »en sof«. Diese Bewegung ist die ursprüngliche Bewegung schlechthin, und sie muß begriffen werden als die paradigmatische zyklische Beschreibung des kosmischen ewigen Lebens.

Werden und Vergehen wird mit Nikolaus von Kues als eine numerische Steigerung aus der nicht numerischen Einheit des Aleph tenebrosum zur 1, 10, 100 bis zur höchsten mittäglichen Kraftzahl 1000 interpretiert; diese Kraft vergeht zum Abend hin, bis sie sich im Aleph tenebrosum oder im Ungrund, »en sof« auflöst, um am Morgen neu zu erstehen.

Auch dieser Prozeß ist im Geheimnis des göttlichen Namens verborgen; die zahlensymbolische Interpretation belegt das. Das **⌘** ist das eigentliche Symbol der göttlichen Einheit. Der Zahlenwert des Tetragramms (⌘ = 10, 1 = 6, 11 = 5) 1111 beträgt 26. Gemeinsam mit dem **⌘** = 1 der göttlichen Einheit (dem Aleph tenebrosum) ergibt das 27. $27 = 3^3$, die dreifache Potenz (Macht) der Trinität. Zugleich ergeben sich hier drei Neunen (999); das ist die Zahl, mit der die Welt gemessen wird, denn jeder Himmel hat neun Unterteilungen, ehe er in die höhere Potenz erhoben wird. Und deshalb ist 1000 die um die mystische 1 erhöhte Zahl der Mächtigkeit der Himmel, die Zahl der göttlichen Kraftvollkommenheit.

III. Das Tetragramm offenbart das innere Leben der Trinität: Diese Trinität begreift Fludd nach dem Nicaenischen Glaubensbekenntnis so, daß der Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht, und zwar als Hauch. Das Jod ' bezeichnet den Vater, der Vater des Lichts ist. Das He 11 ist hier der Geist und der Atem; es bedeutet einmal den Geist des Vaters, zum anderen den Geist des Sohnes, der durch das 1 symbolisiert ist. So erweisen sich das erste und das zweite He 11 des Tetragramms als derselbe Geist. Das Waw 1 symbolisiert auch den Sohn als wirkendes Schöpfungswort gemäß dem Prolog zum Johannesevangelium. Es ist durch das erste He 11, das den heiligen Geist symbolisiert, mit dem Vater verbunden.

IV. Fludd sieht die trinitarische Struktur des Tetragramms unmittelbar mit dem Schöpfungsbericht des Buches Genesis verknüpft: Das Waw 1 symbolisiert nämlich das Wort, das die Himmel befestigt und damit zugleich die »Feste zwischen den Wassern« (Gen. 1,6) oberhalb und unterhalb des Firmaments. Diese Stabilisierungsleistung gilt für das Verhältnis von Empyraeum und Firmament ebenso wie für den Himmel oberhalb und unterhalb der Sonnensphäre. Dazu zitiert Fludd den Ps. 33,6: »Verbo domini firmati sunt coeli«; und »posuit tabernaculum suum in soles«. Damit ist die Sonne theologisch als Symbolstern des göttlichen

Wortes ausgewiesen, in dem, nach dem Prolog des Johannesevangeliums, das Leben ist und das Licht, das in der Finsternis leuchtet.

Das erste He \aleph im Tetragramm ist, natur- und schöpfungstheologisch interpretiert, zugleich das Symbol des lebendigen Wassers, das als lebensspendender Geist die Kraft des Jot ι empfängt und der Welt vermittelt. Das Jot symbolisiert als erster Buchstabe des Tetragramms die Kraft des göttlichen Anfangs und ist zugleich der Buchstabe des Messias, dessen Kraft im Waw wieder aufgenommen wird. Das zeigt schon die Ähnlichkeit der Buchstaben: ι \aleph .

Aus dem Jod und dem He besteht das lebensspendende FIAT, das dem hebräischen יְהי (*iehi*) »es werde« (vgl. Gen. 1,6) entspricht und dessen Buchstaben auch in dem hebräischen יְהוָה »Leben« vorkommen.

V. Das He ist in seiner Rolle als Formatierer der göttlichen Kraft in doppelter Symbolik gebraucht: einmal als Offenbar-Werdung Gottes für sich selbst, zum anderen als Vermittler des göttlichen Worts nach außen, in die Schöpfung hinein. Hier ist das He als Weltgeist, als Metathron, als Engel der göttlichen Versöhnung mit der Welt interpretiert. Die Zahl des Versöhnungsendels ist 49, das entspricht dem biblischen Jubeljahr. Die Rechnung: ι (10) multipliziert mit \aleph (5) = 50; das sind die 50 Wege der göttlichen Weisheit. Aber das \aleph (tenebrosus, die nicht numerische Eins) ist unerkennbar, deshalb wird die 1 abgezogen und es bleiben von den 50 nur 49. Dem entspricht die Zahl der Wege, die Gott uns zu seiner Erkenntnis hat wissen lassen; es ist die Zahl der Sophia bzw. des Metathron.

VI. Die Informationskraft des Tetragramms erweist sich auch in der Struktur des Kosmos: ι bedeutet den *mundus aeternus*, das Empyraeum \aleph symbolisiert die *mens divina*, η ist Zeichen für den *sol coelestis seu natura stellarum*, also die Sonne und den Fixsternhimmel; das \aleph hat also die Funktion der Stabilisierung und der Vermittlung zwischen den oberen und unteren Welten; \aleph ist die *virtus elementaris*, das »Haus« der aetherischen und elementaren Welt.

VII. Die Symbolik des Tetragramms, wie sie in den Buchstaben und ihrer Zuordnung verborgen liegt, kann hylemorphistisch interpretiert werden. Dann wird das Verhältnis der Buchstaben zueinander als *potentia activa* und *potentia passiva*

gedeutet. In diesem Falle ist der schlechthinnige Anfang der Kraft im ם Jot repräsentiert, während das ה He die erste, himmlisch-empyrische *potentia passiva* ist. Diese Bedeutung symbolisieren die beiden ersten Buchstaben des Tetragramms, das Jah יהוה. Dieses Jah indiziert die Realwerdung Gottes in sich selbst und ist zugleich Zeichen des göttlichen Lebens, das sich selbst gebiert. Insofern ist das He das Zeichen des göttlichen Lebens und des Wortes, das bei Gott ist. Die Dignität des Jot ם und des He ה läßt sich auch zahlenmystisch belegen: Jot ם (10) ist mit dem Aleph א (1) verwandt, und dieses Aleph ist die Einheit, die mit dem Nichts koinzidiert (Aleph tenebrosus); insofern symbolisiert das ם (Jot = 10) in sich das α und das ω , das erste und das letzte; es enthält zugleich den Zahlenwert der beiden ה (He = 5). Hier zeigt sich, wie die göttliche Kraft alles in allem ist.

Gestochene Kritik

Friedrich A. Uehlein

Im Dezember 1712 hat Shaftesbury die Vorbereitungen zur zweiten Auflage der *Characteristicks* abgeschlossen. Seine Korrekturen, Textergänzungen und Anweisungen finden sich in einem Exemplar der ersten Ausgabe (1711), in Briefen an seinen Freund Thomas Micklethwayte (1678–1718) und in Schreiben an den Verleger John Darby (gest. 1733) und den Kupferstecher Simon Gribelin (1661–1733).¹ Die Drucklegung kann er nicht mehr überwachen. »The Second Edition Corrected« – so der Vermerk auf dem Titelblatt – erscheint posthum 1714. Das Kolophon des abschließenden dritten Bandes trägt die Jahreszahl 1715.

Im Laufe dieser Korrekturarbeiten war es Shaftesbury deutlich geworden, wie sehr emblematische Darstellungen seine philosophisch-literarische Arbeit bereichern könnten. Emblemata, so führt er in den *Plasticks* aus (SE I 5, 214 ff.), stehen in der Mitte zwischen Sprache und Bild und enthalten etwas von beiden. Sie sind Bilder, aber keine selbständigen Darstellungen, wie z. B. Skulpturen oder Gemälde. Sie erzählen und belehren, aber nicht in Sätzen und Urteilen wie die Rede. Sie provozieren »Empfindungen Vorstellungen und Bedeutung« und können somit im anderen, bildlichen Medium, auf eigenständige Weise, die literarische-philosophische Rede begleiten.

Aus dem runden Titelkupfer Πάντα Ὑπόληψις, das schon in der ersten Ausgabe der *Characteristicks* stand (SE I 1, 31), und dem »Triumphzug der Freiheit«, den John Closterman (1660–1711) vermutlich zu dem Dialog *The Sociable*

¹ Veröffentlicht in: Anthony Ashley Cooper, Third Earl of Shaftesbury, *Standard Edition*, frommann-holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1981 ff., Bd. I,3 (1992), 136–346. Im folgenden werden Zitate direkt im Text nachgewiesen, z. B. SE I 3, 136.



Abbildung 1: Titelkupfer zu *Miscellaneous Reflections* (Probeabzug)

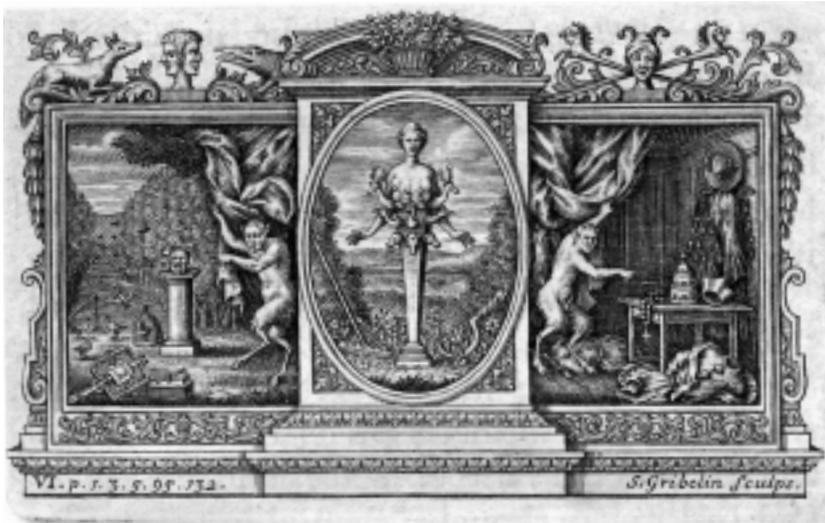


Abbildung 2: Titelkupfer zu *Miscellaneous Reflections* (1714/15)

Enthusiast (SE II 1) entwarf, entwickelte sich ein Bildprogramm, das für jeden Band ein großes Frontispiz (Volume-Plate) und für jede der sechs Abhandlungen ein eigenes Titelpuffer (Treatise-Plate) vorsah.² Shaftesbury realisierte das Programm zusammen mit Henry Trench (ca. 1690–1727), »my Draughts-man«, wie er ihn nennt. Die braun lavierten und weiß gehöhten Federzeichnungen gelangten zusammen mit Shaftesburys Beschreibungen (SE I 3, 138–236) über Thomas Micklethwayte an Simon Gribelin. Dieser setzte sie in Stichvorlagen und schließlich in die Kupferstiche um, die seit 1714/15 die *Characteristicks* in vielen Auflagen begleitet haben.³

Unter den Probeabzügen in Shaftesburys Nachlaß⁴ findet sich ein früherer Zustand des Titelpuffers zu den *Miscellaneous Reflections* (Abb. 1), der von der gedruckten Fassung bedeutsam abweicht (Abb. 2). Er hat bisher keine Beachtung gefunden. Interessanterweise entsprechen Shaftesburys Beschreibung, Trenchs Entwurf und Gribelins Stichvorlage diesem frühen Zustand.

Die beiden Flügelbilder (s. Abb. 2) deuten buchstäblich auf Shaftesburys Kirchenkritik: Bocksfüßige, spitzohrige Satyrn rafften jeweils einen Vorhang hoch. Der linke weist mit spitzem Finger auf einen Säulenfuß mit Masken und in einen Vogelherd mit Netzen, Schlingen, Fallen und einem Käfig. Schnepfen sind am Boden, flattern, gehen ins Netz, eine sitzt im Käfig. Der rechte Satyr weist in einen dunklen Raum hinter dem Vorhang. Mitten auf einem an die Wand gerückten Tisch steht eine Tiara, rechts davon liegt ein Birett hochgekippt auf der Seite, hinter der Papstkrone kommt eine Kette aus Perlen hervor und hängt mit einem Kreuz über die Tischkante. Sie ähnelt entfernt einem Rosenkranz (*rosarium*). An der Wand hängen ein langes Gewand, das in der dunklen Kammer hell erscheint, wie eine Albe, darüber ein breitkremziger Hut mit den dreißig Quasten (*fjocchi*) der Kardinalswürde. Fünfzehn Quasten sind sichtbar, die zweite Quasten-

² Vgl. Felix Paknadel, Shaftesbury's Illustrations of Characteristics, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institute* 37 (1974), 290–312. – Sheila O'Connell, Lord Shaftesbury in Naples: 1711–1713, in: *The Walpole Society* 54 (1988/1991), 149–219 und Abbildungen 37–81. – Andrea Gatti, Per l'estetica dell'emblema nel Settecento inglese. I frontespizi delle *Characteristics* di Lord Shaftesbury (l'edizione del 1714), in: *Bollettino del Museo Bodoniano di Parma* 7 (1993), 201–237.

³ Federzeichnungen und Stichvorlagen sind reproduziert bei O'Connell (Anm. 2).

⁴ Public Record Office, London: PRO 30/24/26/1 no 71.

schnur wird von der Albe größtenteils verdeckt. Am Boden liegen zwei Narren-
gewänder, kenntlich an den großen Knöpfen am Wams, dem kurzen bauchigen
Rock und den losen Ärmeln. Ihnen entspricht der säuerlich blickende (»ill-hu-
moured«) Narr mit seiner Schellenkappe und den Steckenpferden.

Der frühere Zustand (Abb.1) erscheint dagegen wenig spektakulär und weni-
ger eindeutig. Die Insignien der römischen Kirche fehlen. Das hellere Gewand
ist zu Schwarz abgedunkelt, die teilweise verdeckte Quastenschnur ist zu einem
Ärmel geworden. (Historisch betrachtet, müßte man den Werdegang natürlich
umdrehen.) An der Stelle von Tiara und Rosenkranz liegen zwei Doktorhüte. Der
breitrandige Hut soll nach Shaftesburys Beschreibung ein »Rose-Hatband« tra-
gen.⁵ Auch wenn dies mit dem bloßen Auge kaum auszumachen ist, sind doch
Hut und Gown als Tracht eines anglikanischen Geistlichen erkennbar. Das Birett
hat die Reformation überlebt. Es besteht in der anglikanischen Kirche fort. Die
Doktorhüte sollen nach Shaftesburys Anweisung dieselben sein, wie sie auf dem
Titelkupfer zu den *Moralists* von den Doktoren getragen werden, die im Seminar
(College and Cloister) ihre Vorlesungen halten. (Der aufmerksame Betrachter
hat's schon gemerkt.)

Und er fährt fort: was dort beschrieben werde – eine dogmatisch verhärtete
Religion, die sich nicht zu fragen und zu denken traue und geradezu aber-
gläubisch an Hypothesen hänge (SE I 1, 32) – nehme vorweg, was hier im letz-
ten Titelkupfer zu sehen sei (SE I 3, 232). Am aufschlußreichsten ist die Bemerkung,
die er der Beschreibung nachsetzt:

(Der Gown muß so tief schattiert werden, daß man ihn als schwarz er-
kennt, und muß dem Gown eines unserer normalen Geistlichen ziemlich
nahekommen.) N. B. Diese letzten Zeilen dieses Absatzes sollen wegge-
lassen werden, falls Sie [= Micklethwayte] Mr. Gribelin – eine Abschrift
geben. Der mündliche Hinweis genügt. (SE I 3, 235)

⁵ SE I 3, 234. Das Rosettenband ist spezifisch für einen anglikanischen Pfarrerrhut. Vgl. *Oxford English Dictionary*: rose 15.b.



Abbildung 3: Frontispiz zu *Miscellaneous Reflections* (1714/15)

Shaftesbury kennt die Brisanz der gestochenen Kritik. Schon die geschriebene ist deutlich genug. Sie bleibt aber zumeist bei allgemeinen Bestimmungen, die für mehrere Einzelfälle falscher Religiosität gelten und überläßt es letztlich dem Leser, auf welche Denomination er die Kritik (nicht) beziehen will. Die gestochene kann einen solchen Spielraum kaum einräumen. Sie stellt Einzelnes dar.

Ist man auf den brisanten Zielpunkt des frühen Zustandes aufmerksam geworden, liest man auch die übrigen Bilder genauer; so z. B. das Frontispiz zu den *Miscellaneous Reflections*, das nur wenige Seiten vor dem behandelten Titelkupfer steht (Abb. 3). Im ovalen Mittelfeld der oberen Bordüre ist ein Altar zu sehen, vor dem eine umgestürzte Krone, ein Zepter und ein Schwert in der Scheide am

Boden liegen. Auf dem Altar steht die Tiara, hinter ihr kreuzen sich ein Flammenschwert und ein Krummstab. In der unteren Bordüre, und somit in leichter Draufsicht, wird der Altar ganz ähnlich wiederholt. Er ist umgeben von einer Peitsche, einer qualmenden Fackel, einem Rutenbündel, Galgen, Henkerbeil und einer Fessel. Rechts entspricht ihm eine Kanzel, die von Piken, Lanzen, Schwertern und Fahnen umstarrt ist und eine Pauke, eine Fanfare und eine Trommel zur Seite hat.

Emblematische Darstellungen erzählen und belehren nicht in Sätzen und Urteilen wie die Rede, sie provozieren Empfindungen, Vorstellungen und Bedeutung (SE I 5, 214). Die Reihung der ähnlichen und entsprechenden Bilder genügt, daß der Betrachter die Obergewalt der römisch-katholischen Kirche, ihre inquisitorische Praxis und Zwangsherrschaft und ihre kriegerische Propaganda abliest. Eine solche Lesart – ob begründet oder nicht – ist in Shaftesburys Zeit gewöhnlich. Dieses bequeme Verständnis schlägt um, wenn man auf Trenchs Zeichnung sieht und aus Shaftesburys Beschreibung erfährt, daß der Altar von einer Mitra beherrscht werden sollte. Überdies assoziiert Shaftesbury Trenchs Kanzel mit dem Anfang von Samuel Butlers komischem Epos *Hudibras* (1663), das nicht zuletzt die englischen Auseinandersetzungen um die *Dame Religion* im 17. Jahrhundert zum Gegenstand hat: »And pulpit, drum ecclesiastick, / Was beat with fist, instead of a stick« (*Hudibras* I 1, 11 f.). Diese Kirchentrommel, schreibt er an Gribelin, sei »mehr nach der üblichen Art unseres eigenen Landes als eines fremden« auszuführen (SE I 3, 172).

Der Zielpunkt der Kritik ist derselbe wie in dem Probedruck des Titelpupfers. Sicher teilte Shaftesbury die Kritik an der römischen Kirche, wie sie in den veröffentlichten Stichen sichtbar wird. Aber die traditionell gewordene Kritik an der römischen Kirche ist wohlfeil. Die eigene *National Church* ist das direkte Ziel des verdeckten Schreibens und der besprochenen Bildchen.⁶

Der Blick auf die Stiche müßte sich jetzt weiten und die gesamten *Characteristics* und die englische Geschichte zwischen dem *Clarendon Code* und *Act of Uni-*

⁶ Vgl. Wolfram Benda, *Der Philosoph als literarischer Künstler. Esoterische und satirische Elemente bei Lord Shaftesbury*, Diss. Erlangen 1982.

formity (1662) sowie Shaftesburys Tod (1713) ins Auge fassen. In dieser Anmerkung zu einem Probeabzug bleibt nur Raum für Andeutungen.

Dringen Kirche und Staat auf Uniformität der Meinung und Überzeugung, dann wird die Religion dem freien Gespräch und der freien, praktischen Aneignung entzogen. Kirche und Parlament »schreiben mit absoluter Autorität einen besonderen Glauben vor« (SE I 2, 130). Vor allem auch das Fundament eines Offenbarungsglaubens, der rationale Begriff von Gott und die natürliche Religion der Vernunft und Sittlichkeit, wird zerstört.⁷ Die gefährlichen Folgen sind Gleichgültigkeit und Verstellung einerseits und religiöser Fanatismus andererseits.⁸ Sicher nicht ohne Bezug auf die gestochenen Altäre schreibt Shaftesbury:

Wir sehen, daß die Verordnung eines Glaubens in gewissen Ländern höchst effektiv praktiziert wird durch eine gleichbleibende Politik und eine wohlabgewogene Anwendung von Strafe und Belohnung, mit Hilfe besonderer, eigens eingesetzter Gerichte, besonderer Justizverfahren, besonderer Behörden und Beamten, eigener Untersuchungs- und Befragungsmethoden und gewisser Verordnungen von heilsamer Strenge, [...] die gehörig und angemessen durchgesetzt werden [...] zum Zwecke strikter *Gleichförmigkeit* und *Einheit* in ein und demselben Bekenntnis und Ritus. (SE I 2, 130)

Die gleichbleibende, durch Jahre verfolgte Politik heilsamer Strenge zeigt sich in der Gesetzgebung während des genannten Zeitraums, so z. B. im *Toleration Act* (1684), das den protestantischen Sekten (Dissent) ihren eigenen Ritus, aber keine politische Betätigung zugesteht, und Katholiken und Nichtchristen ausschließt; ferner in den *Test Acts* (1673, 1678 etc.), welche den Zugang zu öffentlichen Ämtern vom Empfang des Abendmahls nach anglikanischem Ritus abhängig machen. Die unter die Mitra, das Bannschwert und den Bischofsstab gestürzte

⁷ SE II 1, 140 ff., 156. Vgl. Dirk Großklaus, *Natürliche Religion und aufgeklärte Gesellschaft*, Heidelberg 2000.

⁸ SE I 2, 132–140 und *Letter concerning Enthusiasm*. Unter den Stichwörtern *Liberty*, *Religion* und *Uniformity* hat Shaftesbury in seinem Register (SE I 4) Hauptgesichtspunkte zusammengezogen.

Krone samt Zepter und Schwert kann direkt auf die Krönungszeremonie bezogen werden. Der Erzbischof nimmt dem Monarchen den Eid ab:

And will you maintain and preserve inviolably the settlement of the Church of England and Ireland and the doctrine, worship, discipline and government thereof as by law established. [...] And will you preserve unto the Bishops and Clergy [...] all such rights and privileges as by law do or shall appertain unto them or any of them?⁹

Ein aktuelles Gesetz aus der Zeit der Konzeption und Realisierung der Stiche ist das *Occasional Conformity Act* (1711). Seit 1705 versucht Königin Anna, Anhängern von Sekten die Übernahme eines Amtes zu ermöglichen, indem ihnen die gelegentliche Erfüllung des *Test Act* gestattet wird. Der Versuch scheitert am anglikanischen Widerstand. Der höchst zweifelhafte Vorgang bestätigt Shaftesburys Analyse. Die anglikanische Partei beharrt auf dem Empfang des Sakraments nach bestehendem Ritus. Der Königin ist der Empfang eine gleichgültige Sache, die man gelegentlich zugestehen kann. Der Dissenter ist bereit, sich gelegentlich zu verstellen. »Der richtige Weg, die heiligste Wahrheit verdächtig zu machen, ist, daß man sie mit Drohungen unterstützt und die Leute durch Schrecken zum Glauben bringen will« (SE I 2, 135).

Der Grund des falschen klerikalen Verhaltens liegt nach Shaftesbury in einer falschen Theologie. Damit kehren wir zur dunklen Kammer des Probeabzuges zurück. Er vermißt an den Theologen das helle, ausgeglichene Gemüt (»good-Humour«), das ihnen von ihrer Sache her zuwachsen müßte. Sie setzen ihre Sache nicht dem Licht der Vernunft aus und scheuen das freie Gespräch. Dabei ist es gerade die Wahrheit, die jedes Licht verträgt (SE I 3, 28). Auf dem Ruin der menschlichen Natur (»Good-nature«) wollen sie die Religion aufbauen.¹⁰ Worin liegt der Grund ihres lichtscheuen, mißmutigen Verhaltens? Ihre Vorstellung von

⁹ Zitiert nach: I. Deane Jones, *The English Revolution. An Introduction to English History 1603–1714*, repr. with corr., London 1966, 172.

¹⁰ *Select Sermons of Benjamin Whichcot*, Preface [by Lord Shaftesbury], London 1698, A 5 v.

Gott ist zusammengestückt aus dem, was sie für gut, mächtig und groß halten. »So geben sie ihm einen Willen wie den ihren, Leidenschaften wie ihre, Freuden wie ihre, Rache, da sie Rache genießen, Ehre, da sie Ehre lieben, eine Gefolgschaft und einen Hofstaat, äußeren Prunk und Glanz und was auch immer sie bewundern.«¹¹ Sie bleiben in einer Vorstellung von Gott nach ihrer eigenen Maßgabe befangen. Das macht sie selber ernst und gewichtig (»grave«), in falscher Weise erhaben (»false sublime«), unverträglich (»sour«) und mißmutig (»ill-humoured«). Sie bleiben in der dunklen Kammer. Eine solche Religion macht nicht frei, sondern erdrückt.¹² Shaftesbury hat jene Vorstellungen zu einem Begriff von Gott und zu einer natürlichen Religion der Vernunft und Sittlichkeit zu klären gesucht:

Korrigiere die gewöhnliche Vorstellung. Nimm von Gott alles weg, was wir als Glückseligkeit und für gut ansehen; nimm von ihm, was wir für Macht halten, was wir als groß und gewaltig erheben: was bleibt?¹³

Gottes Macht, sein Wille und Wirken, seine Freiheit, Größe und Weisheit sind nur verschiedene Namen für seine Gutheit (»Goodness«): »Denk daran, alles in Gott ist Göttlich; und er ist entweder überhaupt nicht, oder er ist wahrhaft und vollkommen gut« (SE I 1, 348).

Wer immer die Veränderungen der Kupfer veranlaßt hat – etwa Micklethwayte, der die neue Ausgabe aus der Schußlinie halten wollte? – hat die gestochene Kritik abgestumpft und verwischt.

¹¹ Benjamin Rand (Ed.), *The Life, Unpublished Letters and Philosophical Regimen of Anthony, Earl of Shaftesbury*, London 1900, 27 f.

¹² Zum Verhältnis von Religion, Kritik und einem freien, heiteren Gemüt vgl. *Miscellaneous Reflections* II,3 (SE I 2, 120–160). In Shaftesburys Kirchenkritik blitzt eine Facette seines Denkens auf. Den Zusammenhang, in den sie gehört, hat Barbara Schmidt-Haberkamp umfassend und differenziert dargestellt: *Die Kunst der Kritik*, München 2000.

¹³ Siehe Anm. 11, 28.

Denkwürdigkeiten

Eva J. Engel

Die Handlungsweise, das Wirken einzelner Menschen, sind die Denkwürdigkeiten, um die es in diesem Festschriftbeitrag für Günther Holzboog gehen soll. In ihrer Ausstrahlung enthalten sie mehrfache Bedeutung und somit für mich Bezug auf ihn und seine Begegnung mit dem Wirken Moses Mendelssohns.

I

Zeitlich setzten diese hier gemeinten denk-würdigen Erlebnisse 1777 ein: in einem Dörfchen des damaligen Preussisch-Litauen, wo etwas Ungewohntes, Ungewöhnliches geschah: wo die Ontologie dem Moses Mendelssohn »zu einem Nachlager« und der Bekanntschaft mit einem Vorbild an wahrer Menschlichkeit in Gestalt des greisen Dorfpfarrers verhalf.

Von dort spannt sich der Bogen über fast zwei Jahrhunderte und über zwei Kontinente, als es dem jungen Schwaben Holzboog, dem ehemaligen cand. phil., gelang, den Philosophiehistoriker Alexander Altmann zu überzeugen, der 1938 vorzeitig abgebrochenen Ausgabe der *Gesammelten Schriften* von Moses Mendelssohn zu Fortführung und Abschluss zu verhelfen. Auf beide Begegnungen trifft kaum ein markanteres Wort zu, als »denk-würdig«.

II

Der Zeitgenosse Mendelssohns, dem wir den in Dialogform aufgezeichneten Bericht dieses Vorkommnisses und seiner Folgen verdanken, ist Carl Philipp

Denkwürdigkeiten

Moritz (*1756) in einer mehrmonatigen Veröffentlichung, die 1786, wenige Wochen nach dem Tod des Denkers, ihren Anfang nahm.

Der Titel dieser Aufzeichnungen lautet *Denkwürdigkeiten zur Beförderung des Edlen und Schönen*. Das Vorwort macht deutlich, dass Moritz sich vehement für die Theorie einsetzt – und sie durch Beispiele zu erhärten unternimmt – dass es nottue, sich von dem Nützlichkeitskult seiner Tage wieder zu einer Erweiterung des ›Gesichtskreises‹ zurückzufinden, d. h. zu dem, was den Menschen adelt: des Menschen Geist und die dazu unerlässliche Ausübung der Denkkraft:

jeder Stand jede Beschäftigung im Leben gibt unvermerkt dem Geiste Nahrung indem durch tausend zufällige Veranlassungen die Denkkraft der Seele geübt wird, Schlüsse, Entwürfe, Pläne zu machen, ihre Ideen zu ordnen, ein Ganzes zu übersehen.

Der einzelne Mensch muß schlechterdings niemals als ein bloss nützlich, sondern zugleich als ein edles Wesen betrachtet werden, das seinen eigentümlichen Wert in sich selbst hat. [...]

der Geist des Menschen kann durch nichts untergeordnet werden, er ist ein in sich selbst vollendetes Ganzes.

In diesem Zusammenhang bemerkt Moritz in dem späteren Stück *Die Bibliotheken seiner Denkwürdigkeiten zur Beförderung des Edlen und Schönen*:

Nun haben wir unter andern eine *Allgemeine deutsche Bibliothek*, eine *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*, eine *Bibliothek der Romane*, eine *Bibliothek für Kinder*, usw. Und gerade an der wichtigsten von allen fehlt es uns noch: an *einer Bibliothek für den Menschen*.

Moritz fährt fort:

Die Sokratischen Denkwürdigkeiten (Xenophons, in Wielands Übersetzung von 1782), *Horazens Briefe*, *Moses Mendelssohns Phädon* (1767), *Lessings Nathan der Weise* (1779), und *Wielands Musarion* (oder die Philosophie der

Grazien, 1768), würden schon gewissermaßen eine solche Bibliothek ausmachen, insofern sie vielleicht das Edelste und Vortrefflichste sind, was irgend ein menschlicher Kopf *in der nächsten Beziehung auf den Menschen selbst* hervorgebracht hat.

Als Carl Philipp Moritz sich mit diesen, für die Aufklärung unerlässlichen, Gedankengängen auseinanderzusetzen begann, geschah es unter dem Eindruck der Nachricht vom Tode Moses Mendelssohns. Am 4. Januar 1786 war dieser im Verlauf einer Bronchitis umgekommen.

Nun war Moritz spätestens seit seiner Anstellung am Gymnasium zum Grauen Kloster (1778) in den Bannkreis von Mendelssohn geraten. Von 1782 bis 1786 war er ohne grosse Unterbrechungen in Berlin und dort ganz besonders dem damals europaweit bekannten und geehrten Mendelssohn verbunden, den er ausserdem als Vorbild eines, obwohl vom Schicksal nicht gerade verwöhnten, grossen Geistes ansah, »der mit der Fackel der Philosophie sein Jahrhundert erleuchten half« (s. Moses Mendelssohn, *Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe* (= JubA), Bd. 23, Stuttgart-Bad Cannstatt 1998, S. 35).

Die Gedankennähe der beiden genialen, aber sonst ungleichen Denker bezeugt die im März 1785 in Bd. 5 der *Berlinischen Monatsschrift* (S. 225–236) erschienene Untersuchung über die Autonomie der Kunst. Moritzens *Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften unter dem Begriff des in sich selbst Vollendeten. An Herrn Moses Mendelssohn* steht einerseits in unmittelbarer Nachfolge zu Mendelssohns Gedanken von 1757 in *Bibliothek der schönen Künste und freyen Wissenschaften* (I. 1, S. 231-269): *Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften* (JubA 1, S. 165–190). Andererseits sind beide Arbeiten Vorläufer von der Schrift, die Moritz berühmt machte: das 1788 in Braunschweig erschienene *Ueber die bildende Nachahmung des Schönen*.

Mit gutem Grund bedeutet Mendelssohn für Moritz 1786 den Menschen, dessen Leben und Wirken das *Edle und Schöne* denkwürdig verkörpert:

In seiner Gegenwart war einem wohl – man fühlte sich schon durch seinen Anblick erhoben und ermuntert – und nie ist vielleicht einer ungebessert von ihm gegangen (Stück 7, S. 97; JubA 23, S. 42).

III

Als exemplarisches Beispiel eines sehr ungewöhnlichen Austausches an Wissen und Verhalten von zwei edlen Menschen, einem Dorfpfarrer und einem Juden, wird Moritzens Eulogie auf Moses Mendelssohn abgerundet. Sie setzt ein in Stück 2 (S. 17–24), fortgeführt in Stück 4 (S. 49–53) und Stück 7 (S. 97–101); im 9. Stück (S. 130–133; JubA 23, S. 44 ff.) kommt der Philosoph mit der Schilderung des erstaunlichen Ereignisses selber zu Worte.

Glücklicherweise verdanken wir Moritz die Wiedergabe des Ereignisses, das sich südlich von Memel, wohl im August 1777, abspielte, also zwischen den beiden Malen, in denen Mendelssohn, eigentlich auf einer Geschäftsreise in Königsberg, die denkwürdigen Begegnungen mit Kant (sowie mit Hamann und anderen Königsbergern) erlebte. Bereits vom 17. Juli (JubA 20.2, S. 320) gab es aus Frankfurt an der Oder einen Reisebericht von Moses an seine Frau. Es folgten ein Brief aus Friedeberg am 18. Juli (ebd., S. 321 f.), aus Riesenburg am 22. Juli (ebd., S. 325 f.), ehe er ihr vom 27. – 29. Juli (ebd., S. 327–330) aus Königsberg ausführlich berichtet. Schon dort scheint es »unangenehmes« Wetter gegeben zu haben; am 23. Juli »einen entsezlichen Sturmwind, desgleichen man in Berlin selten wahrnimt. Heute wird es wohl wieder den ganzen Tag regnen. Einen so ungeniss baren, unsommer haften Sommer weiss ich mich nicht zu erinern jemals gesehn zu haben« (JubA 20.2, S. 329).

Die knappen Berichte dieser etwa fünfwöchigen »kostbaren«, d. h. teuren, Geschäftsreise dienen hauptsächlich dazu, die Entfernung zwischen den Ehegatten zu überbrücken. Selten, und dann nur knapp, geschieht ein Einblick in das nicht-geschäftliche Geschehen. So heisst es enttäuschenderweise z. B. aus Königsberg am 29. Juli 1777 nur: »Ich bin nunmehr etwa 3 mahl 24 Stunden allhir, und habe des Besuch Geben und Besuch Nehmens herzlich sat.« Drei Absätze später heisst es über das für die Nachwelt so wichtige Zusammentreffen zwischen den beiden Philosophen nur: »Ausser Kanten und einigen Leuten, deren Umgang mir Kant empfiehlt, mag ich niemand kennen lernen« (ebd., S. 327). Trotzdem müssen sich viele Königsberger um ihn gedrängt haben: »Ich werde heute von Haus zu Haus herum trollen, um den Leuten, die mich bewilkomt haben, mein Compliment zu machen. Morgen und übermorgen, wie ich

vermutete gleichfalls nichts anders thun« (ebd., S. 328). Am 1. August schreibt er von Tilsit (ebd., S. 332), am 5. von Memel (ebd., S. 334 ff.). Dort war er noch drei Tage später.

Da Briefe vom 14. (ebd., S. 339 f.) und 18. August (ebd., S. 342 ff.) wieder von Königsberg datiert sind, muss das von Moritz in Mendelssohns Worten wiedergegebene Treffen zwischen Jude und Christ (Stück 9, S. 129–133; JubA 23, S. 44 ff.) auf dem Rückweg von Memel geschehen sein.

IV

Mendelssohn scheint die Episode im Beisein von Moritz eines Abends spät als Vermeiden von zu intensivem Disputieren erzählt zu haben. Das Stichwort, das die Ablenkung veranlasste, war: »Ontologie«.

Daraus entwickelte sich die Beschreibung zweier unerwarteter Ereignisse, beide gleich überraschend, wenn man bedenkt, wie feindlich die Bevölkerung Juden gegenüberstand.

Der Text, in der Wiedergabe von Mendelssohns Erinnerungen, befindet sich in JubA 23, S. 45 f. Als Mendelssohn bei ungünstigem Wetter in einem kleinen Dorfe ankam, liess er den Pfarrer wissen, ein Gelehrter aus Berlin bäte um Nachtquartier. Der erschreckte alte Pfarrer wollte sicher sein, ob, was unmöglich schien, dieser Jude sich in der modernen Philosophie auskenne, also wahrhaftig gelehrt sei. Aus Mendelssohns sofortiger Beantwortung der Frage: *quid est ontologia?* ergab sich ein Wechselgesang beider Stimmen, der in Christian Wolffs Definition Gottes mündete.

Der freundschaftliche Empfang, der daraufhin, und später noch verschiedene Male, dem Juden Moses zuteil wurde, wird durch ein *coda* dieser Schilderung noch ungewöhnlicherer Art unterstrichen.

Nicht nur war der Pfarrer imstande, Vorurteile nach rationaler Überprüfung beiseite zu schieben, Pflichtbewusstsein und Nächstenliebe liess ihn das Hab und Gut eines armen polnischen Juden eher aus dem brennenden Pfarrhaus retten, als »das Seinige«.

Denkwürdigkeiten

Moritz versagte sich bei diesem Exemplum denkwürdigen Verhaltens jeglichen Kommentar. Für uns Heutige ist es Anlass, sich bewusst zu werden, dass Opferbereitschaft und aufgeklärte Menschlichkeit im 18. Jahrhundert wie auch zu unsern Lebzeiten existieren.

Zur Geschichte der J.G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Erich Fuchs

Es dürfte selten vorkommen, daß ein Hühnerstall bei der Entstehung einer philosophischen Edition eine Rolle spielt. Professor Manfred Zahn, damals Schüler und Mitarbeiter von Reinhard Lauth, entdeckte Mitte der fünfziger Jahre auf dem Dachboden eines Hühnerstalls in Geitau, Oberbayern, die seit dem Krieg verschollenen Nachlaßstücke J.G. Fichtes. Die direkten Nachkommen des Philosophen waren dort in den Nachkriegswirren untergekommen. Mit diesem Fund waren die Standorte der verschiedenen Nachlaßteile bekannt, und Reinhard Lauth, Professor für Philosophie an der Münchner Universität und Initiator unserer Ausgabe, konnte an die entscheidenden organisatorischen Schritte denken, die zur Verwirklichung seiner Pläne führen sollten.

Im Zuge seiner philosophischen Forschungs- und Lehrtätigkeit in München seit 1948 war für Reinhard Lauth das Werk des Kant-Nachfolgers und – wie dieser sich selbst verstand – Vollenders von dessen systematischer Leistung, J.G. Fichte (1762–1814), immer stärker in den Mittelpunkt getreten. Der vertieften Beschäftigung mit Fichtes Philosophie stellte sich ein großes Hindernis entgegen: die Texte waren nicht vollständig zugänglich. Wichtige Schriften Fichtes – wie die erste Fassung seiner philosophischen Grundlegung *Eigne Meditationen über Transzendentalphilosophie* – waren bisher unbekannt. Vor allem die Manuskripte der Spätzeit, als der Philosoph nur noch mündlich lehrte, waren nicht entziffert: z. B. die *Wissenschaftslehre* aus dem Jahre 1811 oder die *Transzendente Logik* vom Frühjahr 1812. Zudem lagen die greifbaren Texte in vielen Fällen in keiner zuverlässigen Fassung vor.

Der Sohn Fichtes, Immanuel Hermann, hatte 1835 *Nachgelassene* und 1845 *Sämmtliche Werke* seines Vaters herausgegeben (Bonn 1834/35 und Berlin 1845/46. Von den *Sämmtlichen Werken* erschien 1924 in Leipzig ein erster und 1963/66 ein zweiter, fotomechanischer Nachdruck). Nach den Maßstäben, die wir heute an eine philosophische Edition anlegen, war diese aber alles andere als befriedigend. I. H. Fichte hatte (von J. G. Fichte selbst zum Druck beförderte) *Werke* mit dem nicht veröffentlichten *Nachlaß* vermischt und stellte die oft veränderten Texte nach sehr zweifelhaften inhaltlichen Gesichtspunkten zusammen.

Im Zuge der Wiederbesinnung auf den »deutschen Idealismus« am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts regte vor allem Fritz Medicus mit einer sechsbändigen Ausgabe ausgewählter Werke (Leipzig 1911/12) zur erneuten vertieften Beschäftigung mit Fichtes Philosophie an. Angesichts der editorischen Mängel der *Sämmtlichen Werke* wurde das Bedürfnis einer systematischen Erschließung und Bearbeitung des Nachlasses Fichtes immer größer. Am ehesten wurde der im Jahre 1925 (2. Auflage 1930) von Hans Schulz herausgegebene *Briefwechsel* Fichtes den inzwischen maßgeblich gewordenen editorischen Ansprüchen gerecht.

Einen ersten Anlauf zu einer kritischen Edition des Nachlasses von J. G. Fichte nahm in den dreißiger Jahren Hans Jacob (1898–1969). Dieser begann, den Nachlaß Fichtes systematisch zu erfassen und für die Edition vorzubereiten. Als erstes erschien 1937 der Band 2 der *Nachgelassenen Schriften*. Er machte zwei Kollegnachschriften – die der *Vorlesung über Logik und Metaphysik* aus dem Sommersemester 1797 und die inzwischen die Fichte-Forschung sehr stark anregende Nachschrift der *Wissenschaftslehre nova methodo* (1796–1799) – erstmals zugänglich. Der erste Band dieser *Nachgelassenen Schriften* stand kurz vor dem Ausdruck, als die Druckstöcke im zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff zerstört wurden.

Reinhard Lauth machte sich nach dem Krieg auf die Suche nach Hans Jacob, um ihn als Mitherausgeber für sein neues Projekt einer Fichte-Gesamtausgabe zu gewinnen. Mühsam tastete er sich von einem Einwohnermeldeamt zum andern vorwärts, bis er den als Mathematiklehrer Tätigen in Witzenhausen ausfindig machen konnte. Hans Jacob und Reinhard Lauth traten nun an die Bayerische Akademie der Wissenschaften und an die Deutsche Forschungsgemeinschaft

heran. Hier fand sich in Aloys Wenzl ein kooperativer Ansprechpartner, der auch die schwierigen Verhandlungen mit dem Besitzer des Nachlaß-Hauptteils, der Deutschen Staatsbibliothek in Ost-Berlin, unterstützte. Ein besonderes Verdienst erwarb sich dabei der spätere Direktor des Zentralinstituts für Philosophie, Manfred Buhr, der auch in der Folgezeit mit dem Editionsteam in Verbindung blieb und dessen Arbeit wohlwollend unterstützte. Manfred Buhr hat auf einer Fichte-Tagung in Neapel aus seiner Erinnerung Näheres berichtet. Ein entscheidendes Moment, das zum Gelingen des Plans damals beitrug – man muß sich die schwierige Situation im geteilten Deutschland zur Zeit des Kalten Kriegs vor Augen halten – war die entschlossene, nur der philosophisch-editorischen Sache dienende Haltung und Vorgangsweise von Reinhard Lauth. Ihm gelang es, die Verhandlungspartner aus der DDR von dieser Entschlossenheit zu überzeugen, und Manfred Buhr brachte es fertig, in Ostberlin die Wege zu ebnen, indem politisch abhängige Institutionen auf beiden Seiten von der direkten Mitwirkung zurücktraten bzw. ausgeschlossen wurden. (M. Buhrs Schilderung im Tagungsband *Der Grundansatz der ersten Wissenschaftslehre Fichtes*, hrsg. v. Erich Fuchs und Ives Radrizzani, Neuried 1996, S. 267–271.)

Der Vertrag zwischen der Ost-Berliner Staatsbibliothek und den Herren Lauth und Jacob wurde am 25. März 1959 unterzeichnet. Im selben Jahre wurde eine Arbeitsstelle an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München eingerichtet.

Vor allem Hans Jacob war es auch gelungen, die Familie von Fichte dazu zu bewegen, ein lukrativeres Angebot aus Amerika auszuschlagen und den in ihren Händen befindlichen Nachlaßteil Anfang der sechziger Jahre der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in West-Berlin zu verkaufen. Diese noble Haltung des letzten männlichen Nachkommens Fichtes hat heute zum Ergebnis, daß Fichtes Nachlaß wieder in einer einzigen Bibliothek vereinigt ist: Der frühere Ostberliner Nachlaß-Teil ist heute noch an den nach den Kästen römisch nummerierten Signaturen I bis VII erkennbar, der Westberliner Teil ist mit A bis C gekennzeichnet.

Mit der Verfügbarkeit des Nachlasses konnten die Arbeiten an der Ausgabe beginnen. Die Bibliotheken stellten Filmkopien der Manuskripte zur Verfügung; diese dienen bis heute als Arbeitsgrundlage für die Transkriptionen. Natürlich ist

es unerlässlich, ganz schwer zu entziffernde Textteile in einer Schlußredaktion, bevor der Band an den Verlag geht, am Original in Berlin zu kontrollieren. Auch für uns hat die vor zwölf Jahren erfolgte Aufhebung der Teilung Berlins eine große Erleichterung gebracht. Wie viel Zeit wir am Übergang Bahnhof Friedrichstraße verbracht haben, bis endlich die Grenzkontrollen überstanden waren, ist kaum zu berechnen.

Unter den in die engere Auswahl gekommenen Verlagen entschieden sich die Herausgeber für den aufblühenden Frommann-Verlag von Günther Holzboog, dessen unternehmerische Energie und Wagemut Zutrauen für das Gelingen eines finanziell und zeitlich anspruchsvollen Projekts erweckte. Am 12. August 1959 kam der Verlagsvertrag über die Herausgabe von Fichtes Werken, Nachgelassenen Schriften und Briefen zustande. Die anfangs nur für die Herausgabe des Fichte-Nachlasses gegründete Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat ihren ursprünglichen Namen behalten; das ganze Unternehmen war aber bald auch auf die Werke (Reihe I) und Briefe (Reihe III) ausgedehnt worden, der später die Reihe IV der Kollegnachschriften angefügt wurde.

Damit begann auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens eine überaus glückliche und zufriedenstellende Zusammenarbeit, die auch nach 40 Jahren heute noch wie anfangs andauert. 1962 erschien der erste Band und in der Folge im Durchschnitt etwa alle eineinviertel Jahre ein weiterer Band: ein in der jüngeren Geschichte von Editionen wohl einmaliges Tempo. Kurz vor dem anstehenden Jubiläum ist der dreiunddreißigste Band erschienen. Nach dem Tod des Mitherausgebers Hans Jacob (1969) nahm Hans Gliwitzky († 1998) seine Stelle ein. Seit 1996 ergänzen die beiden langjährigen Mitarbeiter Peter K. Schneider und Erich Fuchs das Herausgeberteam. Hinzugekommen sind in letzter Zeit Ives Radrizzani, Günter Zöllner und Hans Georg von Manz.

Stoisches und Spinozaisches im Denken Jacobis

Zu einem Brief Thomas Wizenmanns (1759–1787) nach Stuttgart

Michael Brüggem

a) Vom Trieb. – Im dritten, 1987 erschienenen Band der Gesamtausgabe von F. H. Jacobis Briefwechsel ist die Nummer 897 das erste Schreiben an Thomas Wizenmann. Die fünf Sätze, ein Exzerpt, das vom 25. Mai 1783 datiert, werden verständlicher, wenn sie – wie nun im dritten Band der Kommentar-Reihe – in den Zusammenhang der zugrunde liegenden Quelle zurückversetzt werden. Diese Quelle ist ebenfalls ein Brief: ein Brief jenes Adressaten Wizenmann – eines aus Ludwigsburg stammenden ehemaligen Vikars, seit kurzem Hauslehrer in Barmen – an seinen Studienfreund, den Lehrer an der Hohen Karlsschule Philipp Wilhelm Gottlieb Hausleutner. Auf seiner Reise war er in Düsseldorf mit Jacobi bekannt gemacht worden, und man hatte sich schnell in einem eingehenderen Gespräch befunden. Unter anderem über einen, wo nicht längst vergessenen, doch noch reichlich diskreditierten toten Autor, über Spinoza. Jacobi stellte fest, daß Wizenmann überzeugt war, beweisen zu können, es gebe eine »Freiheit des Willens«. (Ähnlich wie die alte Stoa hatte Spinoza die platonisch/ aristotelische Auffassung einer mehrteiligen Seele, die sich mit Descartes' Willensbegriff noch einmal zur Geltung gebracht hatte, erörtert und verworfen.) So schickt nun Jacobi (der bei der ersten Begegnung eine »Analyse« versprochen hatte, und wie Wizenmann nach Stuttgart berichtet) in Nr. 897 Wort für Wort den lateinischen Text der 9. Proposition sowie das Scholium aus dem dritten Teil der Spinozaschen *Ethica*, denjenigen Text also, in welchem sein Verfasser dem Selbsterhaltungsgedanken (*Mens conatur in suo esse perseverare*) den Triebbegriff entnimmt.

Der Nachdruck, mit dem Jacobi sich auf den Dissidenten beruft, legt nahe, daß es nicht dabei geblieben ist. Als Wizenmann Ende Juli erneut nach Düssel-

dorf kommt, kreist das Gespräch zumindest wieder um das Thema Freiheit (genauso wie der lange Bericht, der Anfang November an Moses Mendelssohn abgeht und in dem Jacobi ausführt, wie nahe *Lessing* Spinoza gestanden sei).

Explizit wird der Gedanke des *conatus perseverandi*, der *conservatio sui*, erst wieder in Nr. 1063, dem Schreiben vom August 1784 an Frans Hemsterhuis. Darin schlüpft Jacobi geradezu in die Rolle des toten jüdischen Autors, um ihn gegen die Halbheiten von dessen jetzt lebendem Landsmann zu verteidigen. »Vous convenez«, so Spinoza durch Jacobi (das Ganze vielleicht eine seiner großartigsten Eingebungen) – »Vous convenez que la nature de chaque individu tend à la conservation de cet individu, que tout être cherche à maintenir son être, et que c'est cela même que nous appellons sa nature.« (A. a. O., Bd. I,3, S. 355.) Derselbe Gedanke dann 1789 in den ersten 23 der insgesamt 52 Aphorismen, die der *neuen, vermehrten* Ausgabe der Briefe über Spinoza vorangestellt sind (vgl. vor allem die Sätze IV, VI, VIII und XXII). Erneut wird der Selbsterhaltungsgedanke in einem Fragment gebliebenen Schreiben vom Mai 1790 an Jean François de La Harpe entwickelt (Jacobis *Werke*, Bd. 2, 1815, S. 532–544).

Und noch einmal geschieht dies 1792 in *Eduard Allwills Briefsammlung*: zuerst in einer längeren Fußnote zur Vorrede; sodann in einem der letzten Briefe (Nr. XIX, Sylli an Amalia; Jacobi verwendet hier denjenigen Begriff, den er in der genannten Fußnote erläutert hat: den Instinkt der *vernünftigen* Natur; in der Ausgabe der *Werke*: Bd. 1, 1812, S. XIV bzw. S. 175 f.); schließlich in der sogenannten Zugabe an Erhard O** (ebd., S. 238 f.). – Offenbar während Jacobi an dieser neuen Ausgabe seines *Allwills* gearbeitet hatte, hatte er sich mehrfach der vierten seiner (unveröffentlichten) Kladden anvertraut. In ihr finden sich einige ähnliche Formulierungen. So heißt es auf Blatt 3: Selbsterhaltung sei das *Grundgesetz jeder* Natur. Und zwar erhielten wir uns nicht – so sage Spinoza (siehe oben den Schlußsatz des Scholiums) – auf Grund einer bestimmten *Absicht*: im Gegenteil, alle unsere Absichten rührten aus jenem *Trieb* her; *dessen* Vermögen mache die Freiheit der betreffenden Natur aus – ja, solche Natur *bestebe* aus diesem Trieb [vgl. oben an Hemsterhuis: »cela même ... nous appellons sa nature«]. Auf Blatt 9 lesen wir, was jener Stelle in der Zugabe zum Allwill schon nahekommt: Das Objekt der Vernunft sei ihre Form; diese Form mache ihre Natur aus, und *jede* Natur strebe danach, sich zu erhalten; das sei ihr Trieb. Auf Blatt 24

ist, allerdings getilgt, der Wortlaut der *gedruckten* Fassung fast erreicht: Der unmittelbare Gegenstand des unbedingten oder Grundtriebes sei die Form desjenigen Wesens, dem dieser Trieb angehöre. Diese Form – die ihn, den Trieb, bestimme und die er ausdrücke – suche er unbedingt zu *erhalten*. Die *allgemeine* Form, das, was die Wirksamkeit *aller* endlichen Naturen bestimme, sei das Bedürfnis. Die *Art* dieses Bedürfnisses bestimme die Art des *Triebes*. Und zwar sei er darauf gerichtet, überall einen bestimmten Zusammenhang zu »erhalten«, fortzusetzen oder zu erweitern; denn das endliche Wesen *sei* ein solcher Zusammenhang.

b) Eine höhere Selbsterhaltung. – Die zuletzt angeführten Äußerungen zeigen noch einmal, daß Jacobi den Gedanken der Selbsterhaltung gar nicht bestreitet – obwohl ein unveröffentlichter Brief vom November 1788 an den Grafen Windisch-Graetz genau dies auszudrücken scheint: Gewiß könne man so etwas wie moralische Freiheit *leugnen*, also die Fähigkeit, sich nach dem berühmten Stoischen »principe de l'honnêteté« zu richten [vgl. De finibus bonorum et malorum III, 21: das honestum Cato/Ciceros; mehr dazu unten]; man könne alle modifications seiner Tätigkeit von *einem* notwendigen Prinzip, das dem amour du plaisir diene, oder dem instinct de sa conservation ableiten: in diesem Fall sehe man den Menschen als einen Automaten mit Empfindungsvermögen an, als etwas, was man nicht tadeln oder strafen könne; denn das, was er begangen habe – wie abscheulich dies auch immer scheine –, sei ihm nicht zuzurechnen. Sieht man genauer hin, so will Jacobi offenbar nur bestreiten, daß dieser instinct den Menschen *uneingeschränkt* beherrsche: »[...] deduisant toutes les modifications [...] d'un principe unique [...]«.

Diese Deutung findet sich in den Aphorismen von 1789 bestätigt. Auch hier wird (im XVIII. Satz) offenbar vorwegnehmend von nur *einem* Grundtrieb gesprochen. In den Aphorismen der *zweiten* Abteilung kommt Jacobi (XXXV.) auf die Stoiker und die »Ehre« zurück: Von den Weisen des Altertums, am meisten von den Stoikern, sei bekannt, daß sie strikt zwischen der Begierde und der Ehre unterschieden hätten. Dies letzte Prinzip beziehe sich auf Freiheit, da es (XXX.) denjenigen Mechanismus, der das sinnliche Dasein ausmache, überwiegen könne. Es wird dann (XXXIX., Anm., u. XLVII.) – wie schon das in der *ersten* Abteilung erörterte (sinnliche) Bestreben – von Jacobi als Trieb, als (XLVIII.)

ursprünglicher Trieb bezeichnet. Er fährt fort: Das einzelne (menschliche) Wesen – das zur Natur gehöre und auch *deren* Gesetzen unterworfen sei – habe eine doppelte Richtung: den (XLIX.) sinnlichen Trieb sowie denjenigen, den er hier intellektuell nennt. (Vgl. Ciceros *intelligentia*, a. a. O.) Wie es theoretisch möglich sei, daß es solche *zwei* Richtungen gebe und wie sie zusammenhängen, das könne (50. Aphorismus) nicht mehr beantwortet werden; man könne nur das »Daseyn« *beider* erkennen. (Jacobi hat die genannten Texte noch größtenteils der Einzelveröffentlichung seines Briefes an Fichte – Hamburg 1799 – angehängt. Zu den Aphorismen vgl. auch den Brief vom 12. 4. 1804 an Germaine de Staël; Pauline de Pange, August Wilhelm Schlegel und Frau von Staël, Hamburg 1940, S. 69.)

Auch im *Allwill* von 1792 werden zwei Triebe unterschieden. Zunächst wird in der erwähnten Fußnote zur Vorrede dasjenige definiert, was in den Aphorismen von 1789 länger ausgeführt worden war: Der Instinkt sinnlich vernünftiger Naturen suche das persönliche, das Selbstbewußtsein, die Einheit des reflektierten Bewußtseins, zu *erhalten* und zu erhöhen. Von dem, was hier definiert wurde, ist, wie schon weiter oben gesagt wurde, in (Syllis) Brief Nr. XIX die Rede. Dort wird zunächst bemerkt, das *Tier* habe nur sinnliche Triebe, und diese Triebe seien darauf gerichtet, daß das Lebewesen sich erhalte. Es *müsse* sein Dasein fortsetzen. Der *Mensch* könne jedoch – in der Liebe, wenn er einen anderen bewundere, achte – »den Tod unter die Füße« treten, Schmerz und Lust unbeachtet lassen. Dann erwache derjenige Instinkt seiner vernünftigen Natur, der *nicht* danach strebe, die Seele des Leibes, sondern die des Geistes zu »erhalten«, emporzubringen, herrschend zu machen. Hier zeigt sich erneut, daß Jacobi Spinozas Selbsterhaltungsgedanken zu *ergänzen* sucht – daß er versucht, dies »Leitkonzept der Moderne« zu *akzeptieren* und dennoch mit so etwas wie Freiheit und Verantwortung zusammenzudenken.

Dies legt besonders diejenige Eintragung in der vierten Kladde, Bl. 3, nahe, die schon oben – allerdings unvollständig – zitiert wurde. Vollständig lautet sie: Es sei wahr, was Spinoza sage, nämlich daß allen unseren Absichten der Selbsterhaltungstrieb zugrunde liege und daß *dessen* Vermögen unsere Freiheit sei. Aber, so sucht Jacobi weiterzudenken – aber alle Naturen seien zuletzt mit einer allgemeinen und diese mit einem *Übernatürlichen* verknüpft. Dies »Daseyn«

müsse irgendwie in uns ausgedrückt sein. [...] Je unabhängiger unser Dasein werde, desto mehr näherten wir uns der Quelle allen Daseins. Noch bemerkenswerter vielleicht – weil, wie Syll in jenem XIX. Brief, sogar im übernatürlichen Fall von Selbsterhaltung sprechend – eine Äußerung auf Blatt 18: Wir wüßten nicht, was der Trieb der unerzeugten Natur in uns *anstrebe*; wir wüßten aber, daß er unser höchster Trieb sei und auf die »Erhaltung« unseres »eigentlichen« Daseins hinweise – nicht auf das vergängliche Dasein, denn er treibe uns öfter an, dieses vergängliche Dasein *dabinzugeben*. (Noch in der Schrift von den *Göttlichen Dingen* ist, mehrdeutig, Spinozas Triebbegriff maßgeblich; *Werke* Bd. 3, 1816, S. 322. Zu den *beiden* Formen der Selbsterhaltung vgl. auch zwei »Fliegende Blätter«; ebd., Bd. 6, 1825, S. 137 f.)

c) Wurzel der Tugend. – Der Gedanke von der Selbsterhaltung ist hier sehr isoliert betrachtet worden. Was Spinoza angeht, so hat er diesen Gedanken selbst zwar erheblich vertieft, doch, für sich genommen, war der Gedanke keineswegs neu gewesen. Für Spinoza konkretisiert und bewährt er sich erst in dem, was man die »Mechanik der Leidenschaften« genannt hat. Dies nimmt schon äußerlich die Mitte seines Hauptwerks ein, und das gilt wohl auch *sachlich*: Seine eigentliche, große Leistung ist es, jene Mechanik aus dem schon von der Stoa geltend gemachten und in der neueren Forschung erörterten »basic mechanism of οὐκείωσις« *entwickelt* (und das Ganze einer Ethik zugrunde gelegt) zu haben. Dieser psychologischen *Applikation* aber ist *Jacobi* weitgehend ausgewichen; nur sporadisch wird das Thema gestreift, so zu Beginn der Aphorismen von 1789 die Mechanik von »Begierde und Abscheu«. (Unter den Zeitgenossen war es anscheinend nur Mendelssohn, der zumindest teilweise die Bedeutung von Spinozas Affektenlehre erfaßte; man vgl. die Jubiläumsausgabe, frommann-holzboog, Bd. 11, 1976, S. 149.)

Jacobi's eigener Weg wird vielleicht verständlicher, wenn man kurz die wiederholt genannte Stoa selbst ins Auge faßt. Die Stoiker hatten aus ihrem Grundgedanken, der οὐκείωσις oder »Selbstfürsorge«, gefolgert, es gelte, sich rational, »konsistent« zu verhalten. In diesem Sinne das Handlungsziel des Zenon aus Kitium und des Chrysipp: ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν, Ciceros und Senecas secundum naturam vivere (vgl. Cicero, *De finibus*, a. a. O.). Serenella Iovino hat in ihrem Buch über Jacobis *Woldemar* und die »Wurzel der Tugend« darauf hinge-

wiesen (*Radice della virtù*, Napoli 1999, S. 52 u. 117), daß Jacobi diesem Ziel durchaus nahesteht. Ein Unterschied (für den es aber wohl Vorbilder in der Stoa selbst gab) scheint höchstens darin zu bestehen, daß Jacobi jenes Rationale oder – vgl. den XLIX. Aphorismus von 1789 – Intellektuelle zu einem neuen, zweiten Trieb hypostasiert, der den ersten, sinnlichen Trieb (siehe oben) überwiegen könne. Übrigens hatte schon *Wizenmann* in Nr. 895, vielleicht von Jacobi veranlaßt, davon gesprochen, daß die Stoiker den »höchst denkbaren point d'honneur« zu ihrer »Hauptempfindung« gewählt hätten.

Jacobi selbst hatte diese »Ehre« viele Jahre früher an die Spitze seines Romans *Woldemar* gestellt: zunächst, 1777 – worüber man noch hinweglesen konnte – durch Woldemars Widersacher Hornich (*Werke*, Bd. 5, 1820, S. 6) und massiv dann in dem zum *Woldemar* gehörenden *Stück Philosophie des Lebens und der Menschheit* (Deutsches Museum 1779, Bd. 1, S. 315; *Werke*, Bd. 5, S. 52); es geschieht mit Worten, die nun auch ausnehmend »spinozistisch« klingen: Der edelste Trieb der menschlichen Natur, der der *Ehre*, entspringe dem Bestreben, die *Kraft unseres Daseins zu vergrößern, eigenmächtiger zu werden*. Jedenfalls wird das Stoische Tugendprinzip dann ausdrücklich in jenem Brief an Windisch-Graetz geltend gemacht und von neuem in den Aphorismen von 1789. Hier werden zwar, in Satz XXXVI, Epiktet und Mark Aurel anstelle jener *alten* Stoiker genannt, aber das ist wohl weniger wichtig. Gemeint ist das, was immer Kernstück Stoischer Lehre gewesen war: daß nur das innerlich konsistente Sichverhalten oder Handeln *absoluten* Wert habe und daß alle anderen Werte, *Sachwerte*, höchstens vorzugsweise oder *relativ* gelten könnten.

Auch für *Spinoza* hat die Tugend *absoluten* Wert, losgelöst etwa davon, ob ein göttlicher Richter strafe oder belohne. Vehement verteidigt der jüdische Autor bekanntlich seine Überzeugung gegen einen Kritiker wie Willem van Blyenbergh. Spinoza schreibt, er sei schon sehr verwundert, daß sein Adressat frage: Was uns denn davon abhalten solle, begierig alle möglichen Verbrechen zu begehen, wenn ein göttlicher *Richter* nicht mit etwas (was eo ipso nicht schon aus dem Verbrechen selbst folge) strafe? (Brief Nr. 21); ähnlich gegen den Cartesianer Lambert van Velthuysen (Nr. 43): Der »Lohn« der Tugend sei die Tugend selbst (vgl. auch in der Ethik, T. 4, Lehrsatz 18 Anm.; ebd. Ciceros Begriff der honestas). Auf die Antwort an Velthuysen beruft sich wieder *Jacobi* – damit schließt sich der

Kreis –, und zwar in seiner Verteidigung *Wider Mendelssohns Beschuldigungen* (Leipzig 1786, S. 77 Anm., vgl. auch S. 83–87; in den *Werken* Bd. 4, 1819, 2. Abt, S. 239 Anm., vgl. S. 244–246). In einer Fußnote dazu zitiert Jacobi (nur in der ersten Ausgabe) aus einer früheren Abhandlung (vgl. *Werke*, Bd. 2, S. 429): Wer nicht an *die Tugend selber* glauben, nicht ihre *überirdische* Natur fassen, sie nicht in »ihrer wesentlichen Unabhängigkeit« ehren könne: der solle sie leugnen und *müsse* sie leugnen. (Von Anfang an hatte Jacobi so gedacht: 1771 hatte er Franz v. Fürstenberg – Brief Nr. 203 – voller Freude darin beigepflichtet, daß dieser in den Schulen des von ihm verwalteten Bistums Münster den Ethik-Unterricht von der christlichen Unterweisung trennen wollte. Wie wolle man Kinder zu wahrhaft guten Menschen erziehen, wenn das Motiv, nichts Übles zu tun, allein darin bestehen solle, daß sie sonst fürchten müßten, von einem mächtigen Wesen *gestraft* zu werden – wenn Exerzitien der Frömmigkeit in ihren Köpfen mit wesentlichsten Geboten der *Humanität* verwechselt würden. Hier war auch erstmals Mark Aurel und – jene »Ehre« erwähnt worden.) Valerio Verra und Serenella Iovino (die letzte a. a. O., S. 153) haben darauf aufmerksam gemacht, daß Jacobi als Beispiele für »virtù« besonders Gestalten der Antike genannt hat. Das mag nach alledem noch erklärlicher werden.

Hatte Jacobi also – wenigstens – eineinhalb Jahrzehnte mit der Stoischen Tugendlehre sympathisiert, so scheint dies Anfang 1793 beendet. Das geht hervor aus einem Brief vom 21. Februar desselben Jahres, der offenbar an Johanna Schloßer gerichtet ist; dieser Brief ist in den *Werken* als die letzte der drei *Zufälligen Ergießungen eines einsamen Denkers* wiedergegeben (Bd. 1, S. 297–305; Peter-Paul Schneider hat detailliert über diesen Text berichtet: *Die »Denkbücher« Friedrich Heinrich Jacobis*, 1986, frommann-holzboog, S. 343–355, besonders S. 350–354). Jacobi schreibt zunächst (Bd. 1, S. 300): Die Philosophen hätten von jeher geglaubt, aus dem eigennützigen und dem uneigennützigen Trieb einen einzigen machen zu müssen. So hätten die Stoiker sich dafür entschieden, daß der »Trieb zum Guten« sowohl das Uneigennützig tue als auch »beyher« das Eigennützig. Jacobi sagt dann weiter, der Empfänger (»Ehrenburg«) wisse, daß er, Jacobi, sich lange zu diesen Autoren gehalten habe. Er habe jedoch erfahren: Daß man seine Pflicht erfülle, mache einen *nicht* schon glücklich, ja, beides seien eher entgegengesetzte Dinge; *er* sei von seinem Stoizismus im Stich gelassen worden

und habe dann auch wieder *diesen* im Stich gelassen. Statt dessen versucht Jacobi nunmehr, das, was er kritisch den *Geist* der Kantischen Moralphilosophie nennt, mit der Aristotelischen Ethik zu verbinden. (Dennoch bleibt Jacobi weiterhin für Stoisches zumindest aufgeschlossen. Darauf deutet hin, was er in seine neunte Kladder, Bl. 40–42, eingetragen hat: Ausführungen Christian Garves über das Stoische Moralprinzip, die Jacobi einer Rezension entnahm.)

d) Eine politische Implikation. – Abschließend das, was chronologisch ganz an den Anfang gehören würde und für Jacobi eminent im Vordergrund steht. Denn unbeschadet dessen, was er zu Themen Spinozascher Metaphysik und Stoischer Ethik zu sagen hatte: offenbar mitten in der Peripetie seines eigenen politischen Schicksals hatte er bereits den Stoischen *Politikern* ein Denkmal gesetzt, in dem schon oben genannten »Stück Philosophie des Lebens und der Menschheit« (Deutsches Museum 1779, Bd. 1, S. 421; in den *Werken* Bd. 5, S. 214). Dort sagt der Titelheld – nachdem er schon einige Seiten vorher unter anderen die Namen von Cato [minor], Brutus, Cicero und Mark Aurel erwähnt hatte –, er wolle noch mit wenigen Worten der *Stoischen Schule* gedenken. Die Welt sei voll vom Ruhm derer, die diese Schule hervorgebracht habe. Dabei wolle er nicht einmal *Brutus* und *Cato* erwähnen, sondern Mark Aurel und Namen wie (Marcius Barea) Soranus, Helvidius (Priscus), (T. Clodius) Thrax. Laut Tacitus habe Nero mit Soranus (dieser war sog. Consul suffectus gewesen) und Thrax (Senator) die Tugend selbst ausrotten wollen [beide hatten sich Neros Cäsarenwahn widersetzt]. In Nr. 775 (Bd. I,3, S. 28, Z. 27 f.) – ausführlicher in seiner gegen den Absolutismus Josephs II. gerichteten Schrift: *Etwas das Lessing gesagt hat* (Berlin 1782, S. 102; in den *Werken* Bd. 2, S. 359) – zitiert Jacobi aus einem Brief Ciceros von Ende 50 oder Anfang 49 v. Chr. an Atticus, in dem Caesar mit einem Wort aus Euripides beschuldigt wird, Verbrechen gegen den Staat begehen und die Tyrannei errichten zu wollen. 46 war dann Cato zum Blutzeugen für die Republik geworden, und kurz darauf hatte Cicero den neuen Diktator damit konfrontiert, daß er in der mehrfach genannten Schrift *De finibus bonorum et malorum* Cato posthum jene Stoische Lehre entwickeln ließ. Eine weitere Äußerung Ciceros, nun vom Februar 43 an den Tyrannenmörder Cassius, findet sich in demselben Brief Jacobis einige Zeilen früher; in Jacobis Schrift gegen die Tyrannei (vgl. Nr. 806) auf S. 126 in der Fußnote. Nero war ein besonders abstoßendes

Beispiel des *furor principum*, in einer nicht enden wollenden Kette von Imperatoren und Fürsten, die die Herrschaft in Europa usurpieren sollten. Gut fünfzehnhundert Jahre später hatten sich gleichsam an der Peripherie einige kleine Republiken gebildet; in einer derselben, den Vereinigten Niederlanden, lebt der Sohn eines jüdischen Asylanten. Doch vermutlich hätte Spinoza nicht einmal *hier* seine Überzeugungen vertreten können, hätte nicht ein sog. Ratspensionär für zwei kurze Jahrzehnte gegen calvinistische Orthodoxie und gegen das reaktionäre Oranierhaus so etwas wie Liberalität verbreitet. (Im Brief vom März 1799 an Fichte erinnert Jacobi an Johan de Witt, stellt ihn neben Epaminondas; *Werke*, Bd. 3, S. 37.) 1672 wurden die Brüder de Witt von Anhängern Prinz Wilhelms III. niedergemetzelt, die Mörder später belohnt; »der Herr selbst«, so wenigstens die Auslegung auf den Kanzeln, hatte »Rache genommen«. Wenig später war der Theologisch-Politische Traktat jenes jüdischen Autors, wahrscheinlich auf Anweisung Wilhelms, verboten. Aber noch einmal, in dem nicht mehr vollendeten *Politischen Traktat*, versucht Spinoza zu zeigen, daß eine *liberale*, teilweise schon *demokratische* Regierungsform den anderen Formen überlegen sei. Diese Abhandlung ist es, der Jacobi bereits in der 1781 erscheinenden Abhandlung *Ueber Recht und Gewalt* einen ganzen Paragraphen entnimmt (Deutsches Museum 1781, Bd. 1, S. 539 f.; *Werke*, Bd. 6, S. 443–445). Das, was das Gemeinwohl berühre – sage Spinoza (Kap. 6, § 3) –, dürfe nicht rückhaltlos einem einzigen anvertraut werden. Auch, und gerade dieser sei nicht gefeit gegen Habgier, Neid, Ehrgeiz usw. *Wieland*, so Jacobi selbst, halte nur ein Regime für möglich, das durch Usurpation entstanden sei, *nicht* eine Verfassung, die die Menschen *freiwillig* akzeptierten; deshalb verwerfe Wieland auch die Republiken der Antike und die englische Verfassung. Spinoza dagegen habe sie für die einzig wahre und beste angesehen. Wie viel Jacobi von jener Passage des *Politischen Traktats* gehalten hat, entnimmt man daraus, daß sie im *Etwas das Lessing gesagt hat* wiederkehrt (a. a. O., S. 70 f.; in den *Werken* Bd. 2, S. 375).¹

¹ Für Günther Holzboog, den Mit-Initiator der Jacobi-Ausgabe; aber auch für den einstigen Mit-Teilnehmer an Robert Spaemanns Stuttgarter Ethik-Seminaren.

Aus einem unveröffentlichten Manuskript Bolzanos

Jan Berg

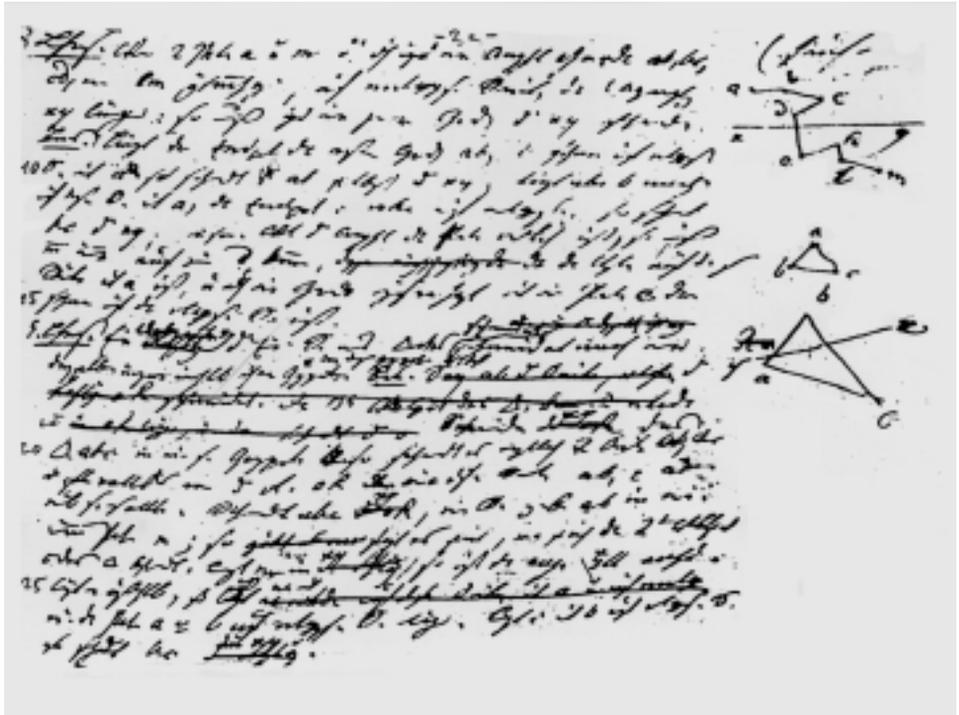
Die Bearbeitung von Manuskripten Bolzanos aus den Nachlässen in Prag und Wien stellt den Herausgeber oft vor erhebliche Probleme. Um eine anschauliche Vorstellung der dabei verwendeten Arbeitsmethoden zu vermitteln, werde ich als Beispiel eine der am einfachsten zu transkribierenden Passagen eines unvollendeten Manuskripts mit dem Titel *Raumwissenschaft* bearbeiten. Das Manuskript ist in der zweiten Hälfte der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts entstanden. Bolzano hat sich hier darum bemüht, eine umfassende Theorie der Euklidischen Geometrie zu entwickeln, wobei er sich häufig auf Eintragungen in seinen umfangreichen mathematischen Notizbüchern stützt. Die topologischen und mengentheoretischen Grundlagen dieser Darstellung der Geometrie wurden in späteren Arbeiten präzisiert.

Die Transkription der ausgewählten Passage der *Raumwissenschaft* geschieht gemäß den Editionsprinzipien der *Bernard Bolzano-Gesamtausgabe*. Dies beinhaltet u. a., daß die klar lesbaren Teile des Manuskripts originalgetreu wiedergegeben werden, wobei Bolzanos stenographieähnliche Abkürzungen im Text aufgelöst werden. Alle Textteile, die nicht klar lesbar sind, und alle konjekturalen Zusätze des Bearbeiters erscheinen dabei in eckigen Klammern in moderner Rechtschreibung.

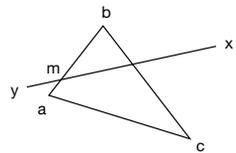
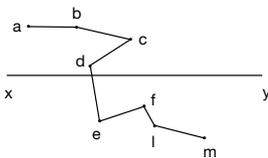
Die deutsche Schrift Bolzanos wird im Druck in der *Walbaum-Antiqua* wiedergegeben. Wenn die Handschrift lateinische Buchstaben für fremdsprachliche Zitate oder für Variable und andere mathematische bzw. logische Symbole verwendet, werden diese in der stärker zeichnenden *Bodoni-Antiqua* wiedergegeben. Um die eckigen Klammern zu vermeiden, könnte man sich vorstellen, die interpolierten Textteile fett zu setzen. Angesichts der Verwendung der Bodoni-

Antiqua in der *Bernard Bolzano-Gesamtausgabe* ist dieser Ausweg allerdings nicht gangbar.

Hier folgt zunächst eine Ablichtung eines Teils von Blatt 60r der *Raumwissenschaft*:



Bevor wir zur Transkription übergehen, wollen wir die Figuren etwas deutlicher zeichnen:



Und nun die Transkription:

§ *L[e]hrs[at]z*. W[enn] 2 P[un]ct[e] a u[nd] m[,] d[ie] d[urc]h i[r]g[en]d e[in]e Anz[a]hl Ger[a]d[e]r **ab, bc, | cd, ... lm** z[u]s[a]m[men]g[e]s.[etzt], a[u]f entg[egen]g[e]s.[etzten] Seit[en] d[e]r [un]b[e]gr[en]zt[en] | **xy** lieg[en]: so [mu]ß i[r]g[en]d e[in]e j[ene]r G[e]r[a]d[en] d[ie] **xy** sch[nei]d[en.] |

B[e]w[ei]s. Liegt d[e]r Endp[un]ct d[e]r e[r]st[en] G[e]r[a]d[en] **ab, b**
 10 schon [au]f e[nt]g[egen]g[e]s.[etzter] || S.[e]ite [m]it **a**, so sch[nei]d[e]t **ab**
 s[e]lbst d[ie] **xy**, li[e]gt ab[er] **b** noch | [au]f d[e]rs.[elben] S.[e]ite [m]it **a**,
 d[e]r Endp[un]ct c ab[er] [au]f [en]tg[egen]g[e]s.[etzter], so sch[nei]d[et] |
bc d[ie] **xy**; usw. W[ei]l d[ie] Anz[a]hl d[e]r P[un]ct[e] [en]dl[ic]h ist,
 s[o] [mu]ß | \bar{m} [an] i[\bar{m}]me[r] auf [ein] **d** k[o]m[m]en, d[e]r d[e]r l[e]tzte
 auf d.[er] | S[e]ite [m]it **a** ist, u[nd] d[urc]h e[in]e G[e]r[a]d[e]
 15 z[u]s[ammen]h[än]gt [m]it e[inem] P[un]ct[e] **e**, d[e]r || s[o]gar [au]f
 d[e]r [en]tg[egen]g[e]s.[etzten] S.[e]ite ist. |

§. *L[e]hrs[at]z*. E[in]e Unb[e]gr[en]zte **xy** d[ie] E[ine] S.[e]ite e[ine]s Δ cks
 schneidet, schneidet noch e[in]e | dess[e]lb[en] u[nd] zw[a]r i[n]nerh[a]llb
 ihr[e]r G[ren]z[un]cte o[der] in d[ie]s[em] G[ren]z[un]ct[e] s[e]lbst.

B[ewe]i[s]. | Schn[e]ide **xy** das | Δ **abc** in ei.[nem] s.[e]iner Gr[en]z[un]cte
 20 **a**, so sch[nei]d[e]t es e[ig]en[t]l[ic]h 2 Se[it]en **ab, ac** | u[nd] voll[en]ds
 w[enn] d[ie] R[ic]htung **xy**⁴ [mi]t e[ine]r d[ie]s[er] S[e]it[en] **ab, o[der]**
ac | e[iner]l[e]s[e] sollt[e]. Sch[nei]d[e]t ab[er] **xy** e[ine] S.[e]ite z. B. **ab**
 in ei.[nem] | i[n]neren P[un]ct[e] **m**; so f[ü]gt es sich, wo sich d[e]r 3^{te}
 W[ink]el p[un]ct | c des Δ b[e]f[ind]e[t]. L[ie]gt **m** in **xy**, so ist d[er]
 25 v[or]z[ug]l[e] F[all] v[or]h[an]d[en], || li[e]gt e[r] a[u]ß[er]h[a]llb, so [mu]ß
 er [mi]t | e.[inem] d[er] P[un]ct[e] **a** o[der] **b** a[u]f e[nt]g[egen]g[e]s.[etz-
 ter] S.[e]ite li[e]g[en]. Li[e]gt c [mi]t **b** [au]f [en]t[gegen]g[e]s.[etzter]
 S.[e]ite | so sch[nei]d[e]t **bc** die **xy**.

⁴ Bei Bolzano: »**oR**«. Sonst hat Bolzano »**oR**« durchgehend in »**xy**« abgeändert.

Der erste Lehrsatz hat eine lange Geschichte. Er ist eine Variante eines Lehrsatzes in einem Manuskript Bolzanos aus den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts mit dem Titel *Anti-Euklid*:

Wenn eine in sich zurückkehrende Linie in einer Ebene liegt, und man verbindet einen Punkt derselben Ebene, der von ihr eingeschlossen wird, mit einem andern Punkte dieser Ebene, der aber von ihr nicht eingeschlossen wird, durch eine zusammenhängende Linie, so muß diese die zurückkehrende Linie schneiden.

Ein Vorgänger des letzteren Lehrsatzes findet sich bereits in einer Eintragung aus dem Jahre 1811 in den mathematischen Aufzeichnungen Bolzanos. Der an einer Stelle lückenhafte Beweis kann mit Hilfe seines 1817 bewiesenen Mittelwertsatzes abgeschlossen werden. Im wesentlichen derselbe Satz wie der in *Anti-Euklid* findet sich bei manchen deutschen Logikern des 18. Jahrhunderts. Die Idee kann zu einem damals unveröffentlichten Manuskript von Leibniz zurückverfolgt werden. Dies sind alles Sonderfälle von Jordans berühmtem Kurvensatz, der erst 1905 vollständig bewiesen wurde.

»Das räthselhafte Aristotelische σωτηρία«

Bemerkungen zu einem Billet von Schellings Hand

Jörg Jantzen

I

Jacobi bringt 1811 seine Kritik an der neueren Philosophie, d. h. an Kant, Fichte und insbesondere an Schelling, in die eigentümliche Form eines prinzipiellen Entweder-Oder: Entweder ist die Natur das Erste oder die Intelligenz. Geht man von der Natur aus, dann läßt man – so Jacobi – das Vollkommenere aus dem Unvollkommenen hervorgehen und setzt also die Intelligenz, die Vernunft herab. Diese ist »an sich nichts mehr als die vollendete Entwicklung der Sinnlichkeit«. ¹ Freilich ist es eben der Ausgang von der Natur, der für Jacobi die neuere, idealistische Philosophie kennzeichnet. Sie ist Naturalismus, d. h. Leugnung einer »mit Weisheit wollenden und wirkenden Intelligenz«, m. a. W. Leugnung eines »Schöpfer-Gottes« (op. cit. 149 f.).

Zu seinen Hauptzeugen gegen die naturalistische Verkehrung der Wahrheit zählt Jacobi Platon und Aristoteles (Nomoi X, Metaphysik XIV 4). Nicht umsonst hier – geht es doch um den Anfang der Philosophie – setzt Schellings Gegenrede ein. ²

¹ Friedrich Heinrich Jacobi: *Von den Göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung*, Leipzig 1811, 146; vgl. insgesamt 145–155. Jacobis Polemik greift zurück auf Arbeiten von 1799 und 1802, nimmt Schellings Freiheitsschrift von 1809 nicht zur Kenntnis und verläßt sich auf Jakob Friedrich Fries: *Fichtes und Schellings neueste Lehren von Gott und der Welt*, Heidelberg 1807; ders.: *Reinhold, Fichte und Schelling*, Leipzig 1803; vgl. auch ders.: *Von Deutscher Art und Kunst. Ein Votum für Friedrich Heinrich Jacobi gegen F. W. J. Schelling*, Heidelberg 1812 (alles in: *Sämtliche Schriften*, Bd. 24, Aalen 1974).

² *F. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen etc. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus*,

Was Platon betrifft, weist er darauf hin, daß die Rede vom Guten und seiner Wirklichkeit gerade auch platonisch nicht ohne die andere Rede von einem Nichtguten geführt werden kann. Das Gute offenbart sich am Nichtguten; es verwandelt das Nichtgute, das indessen auf seine Art so ewig ist wie das Gute. Denn wie anders sollte man es denken – da es ja vom Guten nicht hervorgebracht sein kann: »so ist also das Nichtgute *schon da*, indem das Gute sich erhebt«, was wir im übrigen von uns selbst sehr gut wissen (op. cit. 75). Das Nichtgute ist das mögliche Gute, nicht selber das Seiende, aber der Grund des Seienden, nämlich des Guten.

Dies ist das Entscheidende an Schellings Argument: Wenn man das Nichtgute als Grund des Guten (bzw. seiner Wirklichkeit) denken muß, dann hat das Gute das Nichtgute

als Anfang seiner selbst *in sich selbst*: so können wir sagen, nicht nur das Erste, d. i. vor allem *Seyende*, sey das Gute, sondern auch das nicht *selber Seyende*, welches das Gute als einen Grund seiner selbst in sich hat, sey ein innerliches oder verborgenes Gutes, ein Gutes der Möglichkeit nach, also auf jede Weise sey das Gute der Anfang und das Erste (op. cit. 75 f.).

Das ist ein Schlüsselsatz für Schellings Denken als einem Denken von Differenz bzw. einem Denken, das um die Zweideutigkeit alles Wirklichen als eines solchen kreist.

In einem zweiten Schritt wendet Schelling sich Jacobis Berufung auf Aristoteles zu. Metaphysik XIV geht es um die These

jetziger Theologen [...] dass erst im Fortgange der Natur der Dinge das Gute und das Schöne zur Erscheinung komme. Dieses thun sie aus Scheu

Tübingen 1812 (= SW VIII 74 ff.). – Vgl. zu der Kontroverse D. Henrich: Der Ursprung der Doppelphilosophie, in ders., hg.: *F. H. Jacobi*, München 1993 (= BadW, Phil.-hist. Kl., SB Jg. 1993, H. 3, 13 ff.).

vor einer wahren Schwierigkeit, die denjenigen entgegensteht, welche das Eine als Uranfang annehmen. Diese Schwierigkeit aber liegt nicht darin, dass man dem Uranfange das Gute, als ihm beywohnend zuschreibt; sondern darin, dass man das Eine zum Uranfange, den Uranfang zum Urstoffe, und das Viele zum Erzeugnisse des Einen macht (Jacobi, op. cit. 149; Met. 1091 a 33 ff.).

Die Passage, die Jacobi nicht weiter erläutert, ist alles andere als eine Bestätigung der Entweder-Oder-These. Schelling bestimmt die Schwierigkeit, deretwegen die These von der Entwicklung des Guten gemacht wird, genauer. Sie ergibt sich, wenn man das Eine (das eigentlich Seiende, das Gute als solches) zugleich zum Uranfang macht und diesen als Urstoff bestimmt, wenn man also das Viele als Erzeugnis des Einen begreifen möchte. Die Schwierigkeit besteht

also gerade *darin*, was in der Jacobischen Predigt das beständig Wiederkehrende ist, nämlich das Eine, das von sich Gute und Weise, sey auch der *Anbeginn*, der *Uranfang*, das Eine sey auch *actu vor* dem Vielen – kurz darin, was noch jetzt das Kreuz der Philosophie ausmacht, woran Hr. Jacobi nebst vielen andern geschlagen ist (op. cit. 77).

Wer das Eine, das von sich Gute usw. als *actu seiend vor* dem Vielen, *vor* dem nicht von sich Guten denken will, vermag ebendarum das Wirkliche (das Viele usw.) nicht mehr als Wirklichkeit des Einen, des von sich Guten usw. zu denken. Jacobi, der sich offenbar mit Aristoteles' Bemerkung begnügt, das Problem liege nicht in der Zuschreibung des Guten an den Anfang, – Jacobi hat m. a. W. nichts und noch nicht einmal die eigene These begriffen.

II

Metaphysik XIV 4 setzt Aristoteles sich mit dem platonisch-akademischen Prinzipiendenken auseinander. Daß es die Auffassung des Guten als eines Späteren,

als eines erst Hervortretenden (1091 a 33) impliziert, ist seine These.³ Und als ein Späteres sieht in der Tat Speusipp das Gute an. Ihn vor allem dürfte Aristoteles meinen, wenn er von den »jetzigen Theologen« spricht, die das Gute hervorgehen lassen.⁴ Speusipp will die absurden Konsequenzen vermeiden, die sich ergeben, wenn das Eins als Prinzip (im Sinne von στοιχείον) zugleich als Gutes bestimmt ist: Das Gutsein des prinzipiierten Ganzen wäre als Distribution eines identischen Elements aufzufassen. Daß die Problematik sich indessen nicht aus der Zuschreibung des Guten an das Prinzip ergibt, sondern vielmehr aus der Bestimmung des Prinzips als eines (wirklichen) *Eins*, ist Aristoteles' Gegenthese (die Schelling herausarbeitete).

Aber neben der Lösung Speusipps steht noch die platonische: »Von denen aber, die unbewegte Wesenheiten behaupten, erklären einige, daß das Einsselbst das Gute-selbst ist; aber als Wesenheit desselben [d. i. des identischen Selbst, J.] sehen sie das Eins zumal an« (1091 b 13–15). Das Eins und das Gute sind identisch, aber doch auch wieder nicht identisch. Das erinnert an Metaphysik I 7, wo Aristoteles Platon vorhält, das Gute als Ursache aufzustellen und doch auch wieder nicht aufzustellen, d. h. letztlich auf eine akzidentelle Ursache einzuschränken (988 b 6–16). Auch so ist das Gute ein Späteres.

Wofür also soll man sich entscheiden? Für die Auffassung des Guten als eines Prinzips oder als eines Späteren? Aristoteles antwortet sogleich:

Wunderbar wäre es, wenn dem ersten, ewigen, selbstgenügsamen Wesen dies Erste selbst, die Selbstgenügsamkeit und die σωτηρία, nicht als ein Gut zukäme. Aber es kann ja aus keinem andern Grund unvergänglich sein oder selbstgenügsam, als weil es sich gut verhält. Die Behauptung also, daß das

³ Vgl. D. Ross: *Plato's Theory of Ideas*, Oxford 1951, 243 (»This displacement of the good by the One [...]«); I. Düring: *Aristoteles*, Heidelberg 1966, 255 (»Muß man nicht folgern, daß das Gute sekundär ist?«).

⁴ Vgl. D. Ross: *Aristotle's Metaphysics*, Vol. II, Oxford 1924, 486 ff.; H. Cherniss: *Aristotle's Criticism of Plato and the Academy*, New York 1962, 382; ders.: *The Riddle of the Early Academy*, New York 1962, 57 ff.; J. Annas: *Aristotle's Metaphysics*. Books M and N, Oxford 1976, 212 ff.; zur Fragestellung generell vgl. Met. XII 10 (1075 a 11–13). Die These vom Guten als einem Späteren spricht Aristoteles auch den Pythagoreern (1072 b 21; hier namentliche Erwähnung Speusipps) und älteren Theologen (1091 a 34 ff.) zu.

Prinzip so beschaffen sei, möchte wohl in der Wahrheit begründet sein.
(1091 b 16–20)

Bonitz nimmt in seiner hier wiedergegebenen Übersetzung für σωτηρία »Ewigkeit«; Ross ist in seinem Kommentar von 1924 unentschieden: in der Paraphrase hat er »eternality«, im Kommentar zur Stelle dann aber »self-maintenance (= eternity)«. ⁵ J. Annas bemerkt in ihrem Kommentar zur Stelle: »This is rather a baffling passage«. ⁶ Schelling sieht es nicht anders; er schreibt:

Euer Hochwohlgeb {oren}

kann ich für die mir gefällig mitgetheilte Erklärung des räthselhaften Aristotelischen σωτηρία nebst meinem Dank nur zugleich meine vollkommene Beistimmung aussprechen; für die angenommene Bedeutung von σώζεσθαι – sich erhalten gegen andres, sich behaupten – spräche ja wohl auch σώμα, wenn es = σώσµα.

Hochachtungsvollst

Schelling.

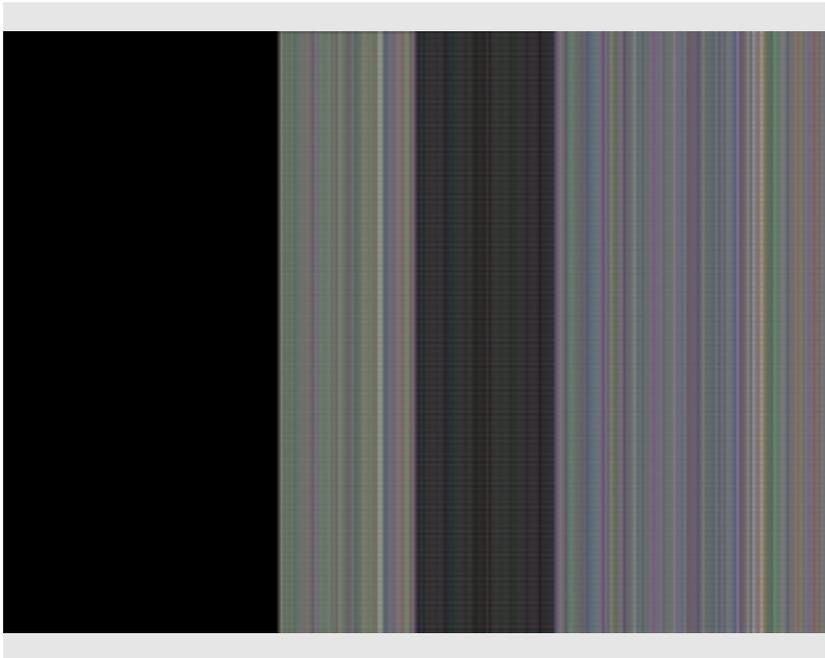
Das hier erstmals publizierte Billet ⁷ dürfte Schelling im Kontext der Auseinandersetzung mit Jacobi geschrieben haben; auf Metaphysik XIV 4 geht er nur in der Antwort auf Jacobi ein. Wir datieren den kurzen Text also auf 1811. Er ist im übrigen interessant genug, zeigt er doch, daß Schelling sich über das von Jacobi gegebene Zitat hinaus mit der Passage beschäftigte und vor allem Aristoteles selbst in den Blick nahm (Platon im übrigen noch für einen »viel größeren Denker« haltend, op. cit. 75); und die Problematik war ihm offensichtlich so wichtig, daß er Rat einholte – wie σωτηρία aufzufassen sei.

Die Übersetzung hat auch in der Tat eine Schlüsselbedeutung. Es geht um die richtige Auffassung des Prinzips, so nämlich, daß ihm das Gute zukommt. In

⁵ Aristoteles: Metaphysik, übers. von H. Bonitz. Aus dem Nachlaß hg. von E. Wellmann, Berlin 1890, 313; D. Ross, op. cit. 486 (in der Übers. von 1928 gibt Ross σωτηρία dann mit »self-maintenance« wieder: *The Complete Works of Aristoteles*, ed. by J. Barnes, Princeton 1984, Vol. 2, 1725).

⁶ Op. cit. 125; Annas übersetzt mit »self-maintenance«.

⁷ Im Besitz der Internationalen Schelling-Gesellschaft.



welchem Sinn freilich ist das Zukommen zu denken? Aristoteles argumentiert (1091 b 16–20) in zwei Schritten: (1) dem Ersten muß das Erste selbst, das Selbstgenügsame und σωτηρία als sein Gutes zukommen. Aristoteles denkt das Gute eines Ersten; denkt, worin ein Erstes als solches gut ist. So vermeidet er den akademischen Prinzipienkonflikt, der sich aus der Setzung des Eins als Prinzip ergibt; sie läßt das Gute nur als Zweites und Späteres zu. (2) Das Gute des Ersten (das, worin es gut ist, sein Gut-sein) ist als Gut-Verhalten bzw. Sich-Durchhalten des Ersten zu denken (εὖ ἔχει, b 19).

Das Erste ist gut – hat Selbstgenügsamkeit und σωτηρία bzw. ist unvergänglich –, weil es sich als Erstes durchhält. Die Rätselhaftigkeit von σωτηρία löst sich so auf: Nicht eine zeitlose und vorzeitliche Ewigkeit ist von Aristoteles gemeint, sondern ein Sich-durchhalten und insofern Sich-gut-halten – d. h. ein »sich erhalten gegen andres, sich behaupten«, wie es ganz präzise in Schellings Billet heißt.

Darin kündigt sich die Gedankenfigur eines Zeitlosen in der Zeit an, wie sie Schelling etwa in den Erlanger Vorträgen formuliert: »dieses Eine Subjekt muß durch alles gehen und in nichts bleiben. Denn wo es bliebe, wäre das Leben und die Entwicklung gehemmt. *Durch alles durchgehen und nichts seyn*, nämlich nichts *so seyn*, daß es nicht auch anderes seyn könnte – dieses ist die Forderung« (SW IX 215).

Zusammen mit der publizierten Antwort auf Jacobi ist das Billet das vielleicht früheste Zeugnis einer intensiven Beschäftigung Schellings mit Aristoteles, und es nimmt damit in eins und kaum zufällig das Charakteristikum des späteren Schellingschen Denkens voraus: den Gedanken des Absoluten als eines Beweglichen, als eines in Wirklichkeit (die eigene) Verstrickten. Merkwürdig ist indessen, daß Schelling von der Metaphysik-Stelle offenbar nie wieder Gebrauch gemacht hat.

Und merkwürdig ist natürlich auch, daß Schelling die so bedeutende Übersetzung von σωτηρία einem anderen verdankt. Die »Hochwohlgeborene« Person, an die Schelling seine Zeilen richtet, könnte Friedrich Schlichtegroll (1765–1822) gewesen sein. Schlichtegroll war auf Betreiben Jacobis 1807 aus Gotha an die neu organisierte Bayerische Akademie der Wissenschaften berufen worden. 1812 wurde er zudem Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse. Seiner Profession nach war er Altertumsforscher mit philologischen, archäologischen und insbesondere numismatischen Interessen. Andere Billets von Schellings Hand bezeugen Umgang und Austausch zwischen Schlichtegroll und Schelling.

Interessant genug ist im übrigen auch Schellings Rückgriff auf die Philologie als Beleg für die philosophische These. Die von ihm angenommene Verbindung von σώζεσθαι mit σῶμα (Körper, Leib) über eine Form σώσµα (wohl vom Perfekt von σώζεσθαι) will σωτηρία offenbar im Sinne der angenommenen Übersetzung mit dinglich, leiblich Seiendem in Beziehung setzen. Die angenommene Form σώσµα ist ungewöhnlich, aber nach den einschlägigen Werken von Boisacq (sub voce σῶμα) und Frisk (sub voce σῶμα und σωρός) nicht unbedingt ausgeschlossen; zu vergleichen ist auch M. Leumann.⁸

⁸ M. Leumann: *Kleine Schriften*, Zürich/Stuttgart 1959, 266–272.

Versuch über die Lüge aus psychoanalytischer Sicht¹

Friedrich-Wilhelm Eickhoff

Motto (1): »Nor will I go into the grave problem of whether it is possible at all – even under optimal conditions – for a human being to go through life without an inner and sometimes most skillfully concealed treacherousness to standards, without a fundamental hypocrisy, both of which permit one to speak of the basic dishonesty that may be inherent in human existence, as soon as certain degrees of differentiation are reached.«

K. R. Eissler, 1971, 2

Motto (2): »Es ist ein großer Unterschied, ob man aus schmerzlichem Pessimismus und bitterer Ironie, von Geistes wegen, die Lüge bejagt oder aus Haß auf den Geist und die Wahrheit.«

Thomas Mann: Freud und die Zukunft

Auch wenn Freud früh erkannte, daß gesellschaftliche Heuchelei eines der Kernprobleme des Verständnisses und der Behandlung von Neurosen und der ärztlichen Praxis im allgemeinen sei (Freud, S., 1898 a, S. 495), er beispielsweise betonte, daß »Geldangelegenheiten von den Kulturmenschen in ganz ähnlicher Weise behandelt werden wie sexuelle Dinge, mit derselben Zwiespältigkeit, Prüderie und Heuchelei« (Freud, S., 1913 c, S. 464), er mit großer Anschaulichkeit den Abstand zwischen der Anerkennung der Idee der sexuellen Ätiologie der Hyste-

¹ Ich verdanke die Ermutung zu diesem Versuch, die Lüge aus psychoanalytischer Sicht zu untersuchen, einer Einladung von Professor Dr. Günther Bien in ein Kolloquium des Philosophischen Seminars der Universität Stuttgart am 10. 2. 1988.

rie nach Art eines *Aperçus*, etwa durch Chrobak, der das häusliche Mißgeschick einer achtzehnjährigen nicht vollzogenen Ehe mit der ärztlichen Reputation zu decken empfahl, statt die sexuelle Ätiologie aufzudecken, und der Schwierigkeit betont, dieser Idee, nämlich der sexuellen Ätiologie der Hysterie, »ihre Stellung unter den anerkannten Wahrheiten zu erobern« (Freud, S., 1914 d, S. 52), und er schließlich mit großer Selbstverständlichkeit annahm, daß »wer sich in die analytische Technik eingelebt« habe, »das dem Arzt sonst unentbehrliche Lügen und Vorspiegeln überhaupt nicht mehr« treffe (Freud, S., 1915 a, S. 312), bleibt doch die Lüge unter den von der Psychoanalyse behandelten Gegenständen an einem eher verborgenen Platz. Die Verborgenheit hat, worauf Michael Schröter als Herausgeber der deutschen Fassung der ungekürzten Ausgabe der Briefe Sigmund Freuds an Wilhelm Fließ in einer *Marginalie* der Zeitschrift Merkur (Merkur 462) unter dem Titel *Freuds Anfänge, unverstellt* überzeugend hingewiesen hat, ihre Begründung vermutlich darin, daß es soziologisch widersinnig ist, ein Problem der forensischen Medizin, als das sich die Lüge in prononciertester Weise in Gestalt der Frage darstellt, ob Hysterikerinnen lügen oder nicht, ob sie glaubwürdig sind oder nicht, in die therapeutische Situation hineinzuziehen.

Folgerichtig ist aber auch, daß dieser Platz vor der Verwerfung der Verführungstheorie in der frühen Hysterielehre Freuds ein systematischer ist. In Anlehnung an Aristoteles – ich folge dem hervorragenden Anmerkungsapparat der ungekürzten Ausgabe der Briefe an Fließ (Freud, S., 1985 c, S. 482) –, der als erste Lüge die erste falsche Prämisse eines Syllogismus charakterisiert hatte, durch die der ganze Schluß oder die Schlußkette falsch wird, behandelt Freud in dem nunmehr im *Nachtragsband* in neuer Transkription vorliegenden *Entwurf einer Psychologie* (Freud, S., 1987, S. 444 ff.) das Thema unter dem Titel »Das hysterische Proton pseudos«. Hintergründigerweise nähert sich Freud an dieser Stelle im Herbst 1895 der Kategorie der »psychischen Realität«, das heißt der aus Bedeutungen erschließbaren im Gegensatz zur materiell beobachtbaren Realität am klinischen Beispiel der Emma Eckstein, deren eines beinahe tödlichen Kunstfehlers verdächtige Nasenoperation durch Wilhelm Fließ infolge zu später Entfernung eines Gazestreifens aus einer Wunde im Februar des gleichen Jahres Anlaß einer extensiven absurden Spekulation wurde (Masson, J. M., 1984), der ein bares Nichtverstehen der ganz unopportunistischen Revision der Verführungs-

theorie zugrunde liegt. Diese Revision hat der realen Verführung als pathogenem Trauma, ihrer »inneren Echtheit« (Freud, S., 1986, S. 314; Brief 151) in Familiensituationen von Überstimulation und mangelndem Schutz, in der beide Personen zu agieren pflegen (»Selbstbeschädigung, Selbstmord«), die Bedeutung nicht bestritten, sondern lediglich die Spezifität faktischer infantiler Verführungsszenen in der Ätiologie von Psychoneurosen.

In vereinfachender Zusammenfassung stellt Freud Emma als unter dem Zwange stehend dar, daß sie nicht allein in einen Kaufladen gehen kann. Sie begründet dieses Symptom mit einer Erinnerung aus der Zeit, in der sie zwölf Jahre alt war: sie geht in einen Laden etwas einkaufen, sieht die beiden Kommis miteinander lachen und läuft in irgendwelchem Schreckaffekt davon. Dazu lassen sich Gedanken erwecken, daß die beiden über ihr Kleid gelacht, und daß ihr einer sexuell gefallen habe. Die Analyse deckt bald eine zweite Erinnerung auf, die älter ist als die erste: als Kind von 8 Jahren geht sie in einen Laden, und der Greißler kneift sie durch die Kleider in die Genitalien. Sie macht sich nun Vorwürfe, daß sie zum zweiten Mal hingegangen sei, als ob sie damit das Attentat provozieren hätte wollen. Tatsächlich ist ein Zustand des drückenden bösen Gewissens auf dieses Erlebnis zurückzuführen. Freud stellt nun die assoziative Verbindung zwischen den beiden Erlebnissen her und entdeckt dann, daß hier eine Erinnerung vorliegt, die den Affekt erweckt, den der Vorfall selbst nicht erweckt hat. Zwischen den beiden Erlebnissen haben die Veränderungen der Pubertät ein neues Verständnis des Erinnerungten ermöglicht. Jetzt und erst jetzt löst die Erinnerung eine sexuelle Entbindung aus, die sich in Angst umsetzt. Mit dieser Angst fürchtet sie, die Kommis könnten das Attentat wiederholen, und läuft davon. Die Theorie des »Proton pseudos« zeigt, auf welche Weise ein zweites Erlebnis die sexuelle Bedeutung eines ersten reaktivieren kann, und das erste durch das zweite einen Sinn erhält. Die Kleider als offenbar harmloseste Vorstellung dienen der Symbolbildung, doch die Struktur des Symptoms ist so beschaffen, daß dieses symbolisierende Element keinerlei Rolle mehr spielt. In der zweiten späteren Szene besteht keine traumatische Realität, d. h. kein wirkliches Attentat, aber es stellt sich eine *falsche* Verknüpfung zwischen den bewußt gebliebenen Elementen her. Das Lachen der Kommis verbindet sich, statt Emma auf das Grinsen des Greißlers während des Attentats zu verweisen, mit der Vorstellung der Kleider,

und sie folgert, daß die Kommis sie wegen ihrer Kleider ausgelacht und daß einer von ihnen ihr Gefallen erregt habe.

Dieser Fall ist nun typisch für die Verdrängung bei der Hysterie. Überall findet sich, daß eine Erinnerung verdrängt wird, die nur *nachträglich* zum Trauma geworden ist. Ursache dieses Sachverhaltes ist die Verspätung der Pubertät gegen die sonstige Entwicklung des Individuums.

Nebst der Pubertätsverzögerung hält Freud die Vorzeitigkeit der Sexualentbindung für eine der Bedingungen der nachträglichen Schöpfung des Traumas. Und er formuliert in diesem Zusammenhang: »Jede adoleszente Person hat Erinnerungsspuren, welche erst mit dem Auftreten von sexuellen Eigenempfindungen verstanden werden können, jeder sollte also den Keim zur Hysterie in sich tragen«. Die durch ein »Proton pseudos« charakterisierte Chronologie der hysterischen Symptome hat Freud wiederholt beschrieben. So heißt es, noch im Banne des Glaubens an die Auffindung des »Caput Nili der Neuropathologie« vor der Revision in der Arbeit *Zur Ätiologie der Hysterie* (Freud, S., 1896 c, S. 449):

Wenn wir daran festhalten, infantile Sexualerlebnisse seien die Grundbedingung, sozusagen die Disposition der Hysterie, sie erzeugen die hysterischen Symptome aber nicht unmittelbar, sondern bleiben zunächst wirkungslos und wirken pathogen erst später, wenn sie im Alter nach der Pubertät als unbewußte Erinnerungen geweckt werden [...] und daß die Sexualerlebnisse, die keine unmittelbare Wirkung äußern, jedesmal weiter zurückreichen, ins dritte, vierte, selbst ins zweite Lebensjahr.

Der »tragische« Charakter der sexuellen Beziehungen eines »schlecht zueinander passenden Paares« (Freud, S., 1896 c, S. 452) und die Annahme des perversen Charakters des »Vaters der Hysterischen« machen wesentliche Elemente dessen aus, was Jean Laplanche (Laplanche, J., 1988) die »eingeschränkte Verführungstheorie« nennt, an deren Ende die universell notwendige »Verführung« steht, die über die körperliche Pflege des Kindes durch die Mutter vermittelt wird, von der es in einem »kanonischen Satz« (Laplanche, J., 1988, S. 217) aus der *Neuen*

Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (Freud, S., 1933 a, S. 129) heißt:

Hier aber berührt die Phantasie den Boden der Wirklichkeit, denn es war wirklich die Mutter, die bei den Verrichtungen der Körperpflege Lustempfindungen am Genitale hervorrufen, vielleicht sogar zuerst erwecken mußte.

Nachträglichkeit der Schöpfung von psychischer Kausalität, vermutlich eng mit der Urverdrängung (Freud, S., 1915 d, S. 250) verknüpft, Verzögerung der Sexualität einerseits und Vorzeitigkeit andererseits als Teilstücke der von Freud – zumindest unter dem Aspekt der Veröffentlichung – verworfenen frühen Theorie des hysterischen »Proton pseudos« imponieren wie eine Vorwegnahme der in späteren Arbeiten an der Neotenie, der verfrühten Geburt, orientierten Idee von dem »mit der Geschichte der Menschwerdung aufs innigste« zusammenhängenden »Aufschub und zweizeitige(n) Ansatz des Sexuallebens« (Freud, S., 1939 a, S. 180), in deren Kontext die Neurose zu einem menschlichen Vorrecht wird. Die gleiche Theorie, derzufolge das Spätere das Frühere ist, erfährt zur Zeit des »Entwurfs« zudem noch eine die Topik antizipierende Metamorphose durch die »Behauptung, daß das Gedächtnis nicht einfach, sondern mehrfach vorhanden ist, in verschiedenen Arten von Zeichen niedergelegt« (Brief 112, nach früherer Zählung 52, der auch die Bemerkung über den »prähistorischen unvergeßlichen Anderen, den kein Späterer mehr erreicht«, enthält), wobei die »Umordnung« der Erinnerungsspuren in Gestalt von »Umschriften« und »Niederschriften« dem Bewußtsein, »Unbewusstsein« und »Vorbewusstsein« – »unserem offiziellen Ich entsprechend« – zugeteilt wurde und Freud hinzufügte: »Die Versagung der Übersetzung, das ist das, was klinisch Verdrängung heißt«. Seine im Moment der herzerreißenden Revision gewonnene Gedankenfreiheit, die in dem berühmten Brief 139 vom 21. September 1897, der als Faksimile der ungekürzten Ausgabe beigelegt ist, eröffnet die via regia der Psychoanalyse zur unbewußten Phantasie:

Dann drittens die sichere Einsicht, daß es im Unbewußten ein Realitätszeichen nicht gibt, so daß man die Wahrheit und die mit Affekt besetzte

Fiktion nicht unterscheiden kann. (Demnach bleibt die Lösung übrig, daß die sexuelle Phantasie sich regelmäßig des Themas der Eltern bemächtigt.)

Der Mitteilung seiner Entdeckung des Ödipuskomplexes drei Wochen später, am 15. Oktober 1897, schickt er das Bekenntnis voraus: »Ganz ehrlich mit sich selbst sein ist eine gute Übung«.

Beeindruckend ist die Wiederkehr einiger früherer Themen Freuds aus der Zeit des »Entwurfs« in dem späten Essay *Das Unbehagen in der Kultur* (Freud, S., 1930 a, S. 423) in folgender Formulierung:

Normalerweise ist uns nichts gesicherter als das Gefühl unseres Selbst, unseres eigenen Ichs. Dieses Ich erscheint uns selbständig, einheitlich, gegen alles andere gut abgesetzt. Daß dieser Anschein Trug ist, daß das Ich sich vielmehr nach innen ohne scharfe Grenze in ein unbewußt seelisches Wesen fortsetzt, das wir als Es bezeichnen, dem es gleichsam als Fassade dient, das hat uns erst die psychoanalytische Forschung gelehrt [...].

Es ist diese Perspektive der Maskierung der Kräfte und Absichten des unbewußten Systems durch das bewußte System des Geistes, die Lionel Trilling (Trilling, L., 1980) motiviert, pointiert zu schreiben:

Die Neurose ist eine Tartufferie, die ein Teil der Seele dem anderen gegenüber vollführt. Sie muß durch eine minutiöse Untersuchung ihrer Täuschungsmanöver behandelt werden, bis man ihr endlich die Maske herunterreißen kann. Dann erschöpft sich nicht die ganze psychoanalytische Therapie oder die Neurosenlehre in ihrer vollen Entfaltung. Doch es kommt dabei zur Geltung, was man als das auslösende Prinzip der Freud'schen Theorie ansehen kann.

Der aufdeckende Charakter der Psychoanalyse wird in der Formulierung von Trilling allerdings etwas im Sinne einer herabsetzenden Entlarvung entstellt, statt als Aufklärung kenntlich zu sein; korrekt ist die Formulierung, daß die Aufdeckung der unbewußten Begründungen für neurotisches Leiden und des Wider-

standes gegen diese Aufdeckung eine zentrale Maxime der Technik ist (Freud, S., 1923 b, S. 279). Zu zeigen, in welcher Weise die Konstitution der psychoanalytischen Technik sich dem Verfahren der »freien Assoziation« und der zu ihr einladenden »Grundregel« verdankt, würde eine eigene Untersuchung erfordern. Die Grundregel wurde nach einem Zeugnis Veronica Mächtlingers (Mächtlinger, V., 1984, S. 14) durch Anna Freud mit dem für den Kontext der Lüge sehr eindrucksvollen Kommentar eingeführt: »Wissen Sie, es ist sehr wichtig, daß Sie ehrlich sind«.

Von den herkömmlicherweise durch die Wirksamkeit der Zensur oder unbewußter Abwehrmechanismen metapsychologisch verstandenen Selbsttäuschungen schreibt Heinz Hartmann (Hartmann, H., 1939) in seiner berühmten Arbeit *Ich-Psychologie und Anpassungsprobleme*:

Selbsttäuschungen können Fehler der Selbstwahrnehmung oder des Denkens sein. Im allgemeinen verwenden wir diesen Ausdruck nicht dort, wo die eigene Person nicht einfach erlebend hingenommen wird, sondern erst dort, wo sie Gegenstand eines intensiven Wissens vom eigenen Selbst ist. Wir kennen typische und individuelle Selbsttäuschungen. In jedem Fall ist die Täuschung über das eigene Selbst auch eine Fremdtäuschung – also eine Täuschung über die Umwelt – verbunden. Die Psychoanalyse hat diese Täuschungen der Selbsterkenntnis in einen systematischen Zusammenhang gestellt und vermag sie rückgängig zu machen. Ja, man kann einen großen Teil der analytischen Psychologie als Lehre von den Selbst- (und Fremd-) Täuschungen beschreiben.

Sartres »mauvaise foi« (Sartre, J.-P., 1952) – zumeist mit Unwahrhaftigkeit übersetzt – hat im Sinne des Selbstbetruges einen viel schärferen Unterton von Beschämung als die Selbsttäuschung der Psychoanalyse, die dem Individualität konstituierenden und ihr Schwergewicht verleihenden intrapsychischen Konflikt gerecht zu werden versucht. Sartre, für den alle bedeutenden menschlichen Verhaltensweisen, seien es Handlung, Haltungen oder Gefühle, das Ergebnis absolut freier menschlicher Entscheidungen sind, warf dem topischen Modell der Psychoanalyse ein Doppelspiel vor, insofern in seiner Sicht die Zensur ein

Bewußtsein davon haben müsse, »Bewußtsein des zu verdrängenden Triebes zu sein, aber gerade, um von ihm nicht Bewußtsein zu sein«. Die Psychoanalyse als »Technik des Nokturnen« mit eigener Didaktik und Deontologie (Ricoeur, P., 1974) war aber sicher Sartre so fremd wie der Traum, der Freud einen Beweis für die Existenz des Unbewußten lieferte.

In der Analyse geht es nicht darum, das Nichtwissen durch das Wissen zu ersetzen, sondern mittels einer Arbeit an den Widerständen Unbewußtes bewußt zu machen:

So mußte man sich denn entschließen, dem Wissen an sich die ihm vorgeschriebene Bedeutung zu entziehen und den Akzent auf die Widerstände zu legen, welche das Nichtwissen seinerzeit verursacht hatten und jetzt noch bereit waren, es zu verteidigen. Das bewußte Wissen war aber gegen diese Widerstände, auch wenn es nicht wieder ausgestoßen wurde, ohnmächtig (Freud, S., 1913 c, S. 476).

Um das Paradoxon einer intrapsychischen Dualität von Täuscher und Getäuschem – eben der Selbsttäuschung – zugänglich zu machen, kam Freud nicht umhin, Systeme und Instanzen zu hypostasieren, deren erstes, das topische Modell, als Vorläufer begriffen für Funktionen des Über-Ichs, bzw. die dem Gewissen zuzuordnende Instanz mit der Zensur, bzw. dem als Wächter personifizierten Zensor rechnete. Zunächst dient der Begriff als Erklärung für die Entstehung schwerer Pathologie (Psychosen, Delirien); Freud vergleicht die Wirkung in einem Brief an Fließ vom 22. Dezember 1897 (Brief 151) mit der russischen Zensur auf eine ausländische Zeitung an der Grenze: »Worte, ganze Satzstücke und Sätze schwarz überstrichen, so daß der Rest unverständlich wird«. Er betrachtet sie als dauernde Einrichtung, deren sinnzerstörende Funktion der Entwicklung eines Verständnisses der pathogen wirksamen Gedanken entgegengesetzt ist. Sie bildet eine selektive Schranke zwischen den Systemen: »Wir tun aber gut daran [...], anzunehmen, daß jedem Übergang von einem System zum nächst höheren, also jedem Fortschritt zu einer höheren Stufe psychischer Organisation eine neue Zensur entspreche« (Freud, S., 1915 e, S. 290). »Die erstere Zensur funktioniert so gegen das Ubw selbst, die letztere gegen die vbw Ab-

kömlinge derselben. Man könnte meinen, die Zensur habe sich im Laufe der individuellen Entwicklung um ein Stück vorgeschoben« (a. a. O., S. 292). Als sich der Über-Ich-Begriff entwickelt, bringt Freud ihn mit dem, was er vorher als Zensur beschrieb, in Zusammenhang:

Die selbstbeobachtende Instanz kennen wir als den Ichzensor, das Gewissen; sie ist dieselbe, die nächtlicher Weise die Traumzensur ausübt, von der die Verdrängungen gegen unzulässige Wunschregungen ausgehen (Freud, S., 1916–17, S. 444).

Richtet sich die Verdrängung als historisch an zentraler Stelle von Freud untersuchte Abwehrform gegen Wünsche – nach einer Definition der Urverdrängung (Freud, S., 1915 d, S. 250) wird »der psychischen (Vorstellungs-) Repräsentanz des Triebes [...] die Übernahme ins Bewußte versagt« – und gegen die Erinnerung, so sucht die Verleugnung störende Wahrnehmung zu beseitigen, sei es des Geschlechtsunterschiedes, der Vergänglichkeit, der unentrinnbaren Schuldigkeit, der inneren Konflikthaftigkeit, der Tiefendimension des Seelischen, des Tragischen (Wurmser, L., 1987), und gewinnt eine noch tiefere Beziehung zur Selbsttäuschung als die Verdrängung. Freuds Hinweise auf diesen, schmerzhaften, »traumatisierenden« Wirklichkeit in Worten, Handlung und in der Phantasie negierenden, im Sinne einer »halben Maßregel« (Freud, S., 1940 a, S. 134) nicht erfolgreichen Vorläufer von Abwehr zwischen 1923 und 1938 sind zahlreich, ohne daß sich eine scharfe Abgrenzung von benachbarten Vorgängen erkennen läßt. Vorbild, vielleicht sogar Ursprung anderer Verleugnungen ist diejenige der Kastration, des Penismangels der Frau, der dank einer »infantilen Sexualtheorie« für die Folge einer Strafe gehalten wird (Freud, S., 1923 e, S. 297). Von 1927 ab bearbeitet Freud den Begriff Verleugnung bevorzugt am Beispiel der zwiespältigen Einstellung des Fetischisten (Freud, S., 1927 e, S. 316), der die Kastration zugleich verleugnet und behauptet, eine Koexistenz zweier gegensätzlicher, voneinander unabhängiger Einstellungen, die Freud im *Abriß der Psychoanalyse* eine »Ich-Spaltung« nennt (Freud, S., 1940 a, S. 135). Verleugnung fungiert als intrasystemische, nach Bash (Bash, M. E., 1981) vom zweiten Zensor abhängige Abwehr ohne Gegenbesetzung, die der »alleinige Mechanismus der Urverdrängung« (Freud, S.,

1915 e, S. 280) ist. Freud formuliert ein Paradoxon, insofern Wissen und Nicht-Wissen koexistieren. Entscheidende Aspekte der Verleugnung sind die Suspension der Selbstreflexion und ein Fehlen der konzeptuellen Kenntnis des Verleugneten, so daß beim Durcharbeiten von Verleugnungen Bedeutungen allererst erarbeitet werden müssen, während die Überwindung der Verdrängungswiderstände die Lücken der Erinnerung ausfüllt. Es verdient aber, hervorgehoben zu werden, daß sub specie der Lüge als vorsätzlich falscher Aussage – nach Augustinus gilt: »Mendacium est enuntatio cum voluntate falsum enuntiandi« – Verleugnung nur einen Teil des Problems darstellt.

Freud ist bis an sein Lebensende mit dem Paradox der Dualität von Täuscher und Getäuschten durch die Wirksamkeit der Zensur, die nach einer der für diese »Einrichtung« besonders zahlreichen Metaphern raffinierte Verstecke für das von Spionen und Schmugglern vor einer Grenzüberwachungskommission zu Verheimlichende (Freud, S., 1916–17, S. 240 f.) findet, mit der Selbstverborgenheit befaßt geblieben. In der unvollendeten, erst postum (Freud, S., 1940 e, S. 59 f.) veröffentlichten Arbeit *Die Ich-Spaltung im Abwehrvorgang* beschreibt er eine Selbsttäuschung zum Schutz gegen Angst produzierendes Wissen unter der Einwirkung eines psychischen Traumas:

Das Ich des Kindes befinde sich also im Dienst eines mächtigen Triebanspruchs, den zu befriedigen es gewohnt ist, und wird plötzlich durch ein Erlebnis abgeschreckt, das ihn lehrt, die Fortsetzung dieser Befriedigung werde eine schwer erträgliche Gefahr zur Folge haben. Es soll sich nun entscheiden: entweder die reale Gefahr anerkennen, sich vor ihr beugen und auf die Triebbefriedigung verzichten, oder die Realität verleugnen, sich glauben machen, daß kein Grund zum Fürchten besteht, damit es an der Befriedigung festhalten kann. Es ist also ein Konflikt zwischen dem Anspruch des Triebes und dem Einspruch der Realität. Das Kind tut aber keines von beiden, oder vielmehr, es tut gleichzeitig beides, was auf dasselbe hinauskommt. Es antwortet auf den Konflikt mit zwei entgegengesetzten Reaktionen, beide gültig und wirksam. Beide streitende Parteien haben ihr Teil bekommen; der Trieb darf seine Befriedigung behalten, der Realität ist der gebührende Respekt gezollt worden. Aber umsonst ist bekanntlich nur

der Tod. Der Erfolg wurde erreicht auf Kosten eines Einrisses im Ich, der nie wieder verheilen, aber sich mit der Zeit vergrößern wird. Die beiden entgegengesetzten Reaktionen auf den Konflikt bleiben als Kern der Ichspaltung bestehen. Der ganze Vorgang erscheint uns so sonderbar, weil wir die Synthese der Ichvorgänge für etwas Selbstverständliches halten. Aber wir haben offenbar darin Unrecht. Die so außerordentlich wichtige synthetische Funktion des Ichs hat ihre besonderen Bedingungen und unterliegt einer ganzen Reihe von Störungen.

Freud zweifelt, ob dieser Fund »als längst bekannt und selbstverständlich oder als völlig neu und befremdend gewertet werden soll«, und entscheidet sich für das letztere. Es ist, um Formulierungen aus Freuds gleichfalls später Arbeit *Die endliche und die unendliche Analyse* (Freud, S., 1937 c, S. 82 ff.) zu benutzen, »das der analytischen Arbeit unerschütterliche Bündnistreue« zusichernde »fiktive Normal-Ich«, dem ein reflexiver Selbstbezug gegenüber der »Ichveränderung« infolge der Wirkung der Zensur, deren Einfluß an dieser Stelle mit Textauslassung (Verdrängung) und Textentstellung (Verleugnung u. a.) verglichen wird, jenseits der Dualität von Täuscher und Getäuschem² zugetraut werden kann. Im Gesamtwerk Freuds sind wiederum zentrale Gedanken aus früher und später Zeit vermittelt: bereits 1888 hatte Freud in seinem Artikel »Gehirn« theoretisch auf die unverzichtbare Funktion der »inneren Selbstbeobachtung« für die Erforschungen einiger Leistungen des Gehirns – namentlich des Bewußtseins – hingewiesen (Reicheneder, J. G., 1985, S. 744). Der »Bescheidung zur Wahrheit« (Freud, S., 1916–17, S. 197) hat Freud in einem ursprünglich in einer Emigranten-Wochenschrift erschienenen, erst durch den Nachtragsband in deutscher Sprache bekanntgewordenen Text, „Ein Wort zum Antisemitismus«, besonders bewegenden Ausdruck verliehen, in welchem er sich, der tödlichen Bedrohung durch die Nazis entgangen, im Exil 1938 im Plädoyer eines fiktiven Nicht-Juden gegen die Judenverfolgung wie hinter einer erschütternden Maske verbergend, die »Religion der Wahrheit« verteidigt (Freud, S., 1987, S. 780).

² Ich danke Herrn Professor Bien für seine nachdrückliche Frage nach dieser die Dualität überwindenden dritten Position.

Versuch über die Lüge

Freuds kleine Arbeit *Zwei Kinderlügen* (Freud, S., 1913 g) bezeugt einen großen Respekt vor dem nachdenklich stimmenden Charakter von Lügen. Er beginnt zwar mit der ironischen Bemerkung, es sei begreiflich, daß Kinder lügen, wenn sie die – paternalistischen – Lügen der Erwachsenen nachahmen. Aber ihn interessieren die komplexeren, verhängnisvolleren Situationen, in denen das Kind durch einen tiefen inneren Konflikt, der zu einem Kompromiß zwischen Geständnis und Verleugnung einer dem Vater geltenden Liebeserklärung führt, zum Lügen und damit zur Störung der Beziehung zu der von ihm geliebten Person gedrängt wird. Nüchtern erzählt er zwei Geschichten, die eigentlich Tragödien sind: in beiden Fällen wird ein Kind durch innere Schwierigkeiten gezwungen, zu einer Lüge zu greifen, die einen wahren Wunsch reflektiert. Er schreibt:

Man möge nicht gering denken von solchen Episoden des Kinderlebens. Es wäre eine arge Verfehlung, wenn man aus solchen kindlichen Verfehlungen die Prognose auf Entwicklung eines unmoralischen Charakters stellen würde. Wohl aber hängen sie mit den stärksten Motiven der kindlichen Seele zusammen und künden Dispositionen zu späteren Schicksalen oder künftigen Neurosen an.

Heinz Kohut (Kohut, H., 1987, S. 112) erkennt sowohl der unentdeckten Kindheitslüge, an der ein Kind entdecken kann, daß seine Eltern nicht allwissend sind und insbesondere nicht in seinen Geist eindringen können, die Bedeutung einer »optimalen Frustration« als Basis einer strukturbildenden Erfahrung als auch der zeitweiligen Lüge des erwachsenen Patienten den Sinn einer tastenden Behauptung der Rechte eines unabhängigen individuellen Selbst zu. Über Geheimnisse lesen wir in Sissela Boks Buch mit dem gleichnamigen Titel (Bok, S., 1982):

Eine gewisse Befähigung, Geheimnisse zu wahren und den Zeitpunkt ihrer Kundgabe zu wählen, und damit der Zugang zum Erlebnis von Geheimhaltung und Tiefe sind für einen dauernden Sinn der Identität, für die Planungs- und Handlungsfähigkeit, und für wesentliche Zugehörigkeitsgefühle unerlässlich. Ohne die Kontrolle über Geheimhaltung und Offenheit könnte man weder vernünftig noch frei bleiben (S. 24).

»Konflikte über Geheimhaltung sind Konflikte über Macht« (S. 19). Daß die Macht der Lüge im Dienste des Doppelwunsches steht, die Wahrheit zu ändern und Herrin des Geheimnisses zu werden, hat uns besonders eindringlich Wurmser (Wurmser, L., 1987, S. 217) gezeigt. George Steiner (Steiner, G., 1981, S. 232) weist auf den »Überlebenswert« des Lügens unter extremen Verhältnissen hin: »Fiktion war Verkleidung: vor denen, die auch nach der Tränke suchten [...] Loki und Odysseus sind sehr späte Verdichtungen des weit verbreiteten Motivs vom Lügner, vom Listenreichen, der sich wie Feuer und Wasser entzieht und überlebt«. Der misanthropen Definition, der Mensch sei ein der Lüge fähiges Lebewesen, die sich auf den Psalm 116,11 – »alle Menschen sind Lügner« – berufen kann, füge ich an dieser Stelle in Parenthese bei, daß die »Lügenhemmung« oft eine organische Hirnkrankheit bezeugt – eine Möglichkeit, auf die schon Birnbaum (Birnbaum, K., 1927, S. 552) hingewiesen hat –, oder beim Geständniszwang von Depressiven und Anankasten vorkommt (Dietrich, H., 1965, S. 518–521); umgekehrt gibt es das Oxymoron des pathologischen Wahrheitserzählers.

Im Kontext des Themas der Selbsttäuschung bzw. seiner Entlarvung darf der Gegenstand der »Deckerinnerung« nicht fehlen. 1899 notierte Freud in seiner diesem Problem gewidmeten Arbeit (Freud, S., 1899 a), daß charakteristischerweise nicht alles aus der Frühzeit vergessen ist; vielmehr gibt es bevorzugte Inseln unschuldiger Erinnerungen, die die bedeutsamen Erinnerungen dieser Periode verhüllen wie der manifeste Traumgedanke den latenten verhüllt. Eine eigene Deckerinnerung benutzend zeigte Freud, daß die Analyse den latenten Gehalt enthüllen kann. Er beobachtete, daß solche Erinnerungen sich nicht zur Zeit der Wiedererinnerung bilden, sondern später reaktiviert werden, wenn nachfolgende Ereignisse mit der frühen Erinnerung koinzidieren. In seiner Arbeit *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* (Freud, S., 1901 b) unterschied Freud drei Typen von Deckerinnerung: eine regressiv durch Verschiebung geformte, eine vordringende, in der durch einen koinzidierenden Inhalt die Erinnerung einer späteren Periode eine frühere verhüllt, schließlich eine »gleichzeitige« oder »anstoßende« Deckerinnerung, die »nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch Kontiguität der Zeit mit dem von ihr gedeckten Eindruck verknüpft ist«. Fenichel hat 1927 (Fenichel, O., 1927) die Ökonomie solcher Deckerinnerungen untersucht: sie stützen in seiner Sicht die Verdrängung affektgeladener

Erinnerungen durch eine partielle Abfuhr entlang verschobener assoziativer Bahnen. Die partielle Abfuhr hat einen Sicherheitswert und entlastet die Abwehrarbeit. Im Konflikt zwischen Verleugnung und Wahrnehmung sucht das Ich eine Ersatzvorstellung, zeigt einen Hunger nach Deckerlebnissen. In der Suche nach Substituten werden Erinnerungen und frische Eindrücke gleichermaßen aufgegriffen. In Verbindung mit dem Hunger nach Deckerlebnissen beschrieb Fenichel Patienten, die einen Merkbefehl geben, um eine Szene zu erinnern, was er mit dem »déjà vu« verglich, bei dem eine verdrängte Erfahrung mit einer rezenten koinzidiert; statt der Wiederbelebung des alten wird dem neuen Erleben die Qualität von Familiarität gegeben: »Das Ich begrüßt aktiv das rezente Erleben, um mit seiner Hilfe die Verdrängung erst endgültig vollziehen zu können«. Kinder versuchen, sich die Verdrängung eines Ereignisses dadurch zu erleichtern, daß sie assoziativ mit ihm verknüpfte Deckerinnerungen sammeln. Sie können Deckerinnerungen auch durch Spiele und Phantasien zusammenstellen. Die Verdrängung wird dabei nach folgender Formel erleichtert: »Wie dies nur eine Phantasie ist, so ist jenes Ereignis nicht wahr«.

Pseudologie ist der dem anderen als Realität mitgeteilte Tagtraum. Helene Deutsch (Deutsch, H., 1922) hat nachgewiesen, daß der Inhalt von Pseudologien aus Deckerinnerungsgeschichten besteht, die sich auf etwas tatsächlich Geschehenes beziehen. Sie sind den Mythen der Völker vergleichbar, die ebenfalls historische Tatsachen enthalten, aber von allerlei Wunschvorstellungen überformt sind. Bei der Pseudologie handelt es sich nicht nur um einen entstellten Durchbruch verdrängter Erinnerungen, sondern um eine Phantasie, die anderen gegenüber als real ausgegeben wird, was eine ökonomische Maßnahme zur weiteren Aufrechterhaltung der Verdrängung darstellt. Deckende Phantasie und gedeckte Erinnerung gehören zusammen. Derjenige, dem die Lüge erzählt wird, dient als Zeuge im inneren Konflikt zwischen der Erinnerung und der Neigung zur Verleugnung oder Verdrängung. Auf den ersten Blick ist einsichtig, daß eine Lüge die Wahrheit verdeckt. Helene Deutsch wies nach, daß sie nichtsdestoweniger auch die Wahrheit verrät und durch den Verrat die Verleugnung verankert. Nicht jede pathologische Lügenhaftigkeit besitzt notwendig diese Struktur. Sie kann auch, weniger spezifisch, die Kämpfe eines Menschen um die Aufrechterhaltung seines Selbstgefühls zum Ausdruck bringen.

Die der Selbstbeschädigung nahestehende Simulation ist nach Eissler (Eissler, K. R., 1979, S. 202) »eine Krankheit, bei der der Erkrankte überzeugt ist, eine Körper- oder Seelenstörung (willentlich) vorzugeben, die aber in Wirklichkeit das Ergebnis einer schwer geschädigten und permanent defektiven Persönlichkeit ist« – eine Krankheit, deren Diagnose einen besonders großen Scharfblick verlangt.

Eine Art alltäglicher Lügendichtung ist das, was Freud (Freud, S., 1909 c) als »Familienroman der Neurotiker« beschrieben hat, dessen Leitmotiv die Abstammung von anderen, meistens vornehmeren Eltern als den wirklichen ist, Phantasien, deren Begründung im Ödipuskomplex leicht zu erkennen ist. In den Briefen an Fließ (Briefe 142 und 170) erwähnt, fügte Freud seine Ideen Otto Ranks Buch *Der Mythos von der Geburt des Helden* ein, das kollektive Phantasiebildungen untersucht. Die als »Familienroman« bezeichneten Phantasien erhöhen in der Regel die Eltern. Manchmal wird nur der Vater ersetzt, während der Mutter Liebesabenteuer unterstellt werden – eine weitere Variante ist, daß nur das phantasierende Kind legitim ist, seine Brüder und Schwestern aber Bastarde sind. Die Ablösung von den realen Eltern wird erleichtert dadurch, daß ödipale Gefühle den realen Eltern gegenüber als weniger schuldhaft erlebt werden, da sie ja zumindest in der Phantasie etwas von ihrem inzestuösen Charakter verlieren. In leichter Verkleidung wird die ursprüngliche Zärtlichkeit des Kindes für seine Eltern bewahrt: in diesem Sinne ist der Familienroman »Ausdruck der Sehnsucht des Kindes nach der verlorenen glücklichen Zeit, in der ihm sein Vater als der vornehmste und stärkste Mann, seine Mutter als die liebste und schönste Frau erschienen ist« (Freud, S., 1909 c, S. 231); die neuen Eltern sind durchwegs mit Zügen ausgestattet, die von den realen Erinnerungen an die wirklichen niederen Eltern herrühren.

Ungewöhnlich ist die Verknüpfung des Themas der Lüge mit demjenigen des »Seelenmordes« in den 1903 von Daniel Paul Schreber veröffentlichten *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*, denen Freud 1911 (Freud, S., 1911c) eine so inspirierte und polyphone Analyse »jenseits der Grenzen der Grundregel« widmete, daß Schreber zum meistzitierten Patienten der Psychiatrie wurde, durch J.S. Grotstein (Grotstein, J. S., *IJPP* 10, 1984–85, S. 367), der selbst »fibs of postponement« und »lies of abnegation« unterscheidet. In seiner Interpretation liegt

die absolute Lüge in Schrebers Versuch, der Weltordnung und seiner Tagesordnung zu entkommen, in der Flucht in ein omnipotentes Nichtsein, das das Selbst zur glücklosen Beute der Korruption macht. Die Begegnung zwischen Schreber und Flechsig, der zwar Schreber nicht analysiert hat, aber dank der Genesung von dem 1884 als hypochondrisch diagnostizierten Zustand zum Gegenstand einer großen, nicht gedeuteten Verehrung wurde, muß eine viele tiefreichende Gefühle evozierende Situation gewesen sein, in der die Gefahr, daß Flechsig in Wiederholung eines hochgespannten Dramas zwischen einem despotischen gottähnlichen Vater und einem bemitleidenswerten Kind Schreber potentiell zu verletzen drohte – wenn man so will: durch eine Lüge – verleugnet wurde (a. a. O., S. 362). Grotstein erlaubt sich die kardinale Frage: »Was wäre geschehen, wenn das und das nicht eingetreten wäre?« 1893 beim erneuten Eintritt in die Flechsig'sche Klinik ist ein komplizierter Seelenmord – nach der Scheingenesung »sequestriert« – das aufdringliche Thema der dämonologischen Selbstdeutung der Übertragungspsychose, die Schreber auf Flechsig entwickelte. Der Seelenmord war in der ersten Version Schrebers bereits zwischen den Mitgliedern der Familien Flechsig und Schreber in früheren Jahren geschehen; später wird er Gott zugeschrieben, der nach Schrebers bewegender Klage die lebenden Menschen nicht versteht und unfähig ist, aus Erfahrung zu lernen, und – so ist Freuds metapsychologische Auffassung – restitutiv durch partielle Wiederbesetzung von Objektrepräsentanzen, denen im akuten Stadium die Besetzung entzogen worden war, in der Nachfolge Flechsigs »zu weltordnungswidrigen Zwecken« als Ausdruck eines transsexuellen Wahns die Verwandlung Schrebers in ein Weib forderte. Grotsteins Deutungen klingen verwunderlicher, als sie es sind, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Lüge einen Gegensatz nicht nur zur Wahrheit, sondern zur Wirklichkeit darstellt – jede Wahrheitstheorie schließt einen adäquation-Begriff ein³ –, und daß es der Verlust des Wirklichkeitssinns ist, der die Psychose auszeichnet, in Freuds Sicht der Besetzungsentzug, der die Grenze zwischen Selbst und Objekt verwischt. Die Sprache der Schizophrenie ist nach George Steiner (Steiner, G., 1981, S. 234) das Äußerste an Alternität, dessen wir fähig sind.

³ Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Professor Günther Bien.

Bei Platon heißt es zum Urproblem der Lüge: »Du weißt nicht, sprach ich, daß die wahre Lüge, wenn es anders möglich ist so zu reden, alle Götter und Menschen hassen?« (Platon, *Sämtliche Werke* 3, 382 a, S. 118).

Es ist notwendig, an dieser Stelle W. R. Bions zu gedenken, der unter dem Titel *Lies and the thinker* (Bion, W. R., 1970, S. 104) schrieb:

The link between one mind and another that leads to destruction of both is the lie. The term ›link‹ gives an inadequate idea of the realization it is intended to represent. The lie is not restricted, as the word ›lie‹ would ordinarily imply, to the domain of thought, but has its counterpart in the domain of being; it is possible to be a lie and being so precludes at-onement in O.

Zum Verständnis und zur Bedeutung von O füge ich die Definition aus dem *Glossary of Signs* an, das Grinberg et al. (Grinberg et al., 1975) zusammengestellt haben: »Unknowable psychic reality, which can only be known through its transformations«. Die Relation zu Vergessenem und Verdrängtem erscheint hier ergänzt durch die Schicht der psychisch noch Zukünftigen, bzw. das Bedenken der – im Fall der Lüge – »verhinderten Zukunft« (Bloch, E., persönliche Mitteilung). Für Bion gilt: »By definition and by tradition of all scientific discipline, the psychoanalytic movement is committed to the truth as the central aim« (Bion, 1970, S. 99).

Die politische Benutzung der Lüge durch charismatische Führer ist in einem »mysteriösen Sprung vom Individuum zur Gruppe« durch Leo Rangell (Rangell, L., 1980) am Beispiel des Watergate-Skandals als Ausdruck einer »Kompromittierung der Integrität« dargestellt worden. Rafael Moses (Moses, R., 1986) ist einen Schritt weiter gegangen und hat »Watergate« als universelles Phänomen erörtert, das dadurch zustandekommt, daß ein politischer Führer überzeugt ist, daß er besser als jeder andere weiß, was für sein Land oder seine Gruppe gut ist, und seine Ziele für so erhaben hält, daß sie nach und nach fast jedes, später überhaupt jedes Mittel zu ihrer Erreichung rechtfertigen; die erhabenen Ziele bestechen das Über-Ich und korrumpieren das Ich-Ideal.

Literatur

- Bash, M. F. (1981): Psychoanalytic Interpretation and Cognitive Transformation. *Int. J. Psycho-Anal.* 62, 151–175.
- Bien, G. (1980): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 5, 533–544 (Artikel über Lüge).
- Bion, W. R. (1970): Attention and Interpretation.
- Birnbaum, K. (1927): Die pathologische Lüge. In: Otto Lipmann und Paul Flaut: *Die Lüge in psychologischer, philosophischer, juristischer, pädagogischer, historischer, soziologischer, sprach- und literaturwissenschaftlicher und entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung*. Leipzig.
- Bloch, E. (1967): Persönliche briefliche Mitteilung.
- Bok, S. (1982): *Secrets. On the Ethics of Concealment and Revelation*. New York.
- Deutsch, H. (1922): Über die pathologische Lüge. *Int. Z. f. Psychoanalyse* 8, 153–167.
- Dietrich, H. (1965): Über Lügenhemmung. *Nervenarzt* 36.
- Fenichel, O. (1927): Zur ökonomischen Funktion der Deckerinnerungen. *Int. Z. f. Psychoanalyse*, 12.
- Eissler, K. R. (1971): *Discourse on Hamlet and Hamlet*, New York.
- (1979): *Freud und Wagner-Jauregg vor der Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen*. Wien.
- Freud, S. (1896 c): Zur Ätiologie der Hysterie. *GW* I.
- (1898 a): Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen. *GW* I.
- (1899 a): Über Deckerinnerungen. *GW* I.
- (1901 b): Zur Psychopathologie des Alltagslebens. *GW* IV.
- (1909 c): Der Familienroman der Neurotiker. *GW* VII.
- (1911 c): Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). *GW* VIII.
- (1913 c): Zur Einleitung der Behandlung. *GW* VIII.
- (1913 g): Zwei Kinderlügen. *GW* VIII.
- (1914 d): Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. *GW* X.
- (1915 a): Bemerkungen über die Übertragungsliebe. *GW* X.
- (1915 d): Die Verdrängung. *GW* X.

- (1915 e): Das Unbewußte. *GW* X.
 - (1916–17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW* XI.
 - (1923 b): Das Ich und das Es. *GW* XIII.
 - (1923 e): Die infantile Genitalorganisation. *GW* XIII.
 - (1927 e): Fetischismus. *GW* XIV.
 - (1930 a): Das Unbehagen in der Kultur. *GW* XIV.
 - (1933 a): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW* XV.
 - (1937 c): Die endliche und die unendliche Analyse. *GW* XVI.
 - (1939 a): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. *GW* XVI.
 - (1940 a): Abriß der Psychoanalyse. *GW* XVII.
 - (1940 e): Die Ich-Spaltung im Abwehrvorgang. *GW* XVI.
 - (1986): *Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904*. Ungekürzte Ausgabe, S. Fischer.
 - (1987): *Nachtragsband der Gesammelten Werke*. Texte aus den Jahren 1885–1938.
- Grinberg, L., Sor, D., Tabak de Bianchedi, E. (1975): *Introduction to the work of Bion*. The Roland Harris Educational Trust.
- Grotstein, J. S. (1984–85): The Schreber Gase: A Reappraisal. *Int. J. Psychoanal. Psychother.* 10. New York.
- Hartmann, H. (1939): Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago*, 24, 62–135. Nachdruck in: *Psyche* 14, 81–164.
- Kohut, H. (1987): *Wie heilt die Psychoanalyse?* Frankfurt.
- Laplanche, J. (1988): *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen.
- Mächtlinger, V. (1984): Anna Freud. Einige persönliche Eindrücke. *Jahrb. Psychoanal.* 16.
- Mann, Th. (1978): Freud und die Zukunft. *Essays*, Band 3, 1980 (177).
- Masson, J. M. (1984): *The Assault on Truth. Farrar, Straus and Giroux*. Deutsch: *Was hat man dir, du armes Kind, getan*.
- Moses, R. (1986): »Watergate« als universales Phänomen. In: *Psychoanalyse heute*. Wien.
- Platon (1983): *Sämtliche Werke* 3 (Phaidon, Politeia). Hamburg.

Versuch über die Lüge

- Rangell, L. (1980): *The Mind of Watergate. An Exploration of the Compromise of Integrity*. New York, London.
- Reicheneder, J. G. (1985): *Zum Konstitutionsprozeß der Psychoanalyse*. Dissertation Berlin.
- Ricœur, P. (1974): *Hermeneutik und Psychoanalyse*. München.
- Sartre, J.-P. (1952): *Das Sein und das Nichts*. Hamburg.
- Schröter, M. (1987): Freuds Anfänge, unverstellt. *Merkur* 462.
- Steiner, G. (1981): *Nach Babel. Aspekte der Sprache und der Übersetzung*. Frankfurt.
- Trilling, Lionel (1980): *Das Ende der Aufrichtigkeit*. München.
- Wurmser, L. (1987): *Flucht vor dem Gewissen*.

Der obige Beitrag erschien im Band 23 des *Jahrbuchs der Psychoanalyse*. Dr. Eissler reagierte auf meine Gedanken zur Lüge mit zwei Briefen (vgl. die folgenden Seiten), in denen er höchst lebhaft seine Sicht und seine praktische Behandlung der Lüge darstellte, die wahrscheinlich falsch sei: er sage dem Patienten, er könne lügen, soviel er wolle, er müsse es ihm nur später sagen, weil ihm sonst nicht zu helfen sei; ihn zu verpflichten, alles zu sagen, sei unvernünftig, wenn man wisse, daß er sich nicht daran halten könne, er solle es aber versuchen. Im zweiten Brief trug er nach, es gebe keine Lüge ohne Wahrheitsgehalt, Pendant der Unmöglichkeit, Unsinn zu sagen. »Ich will keine Überzeugungen erwecken – ich will Anregungen geben und Vorurteile erschüttern«, hatte Freud in den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* geschrieben (1916–17, 250). Und Eisslers Briefe folgen ganz dieser Tradition.

K. R. EISSLER, M.D.
300 CENTRAL PARK WEST
NEW YORK, N. Y. 10024

TRAFALGAR 3-2746

19/2/89

Verstehen: Ihre Arbeit über die
Leize ist besonders schön + ausgeprägt
Die geniale Stellenfindung, die Be-
wertung war sehr dringend + notwendig
und Sie haben alles gemacht + geleistet.
Meine praktische Behandlung der Leize
ist wahrscheinlich falsch. Ich sag den
Bros kann Leize so viel er will oder
wie er ihm einfallt. Ich hätte aber 3 mm
aber zu soft wenn er hart oder stark
zu sag, da ohne diese Mittelung 3.
Schwer war ihm zu helfen. Ich finde
3 unzureichend der Bros Wahrheit

zu reflektieren & alles, was
 ihm durch den Kopf geht, wenn man
 weiss, dass es viel nicht darunters
 kam. Es wäre besser ihn gleich zu
 sagen, dass es, es, mal kam, aber auszu-
 teil. Die formale Übersicht ist
 die Entwicklung d. Problems ist hoch.
 ausdrucksst. Das ist hier wegen
 dank für die besonderen hohen
 Qualität + der Tipp in Zusammenstellung
 des Buchs.
 Ich habe mein MS (Kernnote) schon
 abgeben + schicke es Ihnen sobald
 Sie mir schreiben.

In hoher Eigenheit Ihre
 H. (Name)

In der Druckerei steht oft die Probe-Werkstatt

K. R. EISSLER, M.D.
300 CENTRAL PARK WEST
NEW YORK, N. Y. 10024

TRAFALGAR 3-2746

20/2/89
Reschrtester Herr Doktor
Ich habe mich gestern viel lang
über die Länge ausgedrückt
Ich meinte, dass ich bestockt habe
wegen der Psychopathologie
& ich meine bewusst eine Länge
sagt, sie eine Wahrheit enthält,
die ich nicht wahr haben will,
wie die Neptun eine unbewusste
Wahrheit enthält. Ich glaube
Sie werden übereinstimmen, wenn
ich sage das man

Keine Wahrheit ohne Kampf
ohne ein bisschen H-Liebe oder
ohne etwas Liebe + dass man
keine Liebe ohne Kampf ohne
Wahrheitsgehalt.
Es ist das Tendenz zur Menschheit -
keine Menschheit ohne
Entschuldigungen für die
Nachher die Mensch
eigene
(H. Mor)

»Versuch einer Analyse: Frau Klein«

Anmerkungen zu einem Ambulanzblatt der Berliner Psychoanalytischen Poliklinik von 1921

Claudia Frank

Max Eitingon hält auf der Rückseite des Ambulanzblattes der Berliner Psychoanalytischen Poliklinik zu einem Jungen im März 1921 unter der Rubrik »Krankengeschichte und Diagnose« (s. Abb. auf S. 325) fest:

Vom Jugendamt Wilmersdorf gebracht. Kleine Diebstähle (Einbruch in einen [korrigiert aus: den] Schulschrank unter Anführung (?) eines andern Jungen) und sexuelle Aggressionen gegen kleine Mädchen. Sehr ungünstiges Milieu; soll von einer Schwester schon in ganz frühen Jahren zum Stehlen angehalten worden sein. Weint, wenn er gefragt wird, ob er wisse, daß er damit Unerlaubtes begangen habe. Spricht das erste Mal sehr wenig, ist augenscheinl. eingeschüchtert, trotz sonst zahlreicher Züge des hemmungsloseren Vorstadtkindes. Lernt schlecht; macht aber intellektuell keinen minderwertigen Eindruck.

Als Therapie schlägt er »Versuch einer Analyse: Frau Klein« vor.¹

Auf der Vorderseite dieses Krankenblattes² findet sich unter »Name des Familienvorstandes« der Name des Patienten und nach einem Komma »13 J.«. In

¹ Ich danke Herrn Michael Schröter, Berlin, für die Bestätigung, daß es sich um M. Eitingons Handschrift handelt, und für die Durchsicht meiner Transkription.

² Das Formular ist vorne folgendermaßen aufgeteilt: Der Kopf besteht aus den Daten zur Person: Name des Vorstandes; Stand; Wohnung, es folgt eine Tabelle mit den Rubriken »Jahrgang«, »Monat«, »Tage«, am rechten Ende findet sich »Summe der«, wobei unterschieden wird zwischen »Besuche«, »Consultationen« und »Special-Behandl.«. Am rechten Rand ist noch eine Rubrik vorgesehen für »Betrag«. Im unteren Fünftel findet sich viermal »Rechnung am ...«, »Betrag ... M ... Pf« und darunter jeweils »bezahlt am«. Darunter (letzte Zeile auf der Vorderseite) heißt es »gemahnt am:«

der rechten Ecke ist noch ein Name mit einer Adresse vermerkt (die überweisende Ärztin?), darunter »Tel.«, dann folgt die Abkürzung »Mag. Wlm«, darunter »Jugendamt III«. Aus der darunterliegenden Tabelle geht hervor, daß die erste Konsultation am 24. März 1921 stattfand und die Behandlung sich bis zum 9. Juni erstreckte. Sie erfolgte mit einer Frequenz von drei Stunden pro Woche, wobei vermerkt wird, daß der Patient immer wieder für Tage, einmal auch Wochen weggeblieben sei.

Dieses – und drei weitere³ – Ambulanzblätter/Krankenblätter der Berliner Psychoanalytischen Poliklinik, die ich in den Unterlagen des Melanie Klein Trust in der Wellcome Library for the History and Understanding of Medicine (London) gefunden habe, gewähren uns einen Einblick in die konkrete Umsetzung des selbstgesetzten Ziels dieser von Karl Abraham, Max Eitingon und Ernst Simmel gegründeten Institution, »das psychoanalytische Heilverfahren weiten Kreisen zugänglich zu machen« (Eitingon, 1922, S. 506). Wir wissen aus Eitingons erstem *Bericht über die Berliner Psychoanalytische Poliklinik (März 1920 – Juni 1922)* – und nur diese Frühzeit ist in diesem Rahmen im Fokus des Interesses –, daß in diesen ersten knapp zweieinhalb Jahren über 600 Hilfe- und Ratsuchende durch die Poliklinik hindurchgegangen sind und die Zusammensetzung des »Patientenmaterials« äußerst mannigfaltig in puncto Alter, Geschlecht, Beruf und sozialer Stellung war: »vom sechsjährigen Kind bis zum siebenundsechzigjährigen Greis, vom Arbeiter und Dienstmädchen bis zur Generalstochter, zur Nichte eines Ministerpräsidenten [...] und zu einem sehr einflußreichen Politiker« (1922, S. 509). Über Tabellen zu Anzahl der Konsultationen und Behandlungen, Statistiken über Alter, Geschlecht und Beruf sowie Tabellen zu Diagnosen wird diese Charakterisierung weiter spezifiziert.⁴

³ Von den vier Ambulanzblättern des Melanie Klein Trust enthält das hier erstmals abgebildete den ausführlichsten Eintrag unter »Krankengeschichte und Diagnose«. Bei zwei der vorhandenen Krankenblätter findet sich auf der Rückseite kein Vermerk (allerdings handelt es sich bei einem der beiden Blätter ganz offensichtlich um eine Fortsetzung – das erste Blatt ist nicht erhalten). Beim dritten finden sich nur wenige Stichworte (siehe dazu auch Frank, 1999, Kap. 5).

⁴ Hinsichtlich Einzelheiten zur Berliner Poliklinik sei insbesondere auf Eitingons Berichte von 1922 und 1924 verwiesen, auf den Zehnjahresbericht sowie auf die Beiträge anlässlich der 50-Jahr-Gedenkfeier des Berliner Psychoanalytischen Instituts. Die jüngste mir bekannte Arbeit zur Berliner

Das vorliegende Ambulanzblatt gibt uns nun die Möglichkeit, die Geschichte eines Patienten von der Indikationsstellung an zu verfolgen. Meines Wissens liegen zu den Ambulanzblättern der Poliklinik bisher keine Veröffentlichungen vor. Der Verbleib der Krankengeschichten ist unklar – einen Hinweis auf sie findet sich im Bericht von F. Boehm vom 21. August 1934. Boehm vermerkt hier, daß Dr. Eitingon gleich nach der Machtergreifung der neuen Regierung mitteilen ließ, er möchte die Institutsräume nicht mehr betreten, damit, falls er verhaftet werden würde, dies nicht in diesen Räumen geschehen könne. »Gleichzeitig sah er unsere Krankengeschichten durch, ob sich in denselben Angaben fänden, welche einzelnen Patienten von uns gefährlich werden könnten« (Brecht et al., 1985, S. 99).⁵

Was wissen wir vom organisatorischen Ablauf? Eitingon schreibt 1922:

Die Sprechstunde für alle neuen zur Poliklinik kommenden Patienten findet täglich mit Ausnahme des Sonntages und *eines* Wochentages statt [...]. Abgehalten wurde die Sprechstunde anfangs vom Referenten und Doktor Simmel gleichzeitig oder abwechselnd. Sehr bald aber erwies es sich als viel zweckmäßiger, alles durch eine Hand gehen zu lassen, und der Referent übernahm im vergangenen Jahr die Sprechstunde ganz, so daß nun das gesamte Material leicht übersehen werden konnte [...]. Hält vertretungsweise ein Assistent die Sprechstunde ab, so bestellt er nach Aufnahme einer eingehenden Anamnese den Patienten noch einmal für den Leiter, dem die Indikationsstellung zusteht. In dieser waren wir nur in einer Hinsicht streng: in der Dringlichkeit. [...] (1922, S. 510).

In dem uns vorliegenden Fall hat also Eitingon – wie offensichtlich die Regel – den neuen Patienten, einen dreizehnjährigen Jungen, als Erster gesehen. Aus den veröffentlichten Statistiken ist zu entnehmen, daß in dieser ersten Berichtsperi-

Psychoanalytischen Poliklinik von Danto stützt sich im wesentlichen auf die Informationen dieser Berichte. Nur am Rande sei in diesem Rahmen daran erinnert, daß das Psychoanalytische Institut mit seinem Ausbildungscurriculum, das es in dieser Zeit entwickelt hat, und der Poliklinik Modellcharakter für den Aufbau von Instituten in anderen Städten gewann (vgl. auch De Clerck, 1994).

⁵ Ich danke Frau Regine Lockot, Berlin, für diesen Hinweis.

ode 23 Kinderkonsultationen stattfanden, wovon sieben Kinder eine anschließende Behandlung erfuhren. Damit ist deutlich, daß sich die Poliklinik selbstverständlich auch um Kinder kümmerte⁶ und man sich also auch in dieser Hinsicht Freuds Vision, die er in Budapest 1918 unter dem Titel *Wege der psychoanalytischen Therapie* vorgetragen hatte, verpflichtet fühlte:

Dann werden also Anstalten oder Ordinationsinstitute errichtet werden, an denen psychoanalytisch ausgebildete Ärzte angestellt sind, um die Männer, die sich sonst dem Trunk ergeben würden, die Frauen, die unter der Last der Entsagungen zusammenzuberechnen drohen, *die Kinder, denen nur die Wahl zwischen Verwilderung und Neurose bevorsteht*, durch Analyse widerstands- und leistungsfähig zu erhalten (1919 a, S. 193; Hervorh. C.F.).

Wie der eingangs zitierten Beschreibung der Problematik zu entnehmen, war unser junger Patient tatsächlich auf dem Weg »der Verwilderung« – ein Kind, das nie den Weg in eine analytische Praxis gefunden hätte. Wie ging es mit diesem Patienten nun weiter? Aufgrund der handschriftlichen Notizen Melanie Kleins zu diesem Jungen, in denen sie zum Teil einzelne Stunden protokolliert, zum Teil mehrere Stunden zusammenfassend festgehalten hat, wissen wir, daß es zu diesem »Versuch einer Analyse« tatsächlich gekommen ist. Wir wissen aus ihrer 1927 veröffentlichten Arbeit *Criminal Tendencies in Normal Children* aber auch, daß der Versuch letztlich nicht erfolgreich war.

Hier können wir lesen, daß die Analyse zunächst zufriedenstellend verlief und gute Resultate zu versprechen schien (S. 276). Sie fährt fort:

Aus persönlichen Gründen mußte ich die Analyse zwei Monate nach Beginn bedauerlicherweise für längere Zeit unterbrechen. In diesen beiden Monaten hätte das Kind dreimal pro Woche zu mir kommen sollen, ich sah den Jungen aber nur vierzehnmal, weil seine Pflegemutter alles tat, um ihn

⁶ Auf die Bedeutung des Berliner Psychoanalytischen Instituts für die Kinderanalyse wies Oberbeck mit seiner Publikation 1994 hin.

von mir fernzuhalten. Nichtsdestoweniger machte sich der Junge während dieser sehr unregelmäßigen Analyse keines einzigen Vergehens schuldig, wurde aber während der Unterbrechung wieder delinquent und daraufhin sofort in die Besserungsanstalt eingeliefert. All meine Versuche, ihn nach meiner Rückkehr wieder in die Analyse zu holen, schlugen fehl. In Anbetracht sämtlicher Umstände zweifle ich nicht im mindesten daran, daß er eine kriminelle Laufbahn eingeschlagen hat (1927 b, S. 277).

Bezüglich der Einzelheiten des Falles sei auf Melanie Kleins einschlägigen Artikel verwiesen – wie so manche Arbeit von Melanie Klein, die sie nach ihrer Übersiedlung Mitte 1926 nach London veröffentlicht hat, findet eine Publikation und Rezeption im deutschsprachigen Raum erst Jahrzehnte später statt. Unter dem Titel *Über kriminelle Triebregungen bei normalen Kindern* erschien diese Arbeit erstmals 1985. In die Gesammelten Schriften ist sie nun in der Übersetzung von Elisabeth Vorspohl mit dem Titel *Kriminelle Strebungen bei normalen Kindern* eingegangen. Manche Aspekte aus den Behandlungsnotizen habe ich anderenorts beschrieben (vgl. Frank, 2000).

In diesem Rahmen möchte ich darauf abheben, daß Melanie Klein 1921 – wenige Wochen nachdem sie nach Berlin übersiedelt war – auch gegenüber diesem »verwilderten« Jungen sich um ein analytisches Verstehen bemüht und damit eine grundsätzlich andere Haltung einnimmt als Hug-Hellmuth mit ihrer heilerziehlichen Analyse, in die moralisierende Momente einfließen. Wie sah nun dieser Versuch aus? Was das Setting betrifft, so ist den Unterlagen zu entnehmen, daß Melanie Klein ihren Patienten aufforderte, sich auf die Couch zu legen und frei zu assoziieren – beides rief immer wieder seinen Widerstand hervor. Sie konzeptualisiert das Material auf dem Hintergrund des von Sigmund Freud beschriebenen Ödipus-Komplexes. Mit Hilfe von Freuds Arbeit *Verbrecher aus Schuldbewußtsein* (1916 d) versucht sie, seine kriminellen Strebungen zu verstehen.

Melanie Klein notierte aber auch das Material, das sich ihrem Verständnis offensichtlich teilweise entzog. So hält sie in den sieben Seiten umfassenden Behandlungsnotizen zweimal fest, daß ihr Patient wiederholt auf »Phantasien von der Elektrischen« zu sprechen kommt. Aus den Notizen geht hervor, daß die Phantasie dahingehend lautet, daß die Elektrische auf dem Rückweg von der

Analysestunde »aus den Schienen sprang«, alle aussteigen mußten und der Conducteur keine Karte gab, um in eine andere Elektrische umzusteigen. Melanie Klein deutet die Elektrische als seinen Penis im Zusammenhang mit seinen ödipalen Triebimpulsen gegenüber der Mutter, wobei sie den Conducteur als verbietenden Vater versteht. Die wiederholte Beschäftigung des Patienten mit diesem Material verweist darauf, daß seine Analytikerin damit die subjektive Bedeutung noch nicht hinreichend erfaßt hatte. Bei der zweiten Erwähnung in den Notizen folgt seine Beschäftigung mit Liften – die Seile könnten reißen etc. Meines Erachtens könnte der Patient mit diesen Assoziationen darauf hingewiesen haben, wie sehr er mit Objekten beschäftigt ist, die in seinem Erleben immer wieder entgleisen.

In der uns übermittelten Anamnese gibt es auch Anhaltspunkte dafür, daß er die verschiedenen äußeren Objekte in dieser Weise wahrgenommen hat und unbewußt mit der Frage konfrontiert war, wieweit dieses Entgleisen seinen eigenen zerstörerischen Impulsen zuzuschreiben sei.⁷ In ihrer Veröffentlichung von 1927 vermutet Klein eine Fixierung eines »ungemein primitiven und grausamen Über-Ichs«. 1921 – es sei daran erinnert, daß sie erst wenige Wochen vor Aufnahme dieser Behandlung überhaupt mit ihrer analytischen Tätigkeit begonnen hat – war ihr diese Dimension noch nicht bewußt zugänglich mit all den technischen Konsequenzen, die aus solch einer Art negativen Übertragung resultieren. Die in den darauffolgenden Monaten und Jahren unternommenen Kinderanalysen in Berlin konfrontierten sie mit den verschiedenen Facetten früher grausamer Objektbeziehungen, welche ihr schließlich ermöglichten, auf dem 10. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Innsbruck 1927 über die *Frühstadien des Ödipus-Konfliktes* vorzutragen. Die verschiedenen Arbeiten von 1927 stellen wichtige Meilensteine für die Konzeptualisierung verschiedener unbewußter Phantasien, welche die innere Welt dominieren können, dar.

⁷ In diesem Zusammenhang ist Melanie Kleins Erwähnung eines völlig neuen Interesses »an der Konstruktion von Aufzügen und jeder Art von Schlosserarbeiten« (1927 b, S. 279) aufschlußreich. Man kann vermuten, daß die Erfahrungen mit dem neuen Objekt in der Analyse in dem Jungen die Hoffnung wieder aufflackern ließ, daß seine Wiedergutmachungsimpulse nicht frustriert sein müßten.

In der uns hier interessierenden Arbeit *Kriminelle Strebungen bei normalen Kindern* ist den Ausführungen zu dem Jungen ablesbar, daß sie sich dem Ausmaß und der Qualität der ihn überwältigenden Angst theoretisch erst annähert, aber sie macht auf eine wichtige dynamische Abwehrbewegung aufmerksam. Melanie Klein versteht seine kriminellen Handlungen dahingehend, daß er an anderen »die Angriffe wiederholte, denen er selbst ausgesetzt gewesen war« (1927 b, S. 278). Sie beschreibt, daß er die Situation insofern umkehrt, als er nun selbst zum Angreifer wurde. Ohne Bezug auf diese Arbeit Melanie Kleins sollte Anna Freud knapp zehn Jahre später in ihrer Arbeit *Das Ich und die Abwehrmechanismen* diesen Abwehrtyp als »die Identifizierung mit dem Angreifer« (1936, S. 293 ff.) beschreiben. Melanie Klein konnte also ihr Verstehen daraus entwickeln, daß sie realisierte, mit welcher überwältigenden Angst es dieser Junge zu tun hatte und wie er versuchte, der Situation über die Identifikationen mit den angsterregenden bösen Objekten Herr zu werden.

Eitingon schreibt in dem schon mehrmals zitierten Bericht über die Berliner Poliklinik 1922, daß man mit den Erfolgen durchaus zufrieden sein könne und »sie getrost neben die Erfolge anderer schwieriger Heilprozeduren, etwa bei schwereren somatischen Erkrankungen« setzen könne (1922, S. 511). Wenn er bei unserem kleinen Patienten empfiehlt, eine Analyse zu versuchen, so kann man annehmen, daß er die Schwere der Erkrankung und die dementsprechend unsichere Prognose im Blick hatte. Tatsächlich ist der Versuch im Sinne einer Heilung gescheitert – Melanie Klein ermöglichte er jedoch eine der klinischen Erfahrungen, die ihr im Laufe ihrer weiteren Praxis ein vertieftes Verständnis der inneren Welt ermöglichte.

Literatur

- Brecht, K., Friedrich, V., Hermanns, L. u. a. (1985): »Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige Weise weiter ...«. *Zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland*. Hamburg: Verlag Michael Kellner.
- Danto, E. (1999): The Berlin Poliklinik: Psychoanalytic Innovation in Weimar/Germany. In: *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 47, 1269–1292.
- De Clerck, R. (1994): »Der Traum von einer bess'eren Welt«: Psychoanalyse und Kultur in der Mitte der zwanziger Jahre: Berlin und London. In: *Luzifer-Amor*, 13, 41–70.
- Eitingon, M. (1922): Bericht über die Berliner Psychoanalytische Poliklinik (März 1920 – Juni 1922). In: *Int. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 8, 506–520.
- (1924): Bericht über die Berliner Psychoanalytische Poliklinik in der Zeit von Juni 1922 – März 1924. In: *Int. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 10, 229–240.
- Frank, C. (1999): *Melanie Kleins erste Kinderanalysen. Die Entdeckung des Kindes als Objekt sui generis von Heilen und Forschen*. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog.
- (2000): »Vergisst alle Träume«. Die ersten Anfänge von Melanie Kleins kinderanalytischen Behandlungen. In: *Luzifer-Amor*, 25, 25–46.
- et al. (Hg.) (2001): *Wege der psychoanalytischen Therapie. 30 Jahre Abteilung für Psychoanalyse, Psychotherapie und Psychosomatik der Universität Tübingen*. Tübingen: Attempto-Verlag.
- Freud, A. (1980 [1936]): Das Ich und die Abwehrmechanismen. In: *Die Schriften der Anna Freud*, Bd. I. Frankfurt/Main: Fischer.
- Freud, S. (1916 d): Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit. *GW* X, 363–391.
- (1919 a [1918]): Wege der psychoanalytischen Therapie. *GW* XII, 181–194.
- Klein, M.: *Unveröffentlichte Manuskripte und Notizen von 1920 bis 1927 des Melanie Klein Trust*. Wellcome Library for the History and Understanding of Medicine, London.
- (1995 [1927 b]): Kriminelle Strebungen bei normalen Kindern. *GSK* I, 1, 257–282.

Oberborbeck, K.W. (1994): Kinderanalyse im Umfeld des Berliner Psychoanalytischen Instituts 1920 bis 1933. *Luzifer-Amor*, 7, 71 – 120.

Psychoanalyse in Berlin. 50-Jahr-Gedenkfeier des Berliner Psychoanalytischen Instituts. Meisenheim: Verlag Anton Hain. 1971.

Schröter, M. (im Druck): *Max Eitingon und der Kampf um eine internationale Standardisierung der Analytiker Ausbildung (1925–1929)*. Wird auf Englisch im *Int. J. Psycho-Anal.* erscheinen.

Zehn Jahre Berliner Psychoanalytisches Institut (Poliklinik und Lehranstalt) 1920 bis 1930. Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag (1930). Unveränderter Nachdruck mit Genehmigung des Berliner Psychoanalytischen Instituts beim Verlag Anton Hain KG, Meisenheim 1970.

Datum	Name des Kranken	Krankengeschichte und Diagnose	Therapie
		<p>Vom Jugendamt bekanntlich geboren. Kleine Reibhülle (Ebenens in die Schulterschulter unter Anführung 17) und andere Dinge / leichte Aggressionen gegen kleine Kinder. Ich empfand das Mittel, soll von einem kleinen Mann in ganz feiner Form zum Hellen angehen man sie nicht, man sie pflegt wird, sie seien oft in einem bestimmten Lager zu sein. Auch das viele Mal ist wenig, ist ungenügend ungenügend, das sie nicht gehen für die heimgelassenen Patienten. Auch Arbeit; auch aber unvollständig kann unvollständiges Ende.</p>	<p>Kontakt unter Analyse für kleine</p>

Rückseite eines Ambulanzblattes der Berliner Psychoanalytischen Poliklinik von 1921

*Verzeichnis der Editionen und
Reihen des Verlags*

Kritische Editionen und Werkausgaben

Johann Valentin Andreae: Gesammelte Schriften

In Zusammenarbeit mit Fachgelehrten herausgegeben von Wilhelm Schmidt-Biggemann. 1994 ff. Ca. 20 Bände geplant.

BERLINER AUSGABEN (BA)

Koordinatoren: Hans-Gert Roloff, Wilhelm Schmidt-Biggemann, Harm-Peter Westermann, Rolf Winau. 1996 ff.

Johann Fischart: Sämtliche Werke

Herausgegeben von Hans-Gert Roloff, Ulrich Seelbach, W. Eckehart Spengler. 1999 ff. Ca. 13 Bände geplant.

Sebastian Franck: Sämtliche Werke

Leitung der Edition: Hans-Gert Roloff. Ca. 16 Bände geplant.

Nicodemus Frischlin: Sämtliche Werke

Wissenschaftliche Ausgabe mit Übersetzungen und Kommentaren.
Erarbeitet von Adalbert Elschenbroich †, Wilhelm Kühlmann, Lothar Mundt, David Price, Fidel Rädle, Hans-Gert Roloff u. a. Ca. 20 Text- und 6 Kommentarbände geplant.

Editionen und Reihen

Carl Hauptmann: Sämtliche Werke

Wissenschaftliche Ausgabe mit Kommentar. Herausgegeben von Eberhard Berger, Hans-Gert Roloff und Anna Stroka. 1997 ff. 16 Text- und 16 Kommentarbände sowie ein Supplementband geplant. Die Text- und Kommentarbände sind einander zugeordnet.

Friedrich Nicolai: Sämtliche Werke, Briefe, Dokumente

Kritische Ausgabe mit Kommentar. Hrsg. von Knut Kiesant, Hans-Gert Roloff und István Gombocz. Ca. 34 Bände geplant.

Johannes Reuchlin: Sämtliche Werke

Herausgegeben von Widu-Wolfgang Ehlers, Hans-Gert Roloff und Peter Schäfer. 1996 ff. Ca. 11 Text- und 6 Kommentarbände geplant.

Jacob Böhme: Die Urschriften

Im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben von Werner Buddecke. 1963 und 1966. 2 Bände.

Bernard Bolzano: Gesamtausgabe

Herausgegeben von Eduard Winter †, Jan Berg, Friedrich Kambartel, Jaromír Loužil und Bob van Rootselaar. 1969 ff. Ca. 120 Bände geplant. Einleitungsbände (Bolzano-Biographie, -Bibliographie sowie Editionsprinzipien der Gesamtausgabe) und 4 Reihen: I. Schriften, die zu Lebzeiten Bolzanos erschienen sind; II. Nachlaß: A. Nachgelassene Schriften, B. Wissenschaftliche Tagebücher; III. Briefwechsel; IV. Dokumente.

*Johann Gottlieb Fichte: Gesamtausgabe
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*

Herausgegeben von Reinhard Lauth, Erich Fuchs und Hans Gliwitzky †. 1962 ff. Insgesamt ca. 40 Großoktav-Bände geplant. Reihen: I. Werke; II. Nachgelassene Schriften; III. Briefe; IV. Kollegnachschriften.

Hegels Vorlesungen über Rechtsphilosophie 1818–1831

Edition in 4 Bänden von Karl-Heinz Ilting, 1973–1974.

Erich Heintel: Gesammelte Abhandlungen

1988–2001. 9 Bände.

Friedrich Heinrich Jacobi: Werke – Briefwechsel – Dokumente

1981 ff.

I. Werke (erscheinen im Felix Meiner Verlag); II. Briefwechsel (Reihe 1: Text; Reihe 2: Kommentar); III. Dokumente zu Leben und Werk.

Melanie Klein: Gesammelte Schriften

Herausgegeben von Ruth Cycon unter Mitarbeit von Hermann Erb.

1995–2002. 4 in 6 Bänden.

Melanchthons Briefwechsel

Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Heinz Scheible. 1977 ff.

Ca. 47 Bände geplant.

Regesten mit Registern und Handschriftenkatalog (ca. 17 Bände); Textedition (30 Bände).

Moses Mendelssohn: Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe

Begonnen von Ismar Elbogen s. A., Julius Guttmann s. A. und Eugen

Mittwoch s. A. Fortgesetzt von Alexander Altmann s. A., Eva J. Engel in

Gemeinschaft mit Michael Albrecht, Fritz Bamberger, Haim Borodianski

(Bar-Dayan), Michael Brocke, Daniel Krochmalnik, Hans Lausch, Reuven

Michael, Gisbert Porstmann, Simon Rawidowicz s. A., Heinrich Simon,

Bruno Strauss s. A., Leo Strauss s. A. und Werner Weinberg s. A. 1972 ff. Ca. 28

in 37 Bänden geplant.

Editionen und Reihen

Der Platonismus in der Antike

Grundlagen – System – Entwicklung

Begründet von Heinrich Dörrie †. Fortgeführt von Matthias Baltes unter Mitarbeit von Friedhelm Mann. 1987 ff. Ca. 8 in 9 Bänden geplant.

Karl Leonhard Reinhold: Korrespondenzausgabe

Herausgegeben von Kurt Hiller und Wolfgang Schrader †. 1983 ff. Ca. 6 Bände geplant.

Johannes Reuchlin: Briefwechsel

Herausgegeben von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Stadt Pforzheim. 1999 ff. 4 Bände geplant.

Johannes Reuchlin: Briefwechsel Leseausgabe

In deutscher Übersetzung von Adalbert Weh. Im Auftrag und mit Unterstützung der Stadt Pforzheim. 2000 ff. 4 Bände geplant.

Iulius Caesar Scaliger: Poetices libri septem

Sieben Bücher über die Dichtkunst

Lateinisch-deutsche Ausgabe. Unter Mitwirkung von Manfred Fuhrmann herausgegeben, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira. 1994 ff. 6 Bände geplant.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

Historisch-kritische Ausgabe

Im Auftrag der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Hans Michael Baumgartner †, Wilhelm G. Jacobs, Jörg Jantzen, Hermann Krings, Francesco Moiso und Hermann Zeltner †. 1976 ff. Ca. 55 Bände geplant.

Reihen: I. Werke; II. Nachlaß; III. Briefe.

Wilhelm Schickard: Briefe

Herausgegeben von Friedrich Seck. 2002. 2 Bände.

Anthony Ashley Cooper, Third Earl of Shaftesbury
Standard Edition

Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe und nachgelassene Schriften. In englischer Sprache mit deutscher Übersetzung. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Wolfram Benda, Wolfgang Lottes, Friedrich A. Uehlein und Erwin Wolff. Beratende Mitherausgeber: A. Owen Aldridge und Karl Josef Höltgen. 1981 ff. Ca. 21 Bände geplant.

Reihen: I. Works: Aesthetics; II. Works: Moral and Political Philosophy; III. Letters; IV. Commentaries; V. Documents and Indexes.

Supplementum Platonicum

Die Texte der indirekten Platon-Überlieferung

Begründet von Konrad Gaiser. Fortgeführt von Thomas A. Szlezák in Verbindung mit dem Platon-Archiv, Tübingen, und dem Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Neapel. 1988 ff. 9 Bände geplant.

Carl Gottlieb Svarez: Gesammelte Schriften

Herausgegeben von Peter Krause in Verbindung mit der Forschungsstelle Vernunftrecht und Preußische Rechtsreform an der Universität Trier. 1996 ff. Ca. 27 Bände geplant.

Erste Abteilung: Eigene Werke; Zweite Abteilung: Die Preußische Rechtsreform (I. Das Allgemeine Landrecht: Die Texte; II. Die Materialien zur Preußischen Rechtsreform; III. Bibliographie zur Preußischen Kodifikation).

Valentin Weigel: Sämtliche Schriften. Neue Edition

Begründet von Will-Erich Peuckert und Winfried Zeller. Im Auftrag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, herausgegeben von Horst Pfefferl. 1996 ff. 15 Bände geplant.

Reihen und Periodika

Allgemeine Zeitschrift für Philosophie (AZP)

Herausgegeben im Auftrag der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland e.V. (AGPD) von Tilman Borsche. Wissenschaftlicher Beirat: Günter Abel, Günther Bien, Gerd-Günther Grau, Kurt Hübner, Matthias Kaufmann, Wolfgang Kluxen, Theo Kobusch, Ralf Konersmann, Hermann Lübke, Odo Marquard, Otto Pöggeler, Hans Poser, Herbert Schnädelbach, Thomas M. Seebohm, Josef Simon, Rainer Specht, Pirmin Stekeler-Weithofer, Wolfgang Wieland. Redaktion: Christof Kalb und Christian Strub. 1976 ff.

Arbeiten und Editionen zur Mittleren Deutschen Literatur (AuE). Neue Folge

Herausgegeben von Hans-Gert Roloff. 1998 ff.

Aufklärung und Revolution

Beiträge zur Geschichte des bürgerlichen Zeitalters
Herausgegeben von Axel Kuhn. 1988 ff.

Clavis Pansophiae

Eine Bibliothek der Universalwissenschaften in Renaissance und Barock
Herausgegeben von Charles Lohr und Wilhelm Schmidt-Biggemann. 1994 ff.

Collegium Philosophicum

In Verbindung mit Fritz Hartmann, Eilert Herms und Robert Spaemann
herausgegeben von Vittorio Hösle, Peter Koslowski, Gerhard Kruijff und
Richard Schenk. 1995 ff.

Die Reihe stellt die Ergebnisse der Tagungen des Collegium Philosophicum am Forschungsinstitut für Philosophie Hannover vor.

Commentaria in Aristotelem Graeca

Versiones Latinae temporis resuscitatarum litterarum (CAGL)

Herausgegeben von Charles Lohr. 1990 ff. Ca. 30 Bände geplant.

Doctrina et Pietas (DeP)

Zwischen Reformation und Aufklärung

Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Johann Anselm Steiger.

1997 ff. Ca. 14 Bände geplant.

Abteilung I: Johann Gerhard-Archiv; Abteilung II: Varia.

Elea

Herausgegeben vom Istituto Italiano per gli Studi Filosofici (Neapel). 1984 ff.

Diese Reihe bietet Untersuchungen zur Philosophiegeschichte und Beiträge zum systematischen Denken.

Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung (FMDA)

Herausgegeben von Norbert Hinske, Lothar Kreimendahl und Clemens Schwaiger. 1982 ff.

Abteilung I: Texte zur Philosophie der deutschen Aufklärung; Abteilung II: Monographien; Abteilung III: Indices.

Forschungen und Materialien zur Universitätsgeschichte (FMU)

Herausgegeben von Michael Oberhausen und Riccardo Pozzo. Wissenschaftlicher Beirat: Bruno Bianco, Università di Trieste – Jean-François Courtine, École Normale Supérieure, Paris – Norbert Hinske, Universität Trier – Helga Robinson-Hammerstein, Trinity College, Dublin. 1999 ff.

Abteilung I: Quellen zur Universitätsgeschichte; Abteilung II: Forschungen zur Universitätsgeschichte.

Editionen und Reihen

Freidenker der europäischen Aufklärung

Herausgegeben von Winfried Schröder. 1995 ff.

Abteilungen: I: Texte; II: Materialien; III: Untersuchungen.

Freud heute

Wendepunkte und Streitfragen

Herausgegeben von Joseph Sandler †. 1996 ff.

Jeder Band der Reihe ›Freud heute‹ präsentiert einen klassischen Text von Sigmund Freud, den prominente Praktiker und Theoretiker der Psychoanalyse aus verschiedenen Ländern kommentieren.

frommann-holzboog: ästhetik

2000 ff.

frommann-holzboog Studentexte (fbS)

Die Studentexte enthalten eine Auswahl unserer kritischen, aus den Quellen edierten Ausgaben. Sie bieten dem Leser einen verlässlichen Text, ergänzt durch Einleitungen bzw. Kommentare auf dem neuesten Forschungsstand. 2000 ff.

Frommanns Klassiker der Philosophie

1896 – 1987.

Fundamenta Historica

Texte und Forschungen

Herausgegeben von Georg G. Iggers, Peter Hanns Reill, Jörn Rüsen und Hans Schleier. Die Reihe ›Fundamenta Historica‹ dokumentiert das Selbstverständnis und die geschichtliche Entwicklung der Kulturwissenschaften. 1990 ff.

Grammatica Speculativa (GS)

Sprachtheorie und Logik des Mittelalters

Texte und Untersuchungen. Begründet von Jan Pinborg, herausgegeben von Klaus Jacobi und Corneille Henri Kneepkens. 1977 ff.

Grammatica Universalis (GU)

Meisterwerke der Sprachwissenschaft und der Sprachphilosophie

Eingeleitet und herausgegeben von Herbert E. Brekle. 1966–1991. 20 Bände.

Jahrbuch der Psychoanalyse

Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte

Unter Mitwirkung von Wolfgang Berner, Kurt R. Eissler †, Piet C. Kuiper, M. Egle Laufer, Paul Parin, Léon Wurmser herausgegeben von Friedrich-Wilhelm Eickhoff, Hermann Beland, Claudia Frank, Ilse Grubrich-Simitis, Ludger M. Hermanns, Helmut Hinz, Albrecht Kuchenbuch, Edeltrud Meistermann-Seeger † und Horst-Eberhard Richter. Redaktionelle Mitarbeit: Elisabeth Eickhoff. 1960 ff.

Jahrbuch der Psychoanalyse. Beibefte

1982 ff.

Kultur und Gesellschaft (KG)

Neue historische Forschungen

Herausgegeben von Richard van Dülmen. 1976 ff.

Die Reihe thematisiert die geschichtliche, aus der Dialektik von Kultur und Gesellschaft gewachsene Konstitution unserer modernen Welt.

legenda

Herausgegeben von Günther Holzboog. 1993 ff.

Die Reihe will zur Lektüre philosophischer Werke verführen.

Medizin und Philosophie (MPb)

Beiträge aus der Forschung. Herausgegeben von Nelly Tsouyopoulos, Ludwig Siep und Urban Wiesing. 1995 ff.

Medizin und Philosophie haben seit der Antike fruchtbar zusammengearbeitet und sich gegenseitig erhellt – eine Wechselbeziehung, die in unserer Zeit wieder besondere Bedeutung erlangt hat. In der Reihe ›Medizin und Philosophie‹

Editionen und Reihen

werden Arbeiten veröffentlicht, die aktuelle Fragen aufgreifen sowie historische Entwicklungen untersuchen.

Mystik in Geschichte und Gegenwart (MyGG)

Texte und Untersuchungen

Herausgegeben von Margot Schmidt und Helmut Riedlinger. 1985 ff.

Die Buchreihe öffnet sich der Mystik in allen ihren Erscheinungsformen. In der Christlichen Mystik hat die Reihe ihren Schwerpunkt.

Abteilung I: Christliche Mystik

Natur und Philosophie (NPh)

Texte und Untersuchungen

Herausgegeben von Dietrich von Engelhardt. 1995 ff.

Die Beziehung des Menschen zur Natur ist in der Moderne zu einem zentralen Thema geworden – auf der Ebene des unmittelbaren praktischen Umganges mit der Natur wie in ihrer wissenschaftlichen Erforschung und ihrem theoretischen Verständnis. Diese Reihe vereinigt wichtige Quellen und Studien von der Renaissance bis in die Gegenwart.

Neuzeit im Aufbau (NiA)

Darstellung und Dokumentation

Herausgegeben von Richard van Dülmen, Jörn Rüsen und Winfried Schulze. 1974 ff.

»Neuzeit im Aufbau« bringt Arbeiten im Gesamtfeld der historischen Human- und Sozialwissenschaften; die Bände sind als Arbeitsbücher aufgebaut aus Darstellung, Textdokumentation und Bibliographie.

Philosophische Clandestina der deutschen Aufklärung

Texte und Dokumente

Begründet von Martin Pott. Herausgegeben von Winfried Schröder. 1992 ff.

I. Texte und Dokumente; II. Supplementa.

problemata

Herausgegeben von Günther Holzboog. 1971 ff.

Die Reihe versteht sich als ein Marktplatz, auf dem akute Probleme und Interessen offen – nach den Spielregeln der Wissenschaft, aber frei von Fachgrenzen – verhandelt werden.

Quaestiones

Themen und Gestalten der Philosophie

Herausgegeben von Günther Holzboog. 1991 ff.

Die Buchreihe widmet sich nur der Philosophie, im Unterschied zu den »problemata«, die interdisziplinär orientiert sind.

Schellingiana

Quellen und Abhandlungen zur Philosophie F. W. J. Schellings

Herausgegeben von Walter E. Ehrhardt und Jochem Hennigfeld im Auftrag der Internationalen Schelling-Gesellschaft. 1989 ff.

Die »Schellingiana« wollen die Kenntnis der Schellingschen Philosophie und ihre Erforschung fördern. In der Reihe sollen Beiträge zur Schellingforschung, Editionen, Nachdrucke und auch Studententexte erscheinen.

Specula

Herausgegeben von Günther Holzboog. 1978 ff.

Werk und Wirkung großer Denker im »Spiegel« der Forschung.

Spekulation und Erfahrung (SuE)

Texte und Untersuchungen zum Deutschen Idealismus

Herausgegeben in Verbindung mit den Institutionen: Fichte-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München – Hegel-Archiv der Ruhr-Universität, Bochum – Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Napoli – Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München. 1986 ff.

Abteilung I: Texte; Abteilung II: Untersuchungen.

Editionen und Reihen

Studiolo

Herausgegeben von Michael Zöllner. 1999 ff.

Die aus der Kooperation zwischen den Verlagen Tropen und frommann-holzboog entstandenen Bücher stehen für einen spielerischen Umgang mit akademischen und wissenschaftlichen Themen.

Werkstatt Bionik und Evolutionstechnik

Herausgegeben von Ingo Rechenberg. 1994 ff.

In einer Werkstatt wird gehämmert, gefeilt, geschabt, gebohrt ... In einer Werkstatt – erdumspannend – arbeitet auch die Evolution. Nach drei Milliarden Jahren prüft nun der Mensch die Produkte. Denn die Techniken des Lebens sind nicht nur raffiniert, sie sind auch in die Umwelt eingepaßt.

Neudrucke

Johann Heinrich Alsted: Encyclopaedia

Septem tomis distincta. Faksimile-Neudruck der Ausgabe Herborn 1630 mit einem Vorwort von Wilhelm Schmidt-Biggemann und einer Bibliographie von Jörg Jungmayr. 1989–1990. 7 in 4 Bänden.

Anselm von Canterbury: Opera omnia

Herausgegeben von P. Franciscus Salesius Schmitt O. S. B., Abtei Wimpfen. (Prolegomena seu Ratio editionis und Reprint der sechsbändigen Ausgabe Seckau/Rom/Edinburgh 1938 bis 1961.) 2., unveränderte Auflage 1984. 2 Bände.

The Works of Francis Bacon

Collected and edited by James Spedding, Robert Leslie Ellis and Douglas Denon Heath. London 1857 bis 1874. Reprint. 1961–1991. 14 Bände (einschließlich Briefe und Biographie).

Jacob Böhme: Sämtliche Schriften

1730. Reprint. Herausgegeben von Will-Erich Peuckert. 1957–1992. 11 Bände.

Jordani Bruni Nolani Opera Latine Conscripta

Reprint der Ausgabe von F. Fiorentino, F. Tocco u. a., Neapel und Florenz 1879–1891. 1961–1962. 3 in 8 Bänden.

Editionen und Reihen

Hieronymi Cardani Opera Omnia

Lugdunum (Lyon) 1663. Reprint. Mit einer Einleitung von August Buck. 1966. 10 Bände.

Edward Lord Herbert of Chisbury: Hauptwerke

Herausgegeben und eingeleitet von Günter Gawlick. 1966–1971. 3 Bände.

Marie Jean Antoine de Condorcet: Œuvres

Reprint der Ausgabe von A. Condorcet O'Connor und F. Arago. Paris 1847–1849. 1968. 12 Bände.

Deutsche Autobiographien

Dokumente zum bürgerlichen oppositionellen Selbstbewußtsein von der Aufklärung bis zur Revolution 1848. Herausgegeben von Bernd Neumann. 1975 ff.

Johann Christian Edelmann: Sämtliche Schriften

In Einzelausgaben herausgegeben von Walter Grossmann. 1969–1987. 12 in 13 Bänden.

Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences,

des Arts et des Métiers, par une société de gens de lettres

Mis en ordre & publié par Diderot & par D'Alembert. Paris 1751–1780. Reprint. 1966–1968. 35 Bände (21 Textbände, einschließlich 4 Supplementbände, 12 Tafelbände, einschließlich 1 Supplementband, sowie 2 Registerbände).

Erasmus von Rotterdam: Novum instrumentum

Basel 1516. Faksimile-Neudruck. Mit einer historischen, textkritischen und bibliographischen Einleitung von Heinz Holeczek. 1986.

Ludwig Feuerbach: Sämtliche Werke

Herausgegeben von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl. Stuttgart 1903–1911. Reprint. Eingeleitet von Karl Löwith. Mit drei von Hans-Martin Sass herausgegebenen Ergänzungsbänden. 1959–1963. 13 in 12 Bänden.

Petrus Gassendi: Opera Omnia

Lugdunum (Lyon) 1658. Reprint. Mit einer Einleitung von Tullio Gregory. 1964. 6 Bände.

Hugo Grotius: Opera Omnia Theologica

Amsterdam 1679. Reprint. 1972. 4 Bände.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Sämtliche Werke

Jubiläumsausgabe auf Grund des von Ludwig Boumann, Friedrich Förster, Eduard Gans, Karl Hegel, Leopold von Henning, Heinrich Gustav Hotho, Philipp Marheineke, Karl Ludwig Michelet, Karl Rosenkranz und Johannes Schulze besorgten Originaldruckes neu herausgegeben von Hermann Glockner. 1964–1974. 26 Bände (einschl. Hegel-Monographie und Hegel-Lexikon von Hermann Glockner).

Isaac Newton: Opera quae exstant omnia

Commentariis illustrabat Samuel Horsley. London 1779–1785. Reprint. 1964. 5 Bände.

Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia

ut sunt in Indice Thomistico; additis 61 scriptis ex aliis medii aevi auctoribus; curante Roberto Busa S. J. 1980. 7 Bände.

Volksaufklärung. Ausgewählte Schriften

Herausgegeben von Holger Böning und Reinhart Siegert. 1992 ff. Ca. 13 Bände geplant.

Bibliographien und Nachschlagewerke

Rainer A. Bast und Heinrich P. Delfosse

Handbuch zum Textstudium von Martin Heideggers ›Sein und Zeit‹

1980 ff. 2 Bände geplant.

Die Bibelsammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart

1984 ff. Ca. 17 Bände in 5 Abteilungen geplant.

Die Bibelsammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart ist die größte Sammlung von Bibeldrucken auf dem europäischen Kontinent, im Bereich der Inkunabeln und Altdrucke ist sie eine der bedeutendsten Sammlungen der Welt. Die Sammlung wird laufend durch Erwerbung alter und neuer Bibelausgaben ergänzt.

Abteilungen: I: Polyglotte Bibeldrucke und Drucke in den Grundsprachen.

I,1: Polyglotte Bibeldrucke; I,2: Hebräische Bibeldrucke; I,3: Griechische Bibeldrucke; I,4: Lateinische Bibeldrucke; II: Deutsche Bibeldrucke; III: Bibeldrucke in anderen Sprachen; IV: Illustrierte Bibeldrucke; V: Gesamtregister.

Die Deutsche Literatur (DDL)

Biographisches und bibliographisches Lexikon in sechs Reihen. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Hans-Gert Roloff.

1998 ff. Reihen: I: Die Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1450;

II: Die Deutsche Literatur zwischen 1450 und 1620; III: Die Deutsche

Literatur zwischen 1620 und 1720; IV: Die Deutsche Literatur zwischen

1720 und 1830; V: Die Deutsche Literatur zwischen 1830 und 1890; VI:

Die Deutsche Literatur zwischen 1890 und 1990.

Reihenstruktur: Abteilung A: Autorenlexikon; Abteilung B: Forschungsliteratur, Teil I: Allgemeine Forschungsliteratur, Teil II: Autoren, Teil III: Nachbargebiete.

Günter Birtsch / Michael Trauth / Immo Meenken

Grundfreiheiten – Menschenrechte, 1500–1850

Eine internationale Bibliographie. 1991–1992. 5 Bände.

Holger Böning: Deutsche Presse

Biobibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften. 1996 ff. Ca. 40 Bände geplant.

Holger Böning / Reinhart Siegert: Volksaufklärung

Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. 1990 ff. Ca. 4 in 5 Bänden geplant.

Joachim Dyck und Jutta Sandsted

Quellenbibliographie zur Rhetorik, Homiletik und Epistolographie des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum

1996. 3 Bände.

Internationale Hölderlin-Bibliographie (IHB)

auf der Grundlage der Neuerwerbungen des Hölderlin-Archivs der Württembergischen Landesbibliothek. Quellen und Sekundärliteratur. Rezeption und Rezensionen. Herausgegeben vom Hölderlin-Archiv. Bearbeitet von Werner Paul Sohnle und Marianne Schütz. 1984–2001. 12 Bände.

Editionen und Reihen

Robert Jamison und Joachim Dyck: Rhetorik – Topik – Argumentation

Bibliographie zur Redelehre und Rhetorikforschung im deutschsprachigen Raum 1945 bis 1979/80, 1983.

Vulgata-Konkordanz

Novae Concordantiae Bibliorum Sacrorum iuxta vulgatam versionem critice editam quas digessit Bonifatius Fischer O.S.B. 1976–1977. 5 Bände.

Verzeichnis der Autoren

© 2017 frommann-holzboog e.K.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Jan Berg, Prof. Dr., 1962 Privatdozent für Theoretische Philosophie an der Universität Stockholm, 1962–64 Assistant Professor an der Universität Minnesota, Minneapolis (U.S.A.), 1965–68 Universitätsdozent an der Universität Stockholm, 1969–96 ordentlicher Professor der Philosophie an der Technischen Universität München, Mitherausgeber der *Bernard Bolzano-Gesamtausgabe* (frommann-holzboog 1969 ff.).

Günther Bien ist Professor für Philosophie an der Universität Stuttgart und Kuratoriumsvorsitzender der Katholischen Akademie Stuttgart-Hohenheim. Studium der Philosophie, Klassischen Philologie, Soziologie und der Mathematischen Logik. Forschungsschwerpunkt: Praktische Philosophie.

Michael Brüggem wurde 1935 in Lübeck geboren, in München 1964 promoviert, 1975 habilitiert und 1984 außerplanmäßiger Professor für Philosophie. Er ist Mitherausgeber der *Gesamtausgabe des Briefwechsels Jacobis* (frommann-holzboog 1981 ff.).

Roberto Busa, born in Vicenza (Italy) in 1913. Entered the Jesuit order in 1933, ordained in 1940. PhD in philosophy at the Pont. Gregorian University (Roma) in 1946; he taught at the Philosophy Dept. of the Aloisianum in Gallarate (near Milano), at the Pont. Gregorian University (Rome) and at the Catholic University (Milano); editor of the *Index Thomisticus* (frommann-holzboog 1974–1980, 56 volumes).

Matthias Dall'Asta, geb. 1963 in Hannover, Klassischer Philologe, seit 1994 Mitarbeiter an der Forschungsstelle »Edition des Reuchlin-Briefwechsels« in Pforzheim (Heidelberger Akademie der Wissenschaften). Band 1 dieser Ausgabe ist 1999 im Verlag frommann-holzboog erschienen.

Friedrich-Wilhelm Eickhoff, Dr. med., Psychoanalytiker in Tübingen, Lehr- und Kontrollanalytiker der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung, Mitglied der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, Stellvertretender Vorsitzender

Verzeichnis der Autoren

des Vereins »Archiv zur Geschichte der Psychoanalyse«, Mitherausgeber des *Jahrbuchs der Psychoanalyse* (frommann-holzboog 1960 ff.).

Eva J. Engel, Dr. phil., em. o. Prof., Studium der Geisteswissenschaften in London und Cornell; Universitätslehrfähigkeit in London, Cambridge, Keele, Harvard, Boston Univ., Wellesley College; Seit 1972 Mitarbeiterin der *Moses Mendelssohn Ausgabe* (frommann-holzboog 1972 ff.) und seit 1987 deren Gesamtherausgeberin.

Claudia Frank, Priv.-Doz. Dr. med., Nervenärztin, Psychoanalytikerin (DPV/ IPA) in eigener Praxis in Stuttgart. Zuvor viele Jahre an der Abteilung für Psychoanalyse, Psychotherapie und Psychosomatik der Universität Tübingen, zuletzt als Kommissarische Leiterin. Guest Mentor der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft. Monographie: *Melanie Kleins erste Kinderanalysen – die Entdeckung des Kindes als Objekt sui generis von Heilen und Forschen* 1999 (frommann-holzboog). Mitherausgeberin des *Jahrbuchs der Psychoanalyse* (frommann-holzboog 1960 ff.).

Erich Fuchs, Dr. phil., geb. 1945 in Rohrbach (Oberösterreich); Studium der Neueren Geschichte, Politologie, dann Germanistik, Latein und Philosophie an der LMU München. Promotion 1972; ab 1973 Mitarbeiter an der *J. G. Fichte-Gesamtausgabe* der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (frommann-holzboog 1962 ff.), seit 1996 Mitherausgeber.

Manfred Fuhrmann, Dr. phil., em. o. Prof. an der Universität Konstanz, geb. 1925 in Hiddesen. Promotion 1953, Habilitation 1959 in Freiburg im Breisgau. Ordentlicher Professor in Kiel 1962–1966. Von 1966 bis 1990 ordentlicher Professor in Konstanz, 1990 emeritiert. Forschungsschwerpunkte: Römische Literatur, Rezeption der Antike. Manfred Fuhrmann ist Mitherausgeber von *Iulius Caesar Scaliger: Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst* (frommann-holzboog 1994 ff.).

Norbert Hinske, Dr. Dr. h. c., ist emeritierter Professor der Philosophie an der Universität Trier, korrespondierendes Mitglied der Accademia Senese degli Intronati sowie Ehrenmitglied der Japanischen Kantgesellschaft. Er ist Herausgeber des Trierer Kant-Indexes (frommann-holzboog 1986 ff.) und Autor des Buches über *Lebenserfahrung und Philosophie* (frommann-holzboog 1985).

Eckhart Holzboog, geb. 1961 in Stuttgart, Verlagsbuchhändler-Lehre, Studium der Philosophie und Kunstgeschichte in Stuttgart und Köln; seit 1995 im frommann-holzboog Verlag tätig, wird er 1999 mit der Geschäftsleitung betraut.

Jörg Jantzen, apl. Prof. für Philosophie an der Universität München; geschäftsführender Herausgeber der *Historisch-Kritischen Schelling-Ausgabe* bei der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (frommann-holzboog 1976 ff.); Präsident der Internationalen Schelling-Gesellschaft.

Tina Koch, M. A., Studium der Philosophie und Germanistik in Trier, Jena, Tübingen und Oxford; seit 2000 Lektorin im Verlag frommann-holzboog; Lehrbeauftragte der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Johanna Loehr, geb. 1966, Dr. phil., studierte Klassische Philologie und ev. Theologie und ist seit 1996 Mitarbeiterin, seit 1997 Leiterin der Melanchthon-Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

von Lucius, Dr. W. D., geb. 1938. Studium der Volkswirtschaftslehre in Heidelberg, Berlin und Freiburg. Dr. rer. pol. 1967. 1969–1996 geschäftsführender Gesellschafter des Gustav Fischer Verlags als Urenkel des Gründers. 1996 Gründung der Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft, die das wirtschaftswissenschaftliche Programm von Gustav Fischer fortführt. Zahlreiche ehrenamtliche Positionen im Börsenverein und anderen buchbezogenen Organisationen. Vorstandsmitglied der Deutschen Schillergesellschaft und der Maximilian Gesellschaft, Aufsichtsratsvorsitzender des Carl Hanser Verlags.

Verzeichnis der Autoren

Takeshi Nakazawa, M. A., geboren 1963 in Nagano (Japan), studierte Philosophie von 1983 bis 1995 an der Waseda Universität in Tokio. Veröffentlichungen (auf Japanisch) über Kant und Nietzsche.

Horst Pfefferl, geb. in Nidderau-Ostheim (Hessen), Studium der Theologie und Germanistik, Staatsexamen 1978, Dr. phil. 1991, Publikationen zu Valentin Weigel und zum Paracelsismus; seit 1982 Herausgeber der kritischen Ausgabe *Valentin Weigel. Sämtliche Schriften* (frommann-holzboog 1962 ff.), seit 1995 in dieser Funktion als hauptamtlicher Mitarbeiter für das Projekt mit der Modifizierung *Neue Edition* bei der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, beschäftigt.

Hans-Gert Roloff, Dr. phil., Dr. h. c., geb. 1932, ordentlicher Professor em. für Mittlere Deutsche Literatur, zuletzt FU Berlin; Lehr- und Forschungsgebiete: Mittlere Deutsche Literatur (unter Einschluß des Neulateinischen), Literaturwissenschaftliche Grundlagenforschung (Editionswissenschaft, Lexikographie, Informationswesen). Herausgeber der *Berliner Ausgaben* (frommann-holzboog), des Lexikons *Die Deutsche Literatur* (frommann-holzboog 1998 ff.) und der *Arbeiten und Editionen zur Mittleren Deutschen Literatur* (frommann-holzboog 1998 ff.).

Heinz Scheible, geb. 1931, Dr. Dr. theol. h. c., ist Herausgeber der kritischen und kommentierten Gesamtausgabe von *Melanchthons Briefwechsel* (frommann-holzboog 1977 ff.). Von 1963 bis 1997 leitete er die Melanchthon-Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Margot Schmidt, geb. 1924 in Berlin, studierte Deutsch, Philosophie, Englisch, Französisch in Freiburg, Fribourg/Schweiz, Innsbruck, Genf. Promotion in Deutsch 1952. Studium der Theologie in München, Regensburg. Seit 1979 Dr. phil., Forschungsvorhaben: Geistliche Literatur des Mittelalters, Askese, Mystik an der Katholischen Universität Eichstätt, Theologische Fakultät; Herausgeberin der Reihe *Mystik in Geschichte und Gegenwart* (frommann-holzboog 1985 ff.)

Wilhelm Schmidt-Biggemann, geb. 1946, Professor für Philosophie an der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Geschichts- und Religionsphilosophie, Geschichte der Universalwissenschaften, Philologiegeschichte. Herausgeber der *Gesammelten Schriften Johann Valentin Andreaes* (frommann-holzboog 1994 ff.) und der Reihe *Clavis Pansophiae* (frommann-holzboog 1955 ff.).

Horst Schröpfer, Dr. phil. habil., geb. 1938 in Ilmenau (Thüringen), Studium der Geographie, Geschichte, Astronomie und Philosophie, 1973–1997 Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Jena, seit 1989 dort Dozent, 1997–2000 Mitarbeiter des Faches Philosophie der Universität Trier innerhalb des Forschungsprojekts *Christian Gottfried Schütz – sein streitbares Wirken im Dienst der Philosophie Kants*. Mitherausgeber des Bandes *Der Aufbruch in den Kantianismus* (frommann-holzboog 1995).

Friedrich Seck, Dr. phil., Bibliotheksdirektor a. D., geboren 1936 in Hannover, studierte Chemie, Philosophie, Klassische Philologie. Promotion in Hamburg 1965; 1969 bis 2001 tätig in der Universitätsbibliothek Tübingen; Veröffentlichungen über Isokrates, Kepler, Schickard, Buch- und Bibliothekswesen; Herausgeber von *Wilhelm Schickards Briefwechsel* (frommann-holzboog 2002).

Thomas A. Szlezák, Prof. Dr., Ordinarius für griechische Philologie und Direktor des Platon-Archivs der Universität Tübingen. Herausgeber der Reihe *Supplementum Platonicum* (frommann-holzboog 1988 ff.) und Autor des Buches *Platon lesen* (frommann-holzboog 1993).

Michael Trauth, Dr. phil., Jahrgang 1950, Studium der klassischen Philologie und Geschichte in Heidelberg und Trier, von 1978 bis 1983 Mitarbeiter in einem Projekt an der Universität Trier zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte in Europa in der Frühen Neuzeit, von 1983 bis 1984 Mitarbeiter am Lehrstuhl Birtsch in Trier (Geschichte der Frühen Neuzeit), seit 1984 tätig im Rechenzentrum der Universität Trier als Betreuer des EDV-Einsatzes in den Geisteswissenschaften.

Verzeichnis der Autoren

Friedrich A. Uehlein, Prof. Dr., Philosophisches Seminar II der Universität Freiburg und Shaftesbury-Forschungsstelle der Universität Erlangen-Nürnberg. Hauptarbeitsgebiete: Antike griechische Philosophie, Metaphysical Undercurrents in British Philosophy, Philosophie der Subjektivität, Ästhetik. Wissenschaftlicher Leiter der *Shaftesbury Standard Edition* (frommann-holzboog 1981 ff.)

Personenregister

Das Register erfasst in der Regel weder die Autoren der zitierten Sekundärliteratur
noch die Verfasser der Beiträge des Bandes.

- Achilleus Tatios 97
 Adickes, Erich 14, 188
 Aischylos 53
 Alsted, Johann Heinrich 142
 Altmann, Alexander 141, 261
 Anakreon 96
 Anna, Königin von Großbritannien 258
 Antoninus Liberalis 97
 Apollonios von Tyana 97
 Aristobulos 215 f., 218 f., 221
 Aristophanes 53
 Aristoteles 285–290
 Arndt, Johann 35
 Arnold, Theodor 19, 40
 Atticus, Titus Pomponius 278
 Augustinus, Aurelius 302
- Bacon, Francis 139
 Bahrdt, Carl Friedrich 13, 42
 Bardili, Christoph Gottlieb 143
 Baumgarten, Alexander Gottlieb 182 f.
 Baumgarten, Sigmund Jakob 41 f.
 Bayle, Pierre 139
 Beck, Jacob Sigmund 75
 Becker, Rudolf Zacharias 92
 Bernhard von Clairvaux 208
 Beyer, Johann Georg 19, 40
 Biedermann, Benedikt 234
 Biester, Johann Erich 51
 Blyenbergh, Willem van 276
 Bloch, Ernst 309
 Boehm, Felix 319
 Böhme, Jacob 139
 Boissérée, Sulpiz 115
 Bollin, Wilhelm 87
 Bolzano, Bernard 12, 14, 281–284
 Brecht, Karen 319
 Breitkopf, Johann Gottlieb Immanuel 50
 Brunck, Richard Franz Philipp 96
 Bruno, Giordano 139
 Büsching, Anton Friedrich 41
 Buhr, Manfred 269
- Burgo, von (Lektor) 208
 Butler, Samuel 256
- Caesar, Gaius Julius 278
 Campe, Joachim Heinrich 93
 Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar-
Eisenach 21, 50
 Cassius Longinus, Gaius 278
 Cato (d. J.), Marcus Porcius 273, 278
 Chargaff, Erwin 155
 Christ, Karl 218
 Chrobak, Rudolf 294
 Chrysipp(os) 275
 Cicero, Marcus Tullius 53, 92, 273–276, 278
 Classen, Johannes 98
 Claudius Aelianus 97
 Closterman, John 251
 Cohn, Jonas 14
 Cotta, Johann Friedrich 85, 104, 110,
118–120, 126, 128–130
- Daguerre, Louis Jacques Mandé 200
 Darby, John 251
 Darnmann, Carl 21, 66
 Dendeler, Johann Jacob 19, 40
 Diederichs, Eugen 28, 84, 86
 Dietrich von Apolda 208
 Diez, Heinrich Friedrich von 108
 Dionysios, Tyrann von Syrakus 195–197
 Döring, Friedrich Wilhelm 98
 Dominikus, Hl. 208
- Eberhard, Johannes August 175
 Eckermann, Johann Peter 13, 85, 140
 Eckstein, Emma 294
 Eco, Umberto 154
 Eissler, Kurt R. 293, 307, 312–316
 Eitingon, Max 317–319, 323
 Engel, Johann Jacob 51
 Engel, Otto 14
 Epaminondas 279
 Epiktet 276

Personenregister

- Ermer, C. 124, 126
Ernesti, Johann August 54, 90
Ernst II., Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg 50, 52
Eugen III., Papst 208
Euklid 281
Euripides 53, 278
Eusebios 216–219, 221
- Färber, Johann Michael Christoph 110
Fechner, Gustav Theodor 87
Fenichel, Otto 305 f.
Feßler, Ignatius Aurelius 54–56
Feuerbach, Ludwig 13, 87, 139
Fichte, Immanuel Hermann 268
Fichte, Johann Gottlieb 13 f., 67, 73, 75 f., 139, 141, 143, 267–270, 274, 279, 285
Fließ, Wilhelm 294, 307
Fludd, Robert 245–250
Forberg, Friedrich Karl 58
Freud, Anna 299, 323
Freud, Sigmund 293–305, 307–309, 312, 320 f.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 35
Fries, Jakob Friedrich 285
Frommann, Carl Friedrich Ernst 11–13, 20 f., 27, 43, 49–54, 56–59, 61 f., 65–82, 84–87, 98, 103, 109, 114–118, 121, 128–130, 140
Frommann, Dorothea Elisabeth geb. Steinbart 19, 33
Frommann, Dorothea Sophia geb. Lachmann 41
Frommann, Friedrich Johannes 13, 21 f., 27, 85
Frommann, Gottlob Benjamin 15, 19, 29, 31 f., 33, 37, 39 f.
Frommann, Johann Carl 20, 31, 40 f.
Frommann, Johanna Charlotte geb. Wesselhöft 84, 105, 115
Frommann, Nathanael Sigismund 19 f., 39–43, 46 f., 50 f.
Fülleborn, Georg Gustav 56–58, 62
Fürstenberg, Franz Friedrich Wilhelm Freiherr von 277
- Galvani, Luigi 78
Garve, Christian 278
Gassée, Jean-Louis 146
Gassendi, Pierre 139
Gedike, Ludwig Friedrich Gottlob Ernst 47, 52, 57
Geißler, Johann Gottfried 90
Gellert, Christian Fürchtegott 47
Georgios Trapezuntios 218 f., 221
Gertrud von Helfta 207–213
Giles, Lee 159
Gils, Pieter 201
Gliwitzky, Hans 270
Glockner, Hermann 14, 87
Gobineau, Arthur 13
Goethe, August von 120, 124
Goethe, Johann Wolfgang von 12 f., 21, 27, 76, 79, 85, 90, 103–133, 140
Goethe, Ottilie von 120
Göschen, Georg Joachim 104, 110
Gottfried, Magister 208
Goytisoló, Juan 152
Greiling, Johann Christoph 62, 68, 73–75
Gribelin, Simon 251, 253 f., 256
Grimm, Jacob 13
Grimm, Wilhelm 13
Guérout, Martial 139
Gutenberg, Johannes 199
Guttman, M. A. 99
- Hafis 123
Hamann, Johann Georg 264
Harpe, Jean François de la 272
Hartknoch, Johann Friedrich 50
Hartung, Gottfried Lebrecht 46
Hauff, Emil 13, 22, 87
Hausleutner, Philipp Wilhelm Gottlieb 271
Hederich, Benjamin 54
Hefele, Hermann 14
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 13, 76, 87, 91, 139
Heinrich, Pater aus Wernigerode 207
Heinrich von Mühlhausen 207
Heliodor(os) 97
Hemsterhuis, Frans 272
Heraklit 176

- Herder, Johann Gottfried 13, 91, 182
 Herz, Marcus 184
 Herzlieb, Christian Friedrich 67
 Herzlieb, Minna (Minchen) 27, 67, 85, 113
 Heyne, Christian Gottlob 90
 Hildegard von Bingen 208
 Hippocrates 215 f., 220
 Hirschberg, Valentinus Theocritus von
 (Pseudonym) s. Mögling, Daniel
 Hölderlin, Friedrich 143
 Homer 95
 Horaz 97, 262
 Hug-Hellmuth, Hermine 321
 Humboldt, Alexander von 13, 51
 Humboldt, Wilhelm von 13, 51, 81, 90
 Huxley, Aldous 145
- Jacob, Hans 268 f.
 Jacobi, Friedrich Heinrich 61, 271–279,
 285–287, 289, 291
 Jacobs, Christian Friedrich Wilhelm 11, 59,
 89–101
 Jaeger, Werner 221
 Jagemann, Ferdinand 105
 Jakob, Ludwig Heinrich 62
 Jean Paul (Johann Paul Friedrich
 Richter) 13, 140
 Jodl, Friedrich 87
 Jordan, Camille 284
 Joseph II., deutscher Kaiser 278
- Kant, Immanuel 32, 34, 43, 46 f., 50, 52–55,
 57–59, 61–63, 65, 67–69, 72–76, 142,
 144, 174 f., 177–184, 189, 264, 285
- Karl der Große 225
 Klein, Melanie 317–325
 Klemens von Alexandria 217
 Kohlstädt, Wilhelm 14, 22
 Kosegarten, Johann Gottfried Ludwig 121,
 123–126
 Krug, Wilhelm Traugott 142
 Kurtz, Hermann 14, 22, 87
 Kypke, Johann David 46
- Lachmann, Dorothea Sophia s. Frommann,
 Dorothea Sophia
 Lachmann, Karl 138
- Lambert, Johann Heinrich 176, 184
 Lanczkowski, Johanna 212
 Lanspergius, Johannes 207
 Lasswitz, Kurt 87
 Lauth, Reinhard 267–269
 Lawrence, Steve 159
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 284
 Lessing, Gotthold Ephraim 91, 262, 272,
 278 f.
 Lieberkühn, Philipp Julius 50
 Liudger, Abt von Werden 225
 Locke, John 43, 46
 Löffler, Josias Friedrich Christian 52, 59 f.
 Löwe, Gottlieb 61
 Longos 97
 Lukian 95
 Lykurg(us) 94
- Mackey, Petrus Paulus Daniel 200
 Mahler, Gustav 15
 Mann, Thomas 293
 Mark Aurel, römischer Kaiser 276–278
 Martin, Gottfried 142, 177
 Marx, Karl 177
 Mattaei, Paul 22
 Maximilian I. Joseph, König von
 Bayern 91
 Mechthild von Magdeburg 208, 210, 212
 Medicus, Fritz 262
 Megasthenes 216–219, 221 f.
 Meier, Georg(e) Friedrich 177, 179 f., 182,
 184 f.
 Melanchthon, Philipp 223–231
 Mellin, Carl Albert Ferdinand 65
 Mellin, Georg Samuel Albert 32, 49 f., 56, 59,
 61 f., 65, 67–75
 Mendelssohn, Georg Benjamin 138
 Mendelssohn, Moses 14, 61, 138, 141,
 261–265, 272, 275, 277
 Merian, Matthäus 239
 Metz, Rudolf 14
 Meyer, Heinrich 120
 Micklethwayte, Thomas 251, 253 f., 259
 Mögling, Daniel 240, 242–244
 Moritz, Carl Philipp 261–266
 Moser, Johann Jacob 37, 39
 Muncker, Franz 138

Personenregister

- Muthmann, Johann 40
Mylius, August 20, 50 f.
- Nadler, Josef 14
Napoleon I., Kaiser der Franzosen 92
Natorp, Paul 13
Nero, Lucius Domitius, römischer Kaiser 278
Neumann, Caspar 40
Neurohr, Johann Anton 177
Newton, Isaac 139
Nicolai, Christoph Friedrich 47, 50
Nikolaus aus Hildesheim, Prior von Halberstadt 208
Nikolaus von Kues 137, 245, 248
Niethammer, Friedrich Immanuel 80–82
- Oliva, Adriano 201
Opitz, Martin 240, 242 f.
- Pange, Pauline de 274
Paracelsus (Theophrastus von Hohenheim) 233
Parthenios 97
Paulsen, Friedrich 13
Perthes, Friedrich 22
Philipp, Landgraf von Hessen-Butzbach 243
Philostrat(os) 97
Platon 147–149, 193–198, 218 f., 221, 285 f., 288 f., 309
Prillwitz, J. C. L. 110
Ptolemaios Philometor 218 f., 221
Pythagoras 215, 219, 221
- Quintus Horatius Flaccus s. Horaz
- Rambach, Johann Jacob 35
Rank, Otto 307
Rath, W.C. 99
Reichardt, Johann Friedrich 51
Reinhold, Karl Leonhard 55, 58, 143, 285
Reuchlin, Johannes 215–222, 245
Ricœur, Paul 300
Rieger, Georg Conrad 35
Riehl, Aloys 13
Ritter, Johann Wilhelm 27, 76–79
Rosenkranz, Karl 75 f.
Rudolf II., deutscher Kaiser 225
- Sacy, Silvestre de 127
Salzmann, Christian Gotthilf 93
Sartre, Jean-Paul 299
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 12 f., 67, 73, 76, 79, 91, 285–292
Schickard, Wilhelm 243
Schiller, Friedrich von 93
Schlabrendorf, Gustav Graf von 42, 47
Schlegel, August Wilhelm 13, 140, 274
Schlegel, Friedrich 13, 140
Schlichtegroll, Friedrich 291
Schlosser, Johanna 277
Schmid, Carl Christian Erhard 55, 68 f., 72 f., 181
Schneider-Saxo, Johann Gottlob 20, 53, 97
Schopenhauer, Arthur 15
Schütz, Christian Gottfried 50, 53–55, 68, 80, 82
Schütz, Ludwig 141
Schulz, Hans 268
Seleukos Nikator 218 f.
Selle, Christian Gottlieb 181
Semler, Johann Salomo 51 f.
Seneca, Lusus Annaeus 275
Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper 251–259
Sidney, Philip 239
Simmel, Ernst 318
Simonides 96
Solon 94
Spalding, Johann Joachim 51, 182
Spener, Johann Karl Philipp 47
Spener, Philipp Jakob 33
Spinoza, Baruch 61, 271–279
Staël-Holstein, Anne Louise Germaine de 274
Staupitz, Johann von 233
Steinbart, Dorothea Elisabeth s. Frommann, Dorothea Elisabeth
Steinbart, Gotthilf Samuel 20, 41–43, 46 f.
Steinbart, Johann Christian 19, 35, 39
Steinbart, Sigmund 13, 19, 32 f., 35, 39
Stocker, Johannes 216
Stuve, Johann 50
- Tacitus, Publius Cornelius 278
Teller, Wilhelm Abraham 42

- Thamus (ägypt. Gottheit) 148
Theuth (ägypt. Gottheit) 148
Thomas von Aquin 12, 141, 144, 199–206
Tieck, Ludwig 13, 140
Töllner, Johann Gottlieb 20, 41 f.
Tönnies, Ferdinand 14
Träger, Ludwig Martin 50
Travers, Johannes 223, 231
Trench, Henry 253
Tzetzes 95
- Ulfila, gotischer Bischof 224 f.
- Vaihinger, Hans 181
Velthuysen, Lambert van 276
Vieweg, Friedrich 51
Volkert, Johannes 13
Volta, Alessandro 78
Weickhart, Christoph 234
Weigel, Valentin 233–237
Weischedel, Wilhelm 14
Welcker, Friedrich Gottlieb 97
Wenzel, Aloys 269
- Wesselhöft, Johann Carl 21, 67, 104
Whichcote, Benjamin 258
Wieland, Christoph Martin 92, 95, 262, 279
Wilhelm I., deutscher Kaiser 160
Wilhelm III., Prinz von Oranien-Nassau 279
Wilhelm, Richard 14
Willemer, Johann Jacob von 108, 126
Winckelmann, Johann Joachim 91
Windisch-Graetz, Graf von 273, 276
Witt, Johan de 279
Wizenmann, Thomas 271–279
Wolf, Friedrich August 90
Wolff, Christian 265
Wundt, Max 14
Wytttenbach, Johann Hugo 177, 181
- Xenophon 262
- Zahn, Manfred 267
Zedler, Johann Heinrich 29
Zedlitz, Karl Abraham von 42
Zenon 275
Zika, Charles 222

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz

Die Mitarbeiter des Verlags, im Mai 2002.

S. 30

Das Waisenhaus zu Züllichau, Original im Goethe-Schiller-Archiv Weimar, reproduziert nach Uta Kühn: *Tradition und Bedeutung des Frommannischen Waisenhaus-Verlages zu Züllichau und die gesellschaftlichen Hintergründe für Carl Friedrich Ernst Frommanns Übersiedlung nach Jena im Jahre 1798*, Weimar 1991, S. 187.

S. 36

Titelblatt von Johann Arndt *Vom wahren Christenthum*, Züllichau 1736, aus dem Besitz von Günther Holzboog.

S. 38

Titelblatt von Johann Jacob Moser *Lexicon derer jetztlebenden Rechts-Gelehrten in Teutschland*, Züllichau 1738, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena.

S. 44/45

Titelblatt von Gotthilf Samuel Steinbart *System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums*, Züllichau 1786, Stiftung Weimarer Klassik / Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Aufnahme: Angelika Kittel.

S. 49

Carl Friedrich Ernst Frommann. Kreidezeichnung von Johann Joseph Schmeller, 1830, Original im Goethe-Schiller-Archiv Weimar, reproduziert nach *Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann*, hrsg. von Klaus Richter, Weimar 1988.

S. 64

Titelblatt von Georg Samuel Albert Mellin *Encyclopädisches Wörterbuch der Kritischen Philosophie*, Züllichau und Leipzig 1797, Stiftung Weimarer Klassik / Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Aufnahme: Angelika Kittel.

S. 83

Titelblatt von Friedrich Immanuel Niethammer *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus*, Jena 1808, Stiftung Weimarer Klassik/Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Aufnahme: Angelika Kittel.

S. 105

Porträt Carl Friedrich Ernst Frommann. Zeichnung von Johanna Frommann, reproduziert nach Hermann Kurtz: *200 Jahre Frommann Verlag*, Stuttgart 1927.

Goethe im Jahr 1817. Zeichnung von Ferdinand Jagemann, reproduziert nach Fritz Stahl: *Wie sah Goethe aus?*, Berlin und Leipzig 1932.

Verzeichnis der Abbildungen

S. 107

Reinschrift Goethes zum *West-östlichen Divan*, reproduziert nach Konrad Burdach:
Goethes eigenhändige Reinschrift des West-östlichen Divan, Weimar 1911.

S. 108

Widmung Goethes an J. J. Willemer (Okt. 1815), reproduziert nach *Kaiser Rare Books*,
Katalog Nov. 2001.

S. 109

Typographie des poetischen bzw. des prosaischen Teils des *Divan*.

S. 113

Das Frommannsche Haus 1819. Zeichnung von Minchen Herzlieb, reproduziert nach
Leopold Hartmann: *Goethe in Jena*, Jena 1970.

Der Gasthof zur Tanne und die Camsdorfer Brücke. Kupferstich um 1820, reproduziert
nach Leopold Hartmann: *Goethe in Jena*, Jena 1970.

S. 119

Lieferscheine von Frommann & Wesselhöft an Cotta. Cotta Archiv im Deutschen Literaturarchiv,
Marbach.

S. 124

Doppeltitel der Erstausgabe des *West-östlichen Divan*, gestochen von C. Ermer.

S. 127

Letzte Seite des *West-östlichen Divan* mit Versen von Saadi und Goethes Übersetzung.

S. 131

Der Fehldruck und der korrigierte Karton der Seite 9 im Erstdruck des *West-östlichen Divan*.

S. 136

Günther Holzboog, an seinem Geburtstag am 31. März 2002, aus dem Besitz von
Günther Holzboog.

S. 194

Kopf des Platon. Münchner Glyptothek, Inv. 548.

S. 197

Das Philosophenmosaik in Neapel. Museo Nazionale Neapel, Inv. 124545.

S. 202

Autograph von Thomas von Aquin. Vat. lat. 9850, f 50 r a.

S. 220

Hippocrates De praeparatione hominis, ad Ptolemaeum regem, nuper e Graeco in Latinum traductus a Ioanne Reuchlin, Tübingen: Thomas Anshelm 1512, fol. A 2v. Exemplar der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Signatur: HBK 162.

S. 226–229

Autograph eines Briefes von Philipp Melanchthon an Johannes Travers, Staatsarchiv Graubünden, Chur, Signatur: A 1/2a Nr. 48.

S. 237

Autograph von Valentin Weigel, London, British Library, Harley 243, 35 r.

S. 246

Causarum Universalium Speculum (folio 181), aus: Robert Fludd *Utriusque cosmi historia*, Erstausgabe Oppenheim/Frankfurt 1617–1621, 4. Theil, aus dem Besitz des Ernst-Haeckel-Hauses, Jena.

S. 252

Titelkupfer von Anthony, Earl of Shaftesbury *Miscellaneous Reflections* (Probeabzug). Public Record Office, London: PRO 30/24/26/1 no 71.

Titelkupfer von Anthony, Earl of Shaftesbury *Miscellaneous Reflections* (1714/15), aus dem Besitz von Friedrich A. Uehlein.

S. 255

Frontispiz von Anthony, Earl of Shaftesbury *Miscellaneous Reflections* (1714/15), aus dem Besitz von Friedrich A. Uehlein.

S. 282

Autograph von Bernard Bolzano, aus: Bernard Bolzano: *Raumwissenschaft*, unvollendetes Manuskript.

S. 290

Autograph von Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, aus dem Besitz der Internationalen Schelling-Gesellschaft.

S. 313–316

Faksimile zweier Briefe von K. R. Eissler an Friedrich-Wilhelm Eickhoff, aus dem Besitz von Friedrich-Wilhelm Eickhoff.

S. 325

Rückseite eines Ambulanzblattes der Berliner Psychoanalytischen Poliklinik von 1921. Die Abbildung erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Wellcome Library for the History and Understanding of Medicine, London, Contemporary Medical Archives Centre (CMAC/PP/KLE/B4). Copyright für die Dokumente: Melanie Klein Trust, London.